Ottilie Wildermuth's Werke.

V. Band.

C

Ottilie Wildermuth's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Fünfter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1862.



Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Aus dem Frauenleben.

Erster Band.

Ein sonnenloses Leben.

Es werden wohl Viele das Leben befragen:
Wo liegt die Oase des Glücks und der Ruh?
Nicht ahnend, daß Leiden und langes Entsagen
Auf mühsamem Wege nur führe dazu.
Drum freut euch, ihr, die ihr entbehrt und gelitten,
Ihr schweigenden Opfer am Lebensaltar,
Die Palme des Glückes, sie wird nur erstritten,
Dann beut sie den Frieden des Himmels euch dar.

Agnes Franz.

Die Blume ringt nach Sonnenschein und das Menschenherz nach Freude. Wie die Blumen für die Sonne, so sind wir zum Glück, zu reinem vollkommenem Glück erschaffen; dies Bewußtsein, dies Gefühl eines heiligen Anrechts erbt sich fort und hat sich fortgeerbt seit Jahrtausenden, auf einer Erde, die noch nie ein ganz vollkommenes Glück gekannt hat.

Und neben diesem ruhelosen, berechtigten Verlangen nach Glück, steht die Schrift, die ihre seligsten Verheißungen an das Leid knüpft, so oft, so klar und entschieden, daß man sich fürchten sollte vor dem Tropfen Glück und Wohlergehen, der uns etwa zugetheilt ist.

Der Glaube löst diesen Widerspruch einfach: über der Erde, deren Mängel und Prüfungen uns läutern, uns erst fähig machen sollen für das rechte Glück, zeigt er uns eine Heimath voll Frieden und Seligkeit, in der das tiefste Sehnen volle, reiche Befriedigung findet.

Wie aber hienieden die Sonne über Berg und Thal

scheint, so ist gewiß auch hier schon jedem Herzen ein Maß von Glück und Freude beschieden. Arme und Unglückliche sehen so gerne Mangel oder Leid schlechtweg für einen Hauptschlüssel zur Himmelsthür an; sie bedenken nicht, daß ihr Unglück sie noch gar nicht geläutert hat, wenn sie nicht gelernt haben, die kleinsten Sonnenblicke des Lebens zu finden und zu fühlen; wer hier nicht gelernt hat, sich zu freuen, der bringt wohl kaum ein Herz hinüber, das der ewigen Freude fähig ist.

Aber es ist oft schwer, zum Lichte zu dringen; nicht alle Blumen sind in sonnige Beete gepflanzt.

Ein sonnenloses Beet war es denn auch, in dem eine bleiche Blume erblühte, die nicht zur Freude bestimmt schien.

In einem Hinterhaus eines engen schmutzigen Gäßchens, dem man nicht ansah, daß es zu einer ziemlich angesehenen Handelsstadt gehörte, wohnte ein ehemaliger Beamter, nun Winkeladvokat im vollsten Sinne des Worts. Er war hieher gezogen, nachdem er eine Strafe wegen unredlicher Amtsführung erstanden hatte, und lebte nun von kleinen Schreibereigeschäften, wie sie sich eben noch finden wollten für einen Mann befleckten Namens.

Sprößer, so hieß er, war müde geworden, über die Ursachen seines Unglücks, wie er es nannte, zu brüten, die er in allem, nur nicht in sich selbst suchte. Das Bedürfniß nach Erholung, nach Zerstreuung seiner quälenden Gedanken an Einst und Jetzt, suchte er in Gesellschaften zu befriedigen, wo er sich nicht zu schämen brauchte, ja, wo er sich noch eine Art von Ansehen geben konnte: unter liederlichen Familienvätern, verdorbenen Handlungsdienern und bankerotten Kaufleuten, wo Jeder in der Erbärmlichkeit des Andern den wirksamsten Trost für seine eigne fand.

Das war Bertha's Vater; um das Wesen ihrer Mutter begreiflich zu machen, muß ich mit der Großmutter beginnen. Die war einst ein schönes, stolzes Bauernmädchen gewesen, eine reiche Erbin, der Schmuck des Dorfes, umworben von Müllern, Hofbauern, kurz allen ländlichen Größen der Umgegend. Unter diese Bewerber, für deren keinen sich noch die schmucke Annemarie entschieden hatte, trat plötzlich der junge Dorn, ein gebildeter Landwirth, der sich in der Nachbarschaft ankaufen wollte. Er hatte schon in verschiedenen Fakultäten ein theures, erfolgloses Lehrgeld bezahlt, eh er beschlossen, zur Mutter Erde zurückzukehren und seinen Kohl zu bauen; er war ein schöner Mann, trug einen polnischen Rock und einen großen schwarzen Bart und hatte freie gewinnende Manieren, die in allen Kreisen sein Glück machten.

Wenn er um Annemarie warb, so waren es nicht materielle Gründe allein: er fand wirkliches Wohlgefallen an dem hübschen, frischen Mädchen, er fand Reiz darin, ihre zahlreichen ländlichen Bewerber aus dem Feld zu schlagen, und er freute sich des idealen Plans, sie zu sich heranzubilden. Unmöglich schien das gar nicht, sie war ein gescheidtes Mädchen und versicherte ihn, daß sie „auch gern in den Büchern lese.“ So hatte er ihr denn alle Abend aus dem Schiller vorgelesen, unbeirrt davon, daß sie alle Abende regelmäßig dabei fest einschlief; nur als sie der Frau Pfarrerin erzählte, ihr Mann lese ihr so eine schöne Geschichte vor, sie heiße Karl Moor, man wisse aber nicht, ob man dabei lachen oder heulen soll, es werde wahrscheinlch verlogen sein, dachte er, er wolle lieber mit Vorlesen inne halten und ihr selbst das Lesen überlassen. Er schenkte ihr Körners Werke und freute sich ein halb Jahr darauf, sie einmal mit dem Buche zu treffen. „Was lesen Sie Schönes, Frau Nachbarin?“ fragte der miteintretende Pfarrer, „was für ein Werk haben Sie

da?" „Lebensumstände," antwortete sie mit großer Bestimmtheit. „Lebensumstände?" fragte der Pfarrer und nahm das Buch in die Hand. Ja so! da stand auf den ersten zwei Seiten: Lebensumstände Theodor Körners, und darüber hinaus hatte die gute Frau noch nicht gesehen.

Dorn gab die Bildungsversuche auf und ließ Annemarie schalten und walten und regieren in Hof und Haus; das war ihr Element und sie befanden sich Beide trefflich dabei. Die praktische Einsicht der Frau machte gar oft gut, was seine theoretische Weisheit beinahe verdorben hätte: suchte er in Gesellschaft, die sie jedoch selten besuchte, die Lücken ihrer Bildung zu decken, so rettete sie ihn durch kluges Dazwischentreten gar oft vor dem Spott des Gesindes, wenn er wieder etwas Verkehrtes „aus dem Büchle" anordnete, wie sie's nannten.

Für die Landwirthschaft war sie entschieden tauglicher als er. Wenn er die ersten Lenzdüfte athmete und seinen Uhland und Kerner holte um in Frühlingsliedern zu schwelgen, so dachte sie an's Düngerspreiten; als er einst seine Arbeiter beaufsichtigen wollte, dabei zum Divertissement auf dem Weg die Guitarre mitnahm, und so gleich einem Troubadour die Wiese betrat, traf er seine Frau aufgeschürzt inmitten der Leute stehend und in Arbeit, nicht wie eine idyllische Schäferin, sondern wie eine tüchtige Magd.

Uebrigens respektirte sie seine Bildung und er ihre praktische Einsicht, eines fügte sich in's andre, gab nach oder ließ gewähren, und so gab es eine friedfertige Ehe, wie es viele gibt, in der Jedes seinen eigenen Weg geht, wo aber ein tieferes Verstehen unmöglich ist. Das eine Bindemittel, das auch die verschiedensten Bildungsstufen ausgleicht, ein gemeinsamer Glaube, fehlte diesem Bund; der angelernte Glaube

der Väter wurde bei ihr nicht zum Leben, und er hatte sich eine Art bequemer Studentenreligion zurecht gestutzt.

Aus dieser Ehe stammte ein Sohn, der frühe starb und eine einzige Tochter, die wir als Frau Sprösser in so traurriger Lage wiederfinden. Der Vater, der doch zu Zeiten die Lücken seiner Ehe schmerzlich empfand, wollte an der Tochter hereinbringen, was er an der Mutter vermißte, und sparte nichts an des Töchterleins Erziehung. Eine französische Gouvernante mußte in's Haus, sobald das Kind lesen lernte; das war eine höchst unbequeme Sache für die Mutter, da die Demoiselle eben keine Sylbe verstand, so laut sie auch an sie hinschrie. Sie ließ sie ihrer Wege gehen und so bildete die Kleine mit ihrer Bonne bald einen eignen Staat im Haus, in den allenfalls der Vater noch aufgenommen wurde; alle Fäden aber, die Mutter und Kind zusammenknüpfen, brachen allmählich, und die Tochter blieb von zarter Jugend an mit ihren Pflichten und Interessen dem Vaterhause gänzlich fremd. Auch mit ihren Freuden, denn die Bonne verstand es nicht, das Kind für die einfachen Genüsse des Landlebens empfänglich zu erhalten. So oft es möglich war, führte man sie zur Stadt, ins Theater, in Konzerte, und als sie gar im siebzehnten Jahr aus einer französischen Pension zurückkam, wo ihre Bildung vollendet worden, da mußte sich die gute Mutter oft besinnen, ob das in Wahrheit ihre Tochter sei, und die einfachste Anerkennung des kindlichen Verhältnisses nahm bei Karolinen das Ansehen einer gewissen Herablassung an. In des Hauses untern Räumen da schaffte und wirkte die Mutter im Schweiß ihres Angesichts, kochte für die Taglöhner, versah die Arbeit der Mägde, wenn sie auf dem Felde waren; oben aber war hinter gemalten Rouleaux das Zimmer des Fräuleins, wo sie unter Büchern, Musikalien und Stickereien die Zeit hinbrachte, bis die Stille des Land-

hauses durch einen Besuch aus der Stadt unterbrochen wurde. Dann hatte die Mutter wieder zu rennen mit der Bewirthung: „nicht wahr, Mutter, du sorgst bald für den Kaffee, und machst ihn recht stark und ohne Cichorie, und nicht wahr, Mutter, du läßt das Gouté in die Laube bringen und läßt Lene geschwind noch buttern, und Johann darf doch bälder heim vom Feld und die Gäste heimführen?" So bat und kommandirte das Fräulein, ohne Ahnung, daß sie die Mutter zur Magd mache, der sie in Liebe hätte dienen sollen.

Karoline war eben nicht verbildet, sie hatte kein schlechtes Herz, aber sie war all ihr Leben lang gewöhnt worden, ihr eigner Mittelpunkt zu sein; außer ihren Lehrstunden, die sich doch auch wieder nur auf sie selbst bezogen, hatte sie kein „Muß" gekannt, und weder im Ernst der Pflichterfüllung, noch in dienender Liebe waren ihre Kräfte geübt worden.

Die Mutter empfand das oft schmerzlich, ohne sich klar darüber zu werden; die Entfernung vom Gatten hatte sie nie so schwer empfunden, wie die Kluft, die sie von ihrem Kinde trennte. In diesem stillen Herzeleid, das niemand bei ihr ahnte, und dem sie keinen Ausdruck geben konnte, hatte sie endlich gelernt Trost zu suchen bei dem, der keinen Unterschied der Bildung kennt, der den Einfältigen offenbart, was den Weisen und Klugen verborgen bleibt, und sie hatte ihn gefunden. Das wäre nun ein neues Band gewesen an ihres Kindes Herz; aber sie wußte nicht, wo und wie sie es anknüpfen konnte, und die herzlichen Ermahnungen, zu denen sie hie und da den Muth faßte, nahm Karoline ziemlich geduldig und gleichmüthig auf; man konnte deutlich auf ihrem hübschen Gesichtchen den Gedanken lesen: man muß die gute Frau reden lassen.

So blieb Karoline ein Gast im Vaterhause, und wie alle selbstsüchtigen Gemüther war sie nie befriedigt, trotz aller

Opfer, die ihr gebracht wurden. Die Landwirthschaft war ihr ein Greuel, ein Leben, wie es ihre Mutter führte, dünkte ihr eine halbe Hölle, denn so viel begriff sie doch, daß die Frau eines Landwirths nicht so ganz die Dame spielen darf, wie allenfalls seine Tochter. So nahm sie mit Freuden die Hand des Herrn Sprößers an, der nach einem Garçonleben voll üppiger Genüsse sich endlich herabließ, eine Ehe zu schließen, die ihm die Aussicht gab, alle sonstigen Comforts nun mit einer hübschen, jungen Frau zu genießen.

Nicht einmal dies Ereigniß führte das Kind an's Mutterherz; man hatte freilich die Mutter zu Rathe gezogen, aber wenig Gewicht auf ihr Urtheil gelegt. „Er ist ein gar sauberer Mann," meinte sie, „und so eine schöne Größe! aber ich habe ihn nie in der Kirche gesehen; weißt du denn auch, Karoline, ob er dir mit redlichem Herzen helfen will den Weg zum Himmel zu suchen?" — „Der ist ziemlich klar, Mutter," meinte Karoline mit großer Bestimmtheit; „und nach dem Kirchgehen läßt sich die Frömmigkeit gar nicht bemessen, es gibt eine religiöse Anschauung, die weit höher steht." „Aber ich meine," begann schon etwas eingeschüchtert die Mutter, „ein Beamter sollte schon wegen dem guten Beispiel fleißig zur Kirche gehen, ..." — „Aus bloßer Condescendenz ginge Ferdinand vollends gar nicht!" fuhr Karoline auf, „das wäre erst Entweihung!" Nun wußte die Mutter nicht, was Condescendenz sei, und war darum lieber still. Kurz, die Heirath wurde geschlossen; Herr Sprößer war ganz charmant gegen die Schwiegermama, so charmant, daß ihr immer dabei ein innerer Aerger aufkochte, sie wußte selbst nicht warum, weßhalb sie ihm stets kurze trockne Antworten gab. Er brachte ihr ein farbiges Seidenkleid und Karoline selbst machte ihr eine Blondenhaube auf die Hochzeit, damit waren gewiß alle Pflichten gegen die „gute Frau" erfüllt, die sich

fast keine Ruhe mehr gönnte und Tag und Nacht zwischen Leinwandballen und Nähterinnen waltete, tief betrübt, wenn ihre langgesparten Schätze oft erst nicht fein und schön genug gefunden wurden. Daß sie Sopha und Sessel aus der Meubleshandlung kaufen sollte, wo kein Mensch wisse, was darin sei, anstatt einen Sattler mit sechs Gesellen in's Haus zu nehmen, dem man doch auch auf die Finger sehen konnte, das war ihr in der That eine schwere Prüfung, doch schickte sie sich d'rein, wie sie sich in vieles geschickt hatte.

Am Hochzeitmorgen wallte ihr Mutterherz über und sie schlich in ihrer Tochter Zimmer; nur Einmal wollte sie mit ihrem Kinde beten. Das Zimmer war leer, Karoline war im Alkoven, die duftigen Brautgewänder mit Schleier und Myrthenkranz waren malerisch ausgebreitet, auf dem Fenster am Tischchen lag ein aufgeschlagenes Gebetbuch, die Mutter sah hinein: prière d'une jeune mariée, stand oben also französisch! nicht einmal Ein Gebet sollte sie mit ihrem Kinde haben! Sie brach in Thränen aus, und sie war sonst nicht von den Thränenreichen. Karoline kam erstaunt und erschrocken heraus: „was hast Du denn, Mutter?“ — „Ach, Karoline, bete nur einmal ein Vaterunser mit mir, das wirst du doch deutsch können.“ Und Karoline betete mit ihr und weinte mit ihr; zum erstenmal ging ihr eine Ahnung auf von dem, was ein Mutterherz ist, auch wenn es sich nicht in Gedichten ausspricht. Und doch konnte diesmal das feinfühlende Fräulein, dessen Empfindungen im Institut ausgebildet waren und das ein Tagebuch führte so reich an Gefühlen, daß man es in einem Almanach hätte drucken können, nicht alles begreifen, was in der Seele ihrer einfachen Mutter vorging.

Noch eine Freude erlebte die Mutter, als ihr ein Enkelkind geboren wurde. Es war eine Wärterin bestellt, aber die Mutter hatte keine Ruhe, als das große Ereigniß nahe war;

„ich habe zu schaffen, aber du könntest heut in die Stadt," sagte sie in den letzten Wochen fast jeden Tag zu ihrem Mann, der sich das nie zweimal sagen ließ. Als er nun eines Abends spät Kunde brachte, daß der Enkel wohl bald erscheinen werde, da machte sie sich ungesäumt auf; „die Pferde sind müd, ich geh zu Fuß hinein, die Leute wissen schon, was morgen zu thun ist," und so schritt sie durch die tiefe Nacht rüstig voran.

In dieser Nacht erfuhr Karoline, was eine Mutter ist, und von da an war das Verhältniß ein andres. Tief schnitt es ihr ins Herz, als die Mutter einst zu ihr sagte: „nicht wahr, jetzt läßt du mir das Kind recht oft, weißt, in den ersten Jahren da kann ich ja nichts an ihm verderben, nachher, wenn es gebildet werden soll, da weiß ich wohl, daß ich's nimmer oft haben kann." Die gute Ahne fühlte jetzt selbst, daß sie in den ersten Jahren aus Uebergeschäftigkeit ihres eigenen Kindes sich zu wenig gefreut, und dadurch versäumt hatte, die tiefe gegenseitige Liebe zu pflegen, die wohl später auch die Bildungsperiode der Tochter überdauert hätte.

An dem Enkeltöchterlein holte sie das Versäumte reichlich ein: wenn das kam, hatte sie immer Zeit übrig, es zu hätscheln, zu tragen, zu führen, und die Tochter ließ sie gewähren; nur gegen die Massen Zuckerbrod, die dem Kindlein zugestopft wurden, legte sie Protest ein. Es war der Ahne glückseligster Tag seit ihrem ersten Brautmorgen, als die kleine Bertha von der Mutter weg die Aermchen nach ihr streckte und rief: „Ahne bleiba" (bleiben).

Der Ehestand der Tochter hatte trotz des sentimentalen Tagebuchs, das ihm voranging, wenig Poetisches. Sprößer war durch und durch ein Welt- und Lebemann: er brachte die nöthige Zeit auf seiner Kanzlei zu, den Abend im Wirths-

haus, kam aber zu Mittag- und Abendessen pünktlich nach Hause, und lebte überhaupt regelmäßig; nur wenn einmal zu Hause schlecht gekocht war oder die Speise nicht nach seinem Geschmack, so holte er das Versäumte reichlich im Gasthof ein.

Dieser letzte Fall trat nun freilich hie und da ein, da Karoline sich zu Haus blutwenig um die Küche bekümmert hatte. Sie hatte sich damit getröstet, daß die etwas rauhe und massenhafte Kost, wie sie gewöhnlich daheim bereitet wurde, doch nicht für ihre spätern Verhältnisse tauge, und daß sie das Nöthige einmal ganz leicht einholen könne in unserer Zeit, die so reich an Haushaltungsbüchern ist und die bis auf's Haar hinaus Anweisung gibt, wie man es anzugreifen habe, um Mann und Haus zu beglücken. Die Mutter hatte es freilich einmal durchsetzen wollen, daß die Tochter in der Küche angreifen lerne; als aber Karoline in Halbhandschuhen und einem festonirten Kochschürzchen in der Küche erschien und nach der Magd rief, so oft ein Töpfchen zu heben war, so war sie am Ende seelenfroh, als ihr gebildetes Töchterlein wieder abzog und sie allein schalten ließ. Von jenen ersten Versuchen an hatten sich Karolinens häusliche Leistungen darauf beschränkt, daß sie für sich und den Vater den Morgenkaffee in der Maschine machte, wenn die Mutter lange schon mit dem Gesinde Suppe gegessen hatte.

Im Ehstand ging das etwas anders. Der Gemahl war nicht so nachsichtig wie die Mutter und wollte sich mit dem Seufzen über die schlechte Köchin nicht immer abspeisen lassen. Karoline liebte den Frieden und als er einmal die Gans, die zum drittenmal mehr gesotten als gebraten auf den Tisch kam, im Aerger zum Fenster hinauswarf, und statt ihre Thränen darüber zu trocknen, eine Jagdpartie machte, da fing sie an ihre schöngebundenen Kochbücher noch eifriger zu studiren als ihre französischen Romane, aber ohne großen Erfolg.

Solche stürmische Scenen waren übrigens selten, beide Gatten befanden sich beim Frieden besser, nur nahm sich keines von beiden Zeit, diesen Spaltungen auf den Grund zu gehen; man grub kein Unkraut mit der Wurzel aus, man riß es eben ab und säte Sommerpflanzen in den Boden, — das gibt einen öden Herbst.

Sprößer hielt es für das Vorrecht eines gebildeten Mannes, in Religionssachen seinen eigenen Weg zu gehen. Er ging am Neujahr und an des Königs Geburtstag in die Kirche, wohl auch in der Passionswoche, wo er mit seiner Frau zum Abendmahl ging. Karoline ging ziemlich regelmäßig, wenn es nicht eben zu kalt oder zu warm oder zu schmutzig war, wenn sie nicht einen Kuchen in den Backofen besorgen mußte oder nicht schon Morgens eine kleine Lustfahrt mit ihrem Manne antrat. Sprößer billigte das: „ich habe gar nichts dagegen, wenn die Frauen religiös sind, im Gegentheil.“ Nach der Kirche hatte sie eine Runde von Besuchen zu machen, Nachmittags machte man einen gemeinsamen Spaziergang oder eine Ausfahrt über Land. Das war die Sonntagsfeier Jahr aus, Jahr ein; wo soll eine Seele, wo soll ein Haus Ruhe finden, das sich den Ruhetag des Herrn nicht gönnt?

Mit dem Geld, diesem leidigen Dämon des Hauswesens, dessen wir Herr werden müssen, wenn es nicht uns in schmähliche Knechtschaft bringen soll, hatte Karoline nie umgehen lernen. Der Haushalt im Elternhaus war ihr fremd geblieben. Sie hatte nie die Freude der Mutter begriffen, wenn diese zu einer außerordentlichen Ausgabe einen verborgenen Schatz aufthun konnte, den sie aus Flachs und Hanf, aus seltnen Gemüsen oder aus sonst einem Nebenzweig der Haushaltung in der Stille ersammelt hatte. Ihr monatliches Taschengeld hatte sie gewöhnlich in den ersten acht

Tagen ausgegeben und hatte sich dann die übrige Zeit mit außerordentlichen Beiträgen beholfen; sie war gewiß, das Kind reicher Eltern zu sein; woher das Geld kam, darum bekümmerte sie sich nicht im Mindesten.

Mit dieser Unbekümmertheit trat sie in die Ehe; sie wußte wohl, daß ihr Mann nicht reich war, aber sein Einkommen war gut, und „eine Besoldung" hatte selbst die Mutter von jeher als die beste Bürgschaft eines sichern Wohlstandes respektirt. Ihr Vater konnte, wie er sagte, keine große Summe zur Mitgabe aus dem Betrieb ziehen, versprach aber jährliche Beiträge; mit Gemüse, Butter, Schmalz und all dergleichen versah sie die Mutter, so schien's ein Spaß, hauszuhalten und eine gute Weile lebten sie nach dem Sprüchwort: „wie Vögel im Hanfsamen." Allmählich fanden sie aber Beide, daß Haushalten eben doch Geld kostet, selbst mit so wesentlichem Zuschuß. Was ihr Mann hatte, was er einnahm, das erfuhr Karoline nie, sie hatte das unbestimmte Gefühl, es müsse eben immer Geld da sein. Dem Manne fiel es gar nicht ein, sie darüber in's Klare zu setzen, er nahm vorweg an, daß die Frauen zu viel Geld brauchen, so lang sie welches haben, daher gab er ihr stets nur ganz kleine Summen in die Hand und murrte und bruttelte jeder Zeit, wenn sie damit zu Ende war, ohne je ihre ziemlich regellosen Rechnungen genau zu prüfen. Karoline, wie schon gesagt, liebte den Frieden, und schob deshalb den verdrießlichen Moment des Geldforderns so lange als immer möglich hinaus. Um dies zu können, behalf sie sich wie sie konnte: der Mutter Privatkasse mußte gar oft aushelfen, aber die wurde in letzter Zeit so häufig vom Vater geleert, daß sie nie mehr zu Kräften kommen konnte. Da lernte denn die arme Karoline, was Geldnoth sei; tagelang ging sie in äußerster Verlegenheit umher, ihr Grundgedanke war bei allem

fortwährend: „wenn ich nur Geld hätte!“ Sie plünderte alle Käßchen, die sie sich etwa zu besondern Zwecken angelegt, suchte in allen Taschen und Schiebladen, wo sich jemals Geld befunden hatte, borgte zuletzt von der Magd. Wo es immer anging, wurden Vorräthe auf Rechnung genommen und natürlich in größern Massen, damit es eh' der Mühe werth sei.

Kamen dann einesmals diese verborgnen Schulden zu Tage, so gab's ein Hauptdonnerwetter bei dem Manne, das Karoline mit gesenktem Haupt und einer Armensündermiene, je und je mit einem Thränenstrom über sich ergehen ließ, wenn sie sich nicht dagegen empörte und auch ihre Rechte mit geläufiger Zunge vertheidigte. Die Rechnungen wurden endlich bezahlt, die geplünderten Käßchen wieder gefüllt, der Mann warf ihr wohl auch im Verdruß eine größere Summe hin: „das sollte aber für eine Weile reichen.“ Nun war wieder heller Himmel, Karoline hüpfte die Treppe hinab und lud auf den nächsten Tag eine langgesparte Visite ein, auch schärfte sie der Magd ein: „Katharine, daß sie mir gleich alles pünktlich bezahlt,“ und so gings eine Weile in schönstem Frieden, bis der alte Jammer wieder anging. Sich wirklich und eigentlich einzuschränken, fiel demungeachtet Karolinen gar nie ernstlich ein. Ihr Mann rauchte die theuersten Cigarren, trank die besten Weine, trug die feinsten Kleider, machte die kostspieligsten Parthien; warum sollte sie sich etwas abgehen lassen? „Da wäre ich doch einfältig, wenn ich's mir abdarben wollte; was eine Frau ersparen kann, ist ja ohnehin nicht der Mühe werth!“ Wenn sie sich ein Atlaßkleid kaufte, so kostete das ja nicht halb so viel, als Sprößers neuer Pelzrock; um eine Jagdfahrt, die er machte, konnte sie sechs Visiten halten, und wenn er allein eine Reise machte, um sich's auch einmal wieder recht wohl sein zu lassen, so konnte er sie nur mit den kostbarsten mitgebrachten Geschenken versöh-

nen. Man kann gar weit kommen mit dieser Art von doppelter Buchhaltung.

Für die Großmutter war es ein harter Schlag, als Sprößer in eine entfernte größere Stadt versetzt wurde, so lieb dies ihm und Karolinen war. Glückselig machte sie's, daß ihr das Enkelein über die Unruhen des Zugs und der ersten Einrichtung übergeben wurde; sie schwelgte in dem Mutterglück, das sie nie voll genossen, und wenn sie stundenlang sich müde getragen und gespielt hatte mit dem etwas begehrlichen Kinde und seine hellen Aeuglein freundlich auf ihr ruhten, so sagte sie mit nassem Blick: „gelt, du magst mich? gelt, dir ist die Ahne nicht zu dumm?“

Noch eh das Töchterlein den Eltern zurückgegeben wurde, starb Dorn schnell, unvorhergesehen, und in dem gewaltigen Leid, das ein so plötzlicher Tod stets mit sich führt, empfand Annemarie, was ihr in langen Jahren der Ruhe und des Beisammenlebens so selten zum Bewußtsein gekommen: daß Mann und Weib Eines sind. Sie dachte nimmer an die Verkühlung, die so frühe eingetreten, an die innerliche Geringschätzung ihres Mannes, die sie bei aller „guten Behandlung“ wohl herausgefühlt, sie sah nur wieder den stattlichen schönen Mann, wie er damals auf den Tanzboden getreten war und sie zur beneideten Königin gemacht hatte, sie dachte des kurzen Frühlings, wo er unter Lust und Lachen ihr ungelenker Schüler in der Feldarbeit gewesen war; und ihre heißen Thränen wuschen jedes Andenken an seine Fehler aus.

Der Schlag war in seinen Folgen schwerer als sie gedacht. So treulich sie des Haushalts Mühen und Lasten mit ihm, ja für ihn getragen, ihr Mann hatte ihr doch nie seine Verhältnisse ganz offen dargelegt, sie sollte ja nicht glauben,

daß er ihr seine Existenz verdanke; eine ungebildete Frau würde dies auf unzarte Weise fühlen lassen, dachte er, und verbarg ihr sorgfältig den wahren Stand der Dinge und seine eignen Ausgaben, verbarg ihr, zu welch hohem Preis er das Gut übernommen und wie schnell stets die größern Einnahmen verschwunden waren. Sie hatte allerdings oft darnach gefragt, war aber stets mit dem Bescheid abgefertigt worden: „in Staatsobligationen angelegt.“ Das klang ihr so fremdartig und geschäftsmäßig, daß sie keine Einrede mehr wagte.

Nun aber stand Alles anders. Die gerühmten Staatsobligationen wollten sich nirgends finden, dagegen Schulden jeder Art, ein untergrabener Boden, wo sie geglaubt hatte auf felsenfestem Grund zu stehen. Verargt es der ehrbaren Bauerstochter nicht, wenn sie dieser zweite Schlag so schwer traf, wenn nicht schwerer, als der erste. Die gebildete Klasse, mit wenigen Ausnahmen, sieht den Besitz als Mittel zum Genuß an, welcher Art nun dieser Genuß sein möge. Dem Bauern dient der Besitz nicht zum Genuß, er ist von den Eltern mit schwerer Arbeit erworben und wird von ihm mit saurer Mühe erhalten, er ist ein unlösbarer Theil seiner Existenz, und Armuth und Liederlichkeit fallen ihm fast in einen Begriff zusammen. Daher hat auch das Dorf seine schroffere Aristokratie, und die Kluft zwischen einer Comtesse und einem Landpfarrer ist in unsern Tagen kaum mehr so groß, als die zwischen einer reichen Bauerntochter und einem armen Knecht, oder umgekehrt.

Wir halten den vermögenden Bauern oft für hartherzig gegen die Armuth, weil er, wenn er auch den Bettler nicht abweist, doch nicht so von Mitleid zerflossen, nicht so bereit zu Sammlungen und Beiträgen ist, wie wir. Wir bedenken nicht, daß sein Leben viel ärmer an Genüssen ist als unsres, daß gerade der Reichere angestrengt und buchstäblich im Schweiß

des Angesichts arbeiten muß, während er den Armen müßig laufen sieht, und viel besser als wir einsieht, wie häufig die Armuth eine verschuldete ist. Es herrschen noch schöne milde Sitten auf dem Lande, z. B. das Speisen armer Kinder, die aus allen Gegenden zum Aehrenlesen kommen, das willige Beherbergen obdachloser Wanderer; Sitten, die zeigen, daß diese Schwerfälligkeit zum Geben in unsrem Styl nicht eben Hartherzigkeit ist.

Die arme Annemarie war wie niedergedonnert von der Einsicht in ihre Angelegenheiten, mehr noch Herr Sprößer, der Tochtermann, der sich viel bittrer in seinen Erwartungen getäuscht sah. Doch fand er bald einen Ausweg: „Sie sprechen Ihre weiblichen Rechte an, Frau Mama, Sie ziehen Ihr ganzes Beibringen weg, und das ist immer noch etwas Erkleckliches.“ „Und die Schulden?“ fragte die tiefgebeugte Frau. „Je nun,“ meinte der Tochtermann achselzuckend, „über die Verlassenschaft wird Conkurs erklärt, eine unangenehme Maßregel freilich, kommt aber in neuerer Zeit öfters vor; die Gläubiger müssen sich mit dem begnügen, was nach Abzug Ihrer Ansprüche noch übrig bleibt, das ist ganz gesetzlich, Sie haben ja keine einzige Schuld mit unterschrieben.“ „Der Conkurs erklärt, was ist dann das?“ Herr Sprößer erklärte es. Da richtete sich die Mutter auf: „So meinen Sie, ich lasse meinem Mann unter dem Boden verganten? nun und nimmermehr! Er hat nicht schön an mir gehandelt, aber sein Weib bin ich und seinen Namen behalte ich, und das soll ein ehrlicher Name bleiben, so lange ich einen Kreuzer habe.“ Bei diesem Bescheid blieb es, wie sehr auch der gebildete Tochtermann dagegen eiferte und zuletzt wüthete. Wie viel freilich für ihn auf dem Spiel stand, das konnte er sich nicht überwinden, der geringgeschätzten Schwiegermutter zu gestehen.

„Jetzt muß ernstlich eingezogen werden,“ sagte er zu

seiner tiefgebeugten Frau. „Ganz recht; aber wie?“ das ist die schwere Frage. Karoline wollte erst einmal zusehen, wie es ihr Mann mit dem Einziehen angreife. Nun, den täglichen Wirthshausbesuch konnte er nicht unterlassen, was würden die Leute sagen? zudem war das ein Bagatell! das Reitpferd abschaffen? das ging wieder nicht, es macht einen gar schlechten Eindruck, wenn ein Beamter zu Fuß auswärtige Geschäfte in Amtsorten abmacht, und ein ordentliches Miethpferd ist nicht im Orte zu haben, zudem kostet ein Pferd nimmer so viel, wenn man einmal darauf eingerichtet ist. In ähnlicher Weise ging es mit Karolinens Ersparnißversuchen; sie sah abermals nicht ein, warum sie sich's „abdarben“ solle, um so weniger, als ihre Ausgaben ja ohnehin Kleinigkeiten waren. Sprach sie sich bei vertrauten Freundinnen etwas besorgt und bekümmert über den Geldpunkt aus, so waren die bald mit Trost bei der Hand: ach, wie magst du dich das anfechten lassen! bei einem schönen Einkommen wie das Eurige und einem einzigen Kinde, da hat es ja gar keine Gefahr!“ und Karoline glaubte das so gern und sah nicht, wie die Freundinnen hinterher den Kopf schüttelten: „ja, das weiß kein Mensch, wie's gehen kann!“

Ach, eine Falschheit dieser Art ist im täglichen Leben häufig, und sonst redliche Gemüther machen sich deren schuldig. Man folgt dem unwillkürlichen Drang zu trösten, zu beruhigen, man scheut sich, zu verletzen, und gibt flache Trostgründe, an die man selbst nicht glaubt, man sagt dem halb Ruinirten: „o, mit dir steht's noch gar nicht schlimm!“ dem schwer Kranken: „ach, du kannst gar leicht wieder gesund werden,“ und wiegt so in Sicherheit, wo man wecken sollte. Es geschieht oft aus Gutmüthigkeit, aber nicht immer. Oft ist es die leise, unbewußte Schadenfreude, die selbst ein sonst gutes Gemüth bei häuslichen Verdrießlichkeiten und pekuniärem Miß-

geschick Andrer empfindet, und die wir durch oberflächliches Trösten zu vergüten, uns selbst und Andern zu verbergen suchen. Rechte Liebe aber muß wahr sein bis zum Grunde; sie ist langmüthig und freundlich, darum kann sie nicht verletzen und muß segnen, selbst wo sie weh thut. Solche Liebe hat die arme Karoline nicht gefunden; bei der Mutter allein floß ihr heiliger Quell, unverschüttet und ungetrübt, da hätte sie Wahrheit gehört; aber wie konnte die gute Frau urtheilen über Verhältnisse, die ihr ganz fremd waren? zudem hatte sie sich von ihrem Mann gegen die Mutter verbittern lassen: sie, die einst als Mädchen in so edlen Gefühlen geschwelgt, grollte nun der Mutter, weil sie mit eigner Aufopferung ihres Vaters Namen unbefleckt erhalten hatte!

Wenn ein Wagen bergab rollt, geht es rasch und immer rascher. Sprößer hatte schon vor seiner Verheirathung in Hoffnung auf den vermeintlichen Reichthum seiner Frau alle Schulden verschwiegen, später neue gemacht, zuletzt aus seinen Kassen entlehnt. Nach zwei Jahren wurde eine Untersuchung über ihn verhängt, und ihr Resultat war — eine Verurtheilung auf sechs Jahre in eine Strafanstalt.

Ein Selbstmordversuch mißlang ihm, zu einem zweiten fand er den Muth nicht mehr; seine Grundsätze hätten ihn nicht davon abgehalten.

Wer will den namenlosen stumpfen Jammer eines solchen selbstverschuldeten Geschicks schildern: ein Leid ohne Gott, ein Leid ohne Trost; wer die Qualen der armen Frau, wenn ihr Mann, statt in Aeußerungen der Reue, in Flüche und Verwünschungen ausbrach, gegen Alle, die schuldig und nicht schuldig waren an seinem Fall: gegen sie, gegen ihre Eltern, gegen sich selbst und gegen Gott und Welt? Es war fast

eine Erleichterung für sie, als er von der Verletzung, die ihm jener Versuch zugezogen, wieder genesen war und in's Gefängniß abgeführt wurde, obwohl ihr diese Abführung fast das Herz brach.

Wohl bleibt die Liebe das Größeste, der letzte Keim im Menschenherzen, aus dem der Herr noch ein besseres Leben wecken kann. Karoline war ohne Glauben, denn die religiösen Trostsprüche, an denen sie sich jetzt im Versinken halten wollte, glitten an ihr ab, die Dornen erstickten jedes göttliche Lebenskorn; sie war ohne Hoffnung, aber ein Restchen Liebe für den Gatten ihrer Jugend, für den Vater ihres Kindes war unter dem Schutt geblieben, mit dem Selbstsucht und weltlicher Sinn ihr Herz verschüttet. Sie fühlte unaussprechliches Mitleid mit ihm, als das Urtheil ausgesprochen war, da nun doch der schwerste Theil einer gemeinsamen Schuld auf sein Haupt fiel, und in der ersten Gemüthsaufwallung bat sie um Erlaubniß, ihm folgen zu dürfen, um Strafe und Schmach zu theilen; eine Bitte, die freilich nicht gewährt werden konnte. Als er vor seiner Abführung in die Strafanstalt zum Abschied zu ihr gebracht wurde, als er ihr die Hand noch einmal bot, und sich mit verbißnen Lippen und niedergeschlagenen Augen abwandte, da blieb sie in verzweifeltem Jammer auf der Schwelle liegen, über die sie vor wenigen Jahren so leichtsinnig, so unbekümmert geschritten war.

Das Mutterherz war ihr offen geblieben, ein Mutterhaus gab es nicht mehr. Aber die Großmutter überlebte das Elend nicht lange, obwohl sie noch nicht alt war und von kräftiger Konstitution schien. Schon daß sie mit der Tochter in einem engen Stadtlogis wohnen, die Haushaltung aufgeben und sich aus einer Garküche speisen lassen sollte, drückte ihr fast das Herz ab, ihr eckelte vor den Speisen und sie hatte sich nie recht wohl gefühlt seit ihres Mannes Tod. Und nun noch

die Vollendung des Elendes, die Schuld und Schmach des Gatten ihres einzigen Kindes, auf den sie, als auf einen „Angestellten," doch stets mit gewissem Stolz geblickt hatte, so wenig er nach ihren Wünschen war, — das traf sie allzu schwer. Sie hatte jedes Opfer gebracht, um ihres Mannes ehrlichen Namen zu retten, nun aber drückte sie der Gedanke, ob sie nicht durch jenes Opfer das größere Elend herbeigeführt habe; sie fand kein Ende ihrer quälenden Gedanken, die verzweifelte trostlose Tochter vergrößerte nur ihren Jammer und selbst das Enkeltöchterlein konnte sie nimmer erheitern.

Karoline hatte Gelegenheit, in der Pflege der Mutter ihre versäumte Kindespflicht von früher einzuholen, während eines schleichenden Fiebers, das die Kraft der alten Frau verzehrte. Sie trug die Krankheit der Mutter mit derselben stumpfen verzweifelten Resignation, mit der sie jetzt das ganze Leben aufnahm. „Es muß noch Alles über mich kommen." Warum es kommen müsse, wie sie dem Kreuz den Stachel nehmen könne, darüber besann sie sich nicht.

Bei der Großmutter war das anders. Sie wich ihrem eignen Herzen nicht aus, nicht dem stillen Gericht, das der Herr in den langen, langen Nächten und endlosen Tagen der Krankheit in ihr hielt. Wie gering auch ihre Fehler in Menschenaugen scheinen mochten, ihr waren sie klar: ihr Ueberschätzen der äußern Lebensgüter, ihr früherer Mangel an wahrer Frömmigkeit, an wahrer Demuth; — so blieb sie nicht liegen unter der Wucht des Kreuzes, sie richtete sich auf und trug es in stillem Sinn bis an ihr Ende.

Die Tochter begriff das Friedenslicht nicht, das der Mutter aufgegangen war und aus ihrem matten Auge strahlte; die Bibel blieb ihr fremd und todt, sie schlug nur das alte Testament auf, sie begriff Gott als Richter und Rächer, ein Heiland wurde er ihr nicht.

Die Mutter starb und Karoline fühlte mit einer Art von finstrer Genugthuung, wie sie nun ganz verlassen sei, wie eben Alles über sie kommen müsse.

All dieser Jammer zog an der kleinen Bertha vorüber, eh' sie fähig war, ihn zu fassen. Ein kurzer Frühling war dem Kinde beschieden gewesen: die ganz unbewußte Zeit der ersten Entfaltung unter der Obhut der Großmutter, wo diese sie in einen Korb gebettet mit sich trug in den schönen sonnenwarmen Garten, unter schattige Bäume auf freiem Feld, wo sie zum blauen Himmel hinaufgelächelt und mit Blumen und Steinchen gespielt hatte. Das ging bald vorüber, und düstre Gesichter, rothgeweinte Augen und dunkle Kleider waren die ersten Eindrücke, die in des Kindes erwachendes Bewußtsein fielen. Gar oft wandte sie ihre blauen Augen fragend von dem Einen zum Andern, oft strich sie mit dem kleinen Händchen über der Großmutter Gesicht, „nicht weinen, Ahne," aber sie gewöhnte sich allmälig daran und ging still ihres Weges. Das Kind entwickelte sich langsam, weil Niemand für seine Entwicklung Sorge trug. Statt daß die Mutter gesucht hätte, es mit Kleinem glücklich zu machen, warf sie mit Bitterkeit die wenigen Sachen beiseite, die ihm noch geblieben waren: „was soll der Bettel? da drunten die Schneidersfrau richtet ihrem Kind die schönste Puppenstube ein, du armer Tropf bekommst nichts so."

Als der Geist der Großmutter sich begann von dem Schlage aufzurichten, da war sie körperlich zu schwach, um viel für das Kind thun zu können. Stundenlang saß Bertha auf dem Bett der Großmutter und besah die Bilder des alten Gebetbuchs, ihre einzige Unterhaltung. „Mach doch auch dem Kind eine kleine Freude!" bat die Großmutter. „Ach, was Freude," sagte die Mutter, „haben wir doch kaum Brod;

besser sie wächst so auf, als daß sie einmal meint, sie dürfe auch leben wie andere Leute, und dann in's Elend kommt."

Wer kann das allmähliche Aufkeimen des geistigen Lebens, die leise Welt der Gedanken und Träume belauschen, die in einer Kinderseele erwachen und blühen, lang eh es die Worte findet, sie auszudrücken? Und wer weiß, wie mächtig frühe Eindrücke von außen einwirken, lang eh' das Kind zeigen kann, ob es sie aufnimmt? Wie viel von unbewußter Freudigkeit, von frischem Lebensmuth, von hellen Träumen verdanken wir vielleicht dem lachenden Mutterauge, das über uns geweilt, dem fröhlichen Wiegenliedchen, das uns getönt, dem heitern Kindsmädchen, das mit uns gespielt! Das Talent zur Freude muß wie jedes Talent gepflegt werden, sonst stirbt es ab.

So war es wohl kein Wunder, daß die kleine Bertha aufwuchs, eine licht- und sonnenlose Blume, farblos im Aeußern, freudlos im Innern.

Sie kam in die Schule; kein einziges Kind hatte sie vorher gekannt, keine Mutterhand führte sie dem Lehrer zu: die Mutter schämte sich, unter Leute zu gehen, eine Nachbarin nahm sie mit; die vielen Kinder machten ihr bange, sie wurde noch scheuer und stiller als zuvor. Sie faßte langsam; als sich aber endlich mit dem Lesen und Schreiben die Pforten des Wissens für sie erschlossen, da warf sie sich mit dem stillen, zähen Eifer auf's Lernen, der die eigentlichen guten Schüler macht, die vom Lehrer gelobt und bevorzugt, von den Mitschülern geneckt und gemieden werden.

Eine fröhliche Zeit, die Schulzeit! wenn auch das erste Drangsal des Menschenlebens. Fürchtet ihre Gefahren nicht! befehlt Euer Kind dem Herrn und haltet sein Herz offen, dann aber laßt es getrost Lust und Leid dieses ersten Weltbürgerthums genießen, wenn Ihr nicht anders im Sinne habt,

es sein Lebenlang in Baumwolle zu wickeln und unter eine Glasglocke zu stellen.

Unter den Schulgesetzen die in unsrer Schule alljährlich verlesen wurden, stand §. 3: „Es wird von den Schülern erwartet, daß sie die Schule still und sittsam in gehöriger Ordnung verlassen.“ Ja still und sittsam! ich will nicht von den Knaben sagen, bei denen sich das tägliche Wunder wiederholte, daß unter ihrem Gepolter die Schultreppe nicht brach, nein, leider auch wir Mädchen brachen aus der Schulstube hervor wie ein Bienenschwarm, nur viel geräuschvoller, und die Lehrer waren so vernünftig und ließen das Gesetz vor Ohren gehn und begriffen, daß es die helle liebe Lebenskraft ist, die nach dem langen Stillsitzen doppelt rasch aufschnellt. Das ist nun freilich nicht so in den „Instituten“ der Residenzen, wo die jungen Fräulein in Hut und Schleier nebst Sonnenschirmchen zierlich nach Hause gehen, im Bewußtsein, daß sie unter den Augen des gebildeten Publikums wandeln, ach nein, dort nehmen auch die Unarten eine gebildete Färbung an; dies Bild ist aus einer Landschule auf den ersten Stufen der Kultur, wo einmal die ersten Residenztöchterlein, die dorthin verpflanzt wurden und in Hut und Schleier zur Schule gingen, als „Paradiesvögel“ rücksichtslos verhöhnt wurden.

Und die Pausen, das „Herausdürfen,“ wie wir's nannten, welche Herrlichkeit! man sollte in die Schule gehen, nur um heraus zu dürfen. Welche Fülle von Spielen! für jede Saison ihr eignes. Mit den Schneeglöckchen kommt der Ball, die Dätscher oder Fünfsteine, oder wie man's nennt, später die wildern Spiele: Bock, Bock was thust in meim' Garten? Katz und Maus, der dritte Mann, das Räuberspiel, das schon nach moderner Kultur schmeckt, Kettenflechten, Gläserspülen, Ei, wer sitzt in diesem Thurm? eine unerschöpfliche Mannig-

faltigkeit, bis der einförmige Winter nur die Wahl läßt zwischen Schleifen und Schlittenfahren.

Dazwischen die minder löblichen Ergötzlichkeiten während der Schulstunden selbst, in denen die Mädchen erfinderischer sind als die schwerfälligern Buben: Bildchen malen, Papierstickerei, Perlenringe anfassen, Roßhaarketten flechten, Ausschneiden, Fleckchenzupfen, sogar Lotterien, bei denen der Einsatz eine Bohne beträgt, werden während der Lektionen im Verborgenen betrieben und machen den Lehrer desperat. Will das nicht vertheidigen und danke dem Lehrer, der es mit Feuer und Schwert ausrottet; doch sind wohl diese Auswüchse Winke, daß unser Geschlecht nicht zu ausschließlich geistiger Thätigkeit berufen ist, und auch zum Wissen nicht militärisch dressirt werden kann.

Auf unsre kleine Bertha hat diese Abschweifung wenig Bezug, sie blieb diesem Treiben fast völlig fremd; zu den kleinen Gesetzlosigkeiten des Schullebens war sie zu ernst und zu unschuldig, aber auch zu den erlaubten Vergnügungen zu schüchtern und zu unbeholfen. Sie saß auf der Bank vor dem Schulhaus, als in den ersten Wochen nach ihrer Einführung die Mädchen Groß und Klein sich im Schulhof tummelten. „Spiel' auch mit!" rief ihr gnädig eine der Größern zu, für die das unbekannte Mädchen einen gewissen Reiz hatte. Bertha fügte sich in den Reihen. „Wer ist denn dein Vater?" fragte die Nachbarin, Bertha sah erstaunt auf, niemand hatte ihr je vom Vater gesagt. „Ihr Vater ist im Zuchthaus," flüsterte ein größeres Mädchen der Fragenden zu. Bertha war wohl zu jung und zu unerfahren, um ganz die Bedeutung dieser Worte zu verstehen, aber sie verstand den scheuen mitleidigen Blick, den die Nachbarin auf sie warf, und das unwillkürliche Zurückzucken des Mädchens, die sie an der andern Hand hielt, und die Worte trafen sie wie ein Dolchstich. Sie wagte nicht,

die Mutter zu fragen, sie fragte nur einmal die Nachbarsfrau scheu und leise: „was ist's denn, wenn man im Zuchthaus ist?" — „O, das ist etwas Arges, frag du nicht mehr darnach, du kannst nichts dafür, armes Tröpfle." Sie fragte nimmer, aber sie zog sich noch mehr in sich selbst zurück.

Der Lehrer nahm sich ihrer an, und wenn diese Protektion sich auch nicht über die Schulstunden hinaus erstreckte, so richtete sie sich doch daran auf; sein Angesicht war ihr wie eines Engels Angesicht. Lernen, Lesen war nun ihr einziger Genuß, aber es machte ihr Auge nicht hell, ihr Herz nicht fröhlich, sie hatte niemand, gegen den sie eine Freude aussprechen konnte, sie dachte gar nicht an die Möglichkeit. Die Mutter saß daheim stets mit demselben finstern Gesicht und suchte aus großen und kleinen Begegnissen lauter Belege zu ziehen für die festgestellte Thatsache, daß über sie Alles kommen müsse.

Bertha war etwa neun Jahre alt, als sie eines Abends wie alle Abende still mit ihrer Arbeit bei der Mutter saß, da öffnete sich, ohne daß zuvor geklopft wurde, die Thür leise, langsam: auf der Schwelle stand ein Mann in abgetragenen unmodischen Kleidern. Die Mutter fuhr aus ihrem Brüten auf und sah ihn an: „Ferdinand!" rief sie mit durchdringender Stimme und wollte auf ihn zueilen, aber sie wankte unterwegs, der Mann fing sie auf, und mit lautem Weinen lagen sich die Gatten in den Armen. Es war ein herzzerschneidendes Weinen, Bertha hat es in ihrem Leben nicht mehr vergessen können.

„Ist das unser Kind?" fragte endlich der Vater und faßte Bertha bei der Hand; er schien als er sie betrachtete etwas getäuscht, sie war ein sehr blühendes, schönes Kind

gewesen, jetzt war sie schmächtig und blaß. „Armes Kind!“ seufzte er und schloß sie in die Arme; Bertha weinte und streichelte sanft des Vaters Stirn, sie wußte selbst nicht, daß es mit einiger Ueberwindung geschah, — jene Worte in der Schule hatte sie nicht vergessen.

In jeder tiefen Bewegung, sei sie froher oder schmerzlicher Art, gibt uns Gott ein Mittel zu geistiger Erneuerung in die Hand. Aber statt daraus Kraft für einen großen Umschwung zu schöpfen, fühlen sich die Meisten daran erschöpft und wenden sich recht schnell in die Alltäglichkeit zurück, um sich zu erholen. So hätte dies schmerzvolle Wiedersehen den Gatten zum Anfangspunkt einer neuen Vereinigung dienen können, tiefer und schöner als je ihre erste war. Es ist ein entsetzliches Gefühl für eine Frau, den Mann, der ihr Haupt, ihr Schützer, ihr Halt und Hort sein soll, in Schuld und Schande gefallen zu sehen; aber es liegt auch eine wehmüthige Schönheit in dem Gedanken, ihm mit ihrer Liebe allein zu bleiben auf der ganzen Welt, in ihrer Hingebung ihm Alles ersetzen zu können: Glück, Ehre, Freude; ein Stern, der ihn durch die Nacht dem Morgen entgegenführt.

Karoline dachte nicht daran, sich von ihrem Manne zu trennen; sie folgte ihm in die größere Stadt, in der er hoffte unbemerkt zu leben und Arbeit zu finden; aber sie folgte ihm aus einer Art von Instinkt, weil auch sie keine Heimath hatte, nicht aus dem tiefen Gefühl der Treue, die aushält bis in den Tod.

Sie richteten sich nothdürftig ein in dem neuen Wohnort und lebten von dem oft kümmerlichen Erwerb, den Sprößers Geschäfte und die Handarbeiten von Mutter und Tochter eintrugen.

Ein großes und tiefes Schmerzgefühl kann so wenig anhalten als eine hohe Freude, sie müssen nach und nach in

kleiner Münze ausgegeben werden. Es gehört Kraft dazu, dem Schmerz stille zu halten, noch eine viel größere aber, stille zu halten dem Schuldgefühl, und es so mit Gottes Hilfe zu überwinden. Sprößer hatte diese Kraft nicht. In der Strafanstalt, unter gemeineren und wie er dachte schuldigern Menschen als er, war es ihm leichter geworden, sich mit Stumpfheit in sein Geschick zu finden; der Rücktritt in die Gesellschaft war schwerer. Nun wäre es Sache des Weibes gewesen, ihm das Herz aufzuthauen mit dem warmen Hauch der Liebe, ihn zu heben, indem sie ihm Achtung zeigte, ihm eine stille Friedensheimath zu gründen, wenn ihm auch sonst die ganze Welt verschlossen blieb, und es hätte ihr dies nicht so gar schwer werden sollen, wenn sie ihr eigen Theil Schuld gehörig erwog. Aber Karolinen war es nie eingefallen, in sich eine Schuld zu suchen, sie kam sich nur als das beklagenswerthe Schlachtopfer fremder Fehler vor, und hielt es für übermenschlichen Edelmuth, wenn sie ihrem Mann keine Vorwürfe machte. Sie glaubte sich dagegen vollkommen berechtigt, jeder üblen Laune, jeder bittern Stimmung den freiesten Lauf zu lassen; wer konnte das einer so unglücklichen Frau übel nehmen? Beschwerte sich der Mann über eine verbrannte Suppe, so entgegnete sie: „weiß nicht, woher ich jetzt noch delikate Bissen auftischen soll;“ wünschte er, daß im Winter die Fenster der kalten Wohnung geschlossen blieben: „o freilich, nicht einmal einen Athemzug frische Luft darf man genießen! Was brauchen wir noch Luft, die ist für andere Leute!“

So war es eine herbe Treue, die bei ihm ausgehalten; und eine unsägliche Bitterkeit schlich sich in des Gatten Herz, wenn er in seinem Bewußtsein nicht den Muth fand, auf solche Anspielungen zu antworten, die nicht eben ausgesprochen waren, um ihm wehe zu thun, sondern nur in der schonungslosen Rücksichtslosigkeit des Egoismus.

Bertha, mit einem angeborenen Sinn für das Edle und Schickliche, empfand, ohne es zu wissen, all diese Mißlaute schmerzlich. Trotz einer leisen Regung von Abneigung gegen die etwas gemeinen Manieren, die der Vater angenommen, hätte sich das Kind ihm gern genähert; er aber verstand ihre stille Weise nicht und hielt sie für einfältig. Während der langen Kerkerjahre hatte er in der Thorheit eines weltlichen Herzens Pläne auf Pläne gemacht, wie er wieder zu äußerm Wohlergehen gelangen könne; als Hoffnungsanker erschien ihm da sein Töchterlein, in dem er, wie so viele Väter thun, entschieden eine künftige Schönheit erblickt hatte, er beschloß, das Aeußerste für ihre Erziehung zu thun. Die sollte dann in die Welt treten, glänzende Eroberungen machen, die glänzendste darunter fesseln und als angesehene Frau dem Vater Glück und Ehre wiederbringen. Nun fand er ein bleiches, unscheinbares Mädchen von schwacher Gesundheit, in deren Natur es viel mehr lag, ihre Gaben, die sie selbst nicht ahnte, zu verbergen, als geltend zu machen. Sein Luftschloß fiel zusammen und er wandte sich gleichgültig von dem stillen Kinde. Bald fand er eine Gesellschaft, die ihm zusagte und in der er, so oft es ihm möglich war, seine Abende zubrachte.

Sein Herz wurde vollends verhärtet, seine Sitten roher und gemeiner; Frau Karoline sah nur wieder einen neuen Beweis für die große Wahrheit, „daß Alles über sie kommen müsse,“ und erging sich recht im Gefühl ihres namenlosen Unglücks mit einer Art von Schadenfreude gegen Gott und Welt und sich selbst. In dieser Lebensluft sollte Bertha sich entfalten, das war die selige Kinderzeit, das die goldenen Jugendtage, die ihr blühten! Die Schule war ihr Glück; das war doch eine Welt, in der nicht die schwüle Pestluft des Vaterhauses wehte, obgleich sie auch hier wie in der frühern vereinzelt blieb, und tausend kleine Dornen sich in

ihr Herz drückten, mehr noch in der höhern Bürgerschule, in der sie denn doch der Vater unterbrachte, als früher in der Volksschule. „Morgen ist mein Geburtstag!“ jubelte eins der kleinen Mädchen, „ich freu' mich, die Mutter hat schon Kuchen gebacken, und von Julius bekomm ich vielleicht ein Federrohr! Kriegst du auch Chokolade an deinem Geburtstag, Bertha?“ — „Ich weiß nicht, wenn mein Geburtsag ist,“ sagte diese mit unsäglichem Wehgefühl, während die Mädchen sie verwundert und mitleidig ansahen. „Am Mittwoch ist Martinstag, da machen wir dem Lehrer ein Geschenk,“ wurde mit eifriger Wichtigkeit verhandelt, „bring auch etwas dazu, Bertha!“ Bertha brachte daheim bei der Mutter schüchtern ihr Anliegen vor. „Geh zum Vater, sagte die kurz, er soll dir geben von dem, was er gestern noch vom Wirthshaus heimgebracht, ich habe nichts.“ — „Geh zur Mutter,“ rief der wüthend, „und fordere, was sie vor Zeiten in Torten und Visiten vernascht hat, davon kannst du sechs Schullehrer erhalten.“ Das Kind forderte nichts mehr. Weihnacht kam, das Fest der Freude, die Mutter schenkte ihr einen Sechser: „da kauf' dir Pfefferkuchen, ich schäme mich, in einen Laden zu gehen, kann dir doch nichts Rechtes geben.“

Eine einzige Freundin gewann sie allmälig, die Tochter eines reichen Kaufmanns, die Bertha nach den Schulstunden manchmal mit nach Hause nahm. Da sah sie denn zum erstenmal eine schöne, behagliche Häuslichkeit, freundliche Augen und gemüthlichen Familienverkehr; sie kannte den Neid nicht, aber ihr Herz zog sich schmerzlich zusammen, als sie die düstre Stube daheim wieder betrat. Die Eltern der neuen Freundin interessirten sich für sie, der Vater zog Erkundigungen ein; Sprößer erhielt einen Brief von ihm, in dem er ihm anbot, „um seiner Familie willen“ ihm Beschäftigung für sein Comptoir zu geben, wenn er gänzlich sich von seiner bisherigen Ge-

nossenschaft lossage und Beweise gründlicher Besserung gebe. Der Geschäftsmann sprach geradezu und bündig; diese Sprache empörte Sprößer so sehr, daß er Bertha den Umgang mit Amalien gänzlich untersagte. Bertha gehorchte ohne Widerrede; sie sah Amalie nur noch in der Schule und später in der Religionsstunde. Es kam etwas von der Mutter Geist über sie: „über mich muß Alles kommen!“

Die Zeit des Religionsunterrichts zur Vorbereitung auf die Konfirmation war ihre glücklichste. Es war ihr, als umwehe sie Heimathluft, wenn sie die Pfarrstube betrat, in der er ertheilt wurde, und mit ihren stillen Augen an dem Blick des Geistlichen hing. Der Mann meinte es redlich; aber mehr, als er hatte, konnte er nicht geben, und das Beste hatte er nicht. Er wußte schöne Gefühle zu erwecken, viel edle Vorsätze hervor zu rufen, Christus war ihm der Weg und die Wahrheit; das Leben selbst war er ihm nicht geworden. Auch Bertha's Herz erwärmte sich für Tugend und Glauben, aber wenn sie daheim anknüpfen wollte, ihre Vorsätze ausführen, ihre Gelübde erfüllen, ach da wollte es nirgends gehen; niemand verlangte ihre Liebe, niemand dankte für ihre Hilfe, niemand prüfte ihre Geduld, es gab keine Stürme, keine Wolken, die Mutter ließ den Vater stumm gewähren; seine beschränkten Mittel und der Mangel an Kredit schützten ihn vor eigentlicher Völlerei. Diese Häuslichkeit war ein Sumpf, über dem ein grauer Nebel hängt, — Bertha dachte am Ende, auch das Christenthum mit seinen erhabenen Lehren, mit seinem Frieden und seiner Seligkeit sei doch für Glücklichere als sie.

So verging Jahr um Jahr; der Frühling eines Mädchenlebens zog blüthenlos an Bertha vorüber, ohne Freude, ohne Wechsel, als etwa den der Wohnung, obwohl sie immer auf trübselige sonnenarme Zimmer beschränkt blieben. Dadurch bildete sich nicht einmal eine Beziehung zu Hausgenossen, die

die Einsamkeit des jungen Mädchens unterbrochen hätte. Mit einem natürlichen Sinn für Ordnung und feinere Sitte schreckte sie auch vor den meist schmutzigen unordentlichen Haushaltungen zurück, die sie in ihren abgelegenen Quartieren traf.

Die neue Wohnung, die sie bezogen, war ein trübseliges thurmähnliches Gebäude inmitten der Stadt, und doch auf merkwürdige Weise nach allen Seiten hin blos auf Winkel und Dachrinnen gehend, mit seltsamen halsbrechenden Treppen und Entresols, als hätten alle Bewohner einst wie die Schnecke eine eigne Behausung mitgebracht und sie so zufällig aufeinander gethürmt. Mit lebhafter Phantasie hätte sich Bertha etwa die Dächer von den Häusern wegdenken und die verschiedenen Lebensbilder ausmalen können, die sich darunter bewegten; ihre Phantasie war aber nie geweckt oder genährt worden, so sah sie nur die Katzen, die herumschlichen, das Moos, das auf den feuchten Ziegeln wuchs, und selten, ach selten blickte sie nach dem kleinen Stückchen Himmel, das man von einer Seite sah.

Der Hausbesitzer war ein Schmied, der selten außerhalb der Werkstatt zu sehen war. Das Hausregiment führte die Frau mit kräftiger Hand; ihre Stimme schien sich in der Werkstatt gebildet zu haben, man hörte und verstand sie noch durch das Gepoch der Hämmer. Bertha hatte die kleinen Einkäufe für den Haushalt, überhaupt das auswärtige Departement zu besorgen und kam so am ehesten in Berührung mit der gestrengen Hausfrau; diese fand wenig Gefallen an dem stillen trüben Wesen des Mädchens, ihre noble Haltung und ihr zurückhaltendes Benehmen schienen ihr nur Bettelstolz, wenn sie damit die Art und Weise des Vaters zusammenstellte.

Bertha kannte das sonstige Hauspersonal wenig, nur ein größerer Knabe fiel ihr auf, dem sie hie und da auf der Treppe begegnete, der Lehrbursche, wie es schien. Sein mit

Ruß überzogenes Gesicht war aber jeder Zeit so ganz besonders trübselig, daß es sogar Bertha auffiel, die gar nicht an heitre Aussicht gewöhnt war. Sie wagte einmal, die Hausfrau um ihn zu fragen. „Ach, das ist der Robert, unser Lehrjung, ich wollt', ich hätt' den Schlingel nie gesehen, das ist das letztemal, daß ich einen Buben von Privatsleuten nehme; macht er nicht ein Gesicht wie eine Kreuzspinne, und will ich einmal, er soll mir mein Kind hüten oder Wasser zur Wäsche tragen, so sieht er vollends aus wie die egyptische Finsterniß; wer den Hochmuth nicht lassen kann, der soll brav reich bleiben," fügte sie etwas spitz bei und schloß damit Bertha den Mund.

Sie setzte sich einmal wieder still an ihre Arbeit, um das kurze Tageslicht zu benützen, als das Geschrei: „eine Chaise, eine Chaise!" und das Zusammenspringen der Straßenjungen sogar die Mutter an das einzige Fenster lockte, das auf die Straße ging. Da hielt wirklich ein prächtiger Staatswagen, ein Bedienter sprang von hinten herab, suchte fluchend seinen Weg auf der finstern Treppe, trat aber bald darauf in höflichster Weise in's Zimmer mit der Meldung: „Fräulein Amalie Döring und der Freiherr von Stern wünschen ihre Aufwartung zu machen." Eh noch die betroffenen Eltern bemerken konnten, es werde ein Mißverständniß sein, öffnete sich die Thür wieder, und am Arme eines schönen Mannes, strahlend in Glück und Jugendblüthe, trat Bertha's Schulfreundin Amalie in die düstre Stube. „Nicht wahr, das hättest du nicht geglaubt, daß ich noch an dich denke?" fragte sie naiv die erstaunte Bertha; „ja glaub's nur, wenn wir uns auch seit der Konfirmation nicht mehr gesehen, ich habe dich doch nicht vergessen, aber ich konnte dich nimmer auffinden, weil ihr ausgezogen seid. Jetzt aber, nun wir Brautvisiten machen, habe ich's Gustav gleich gesagt: die Bertha

müssen wir besuchen, so gut als die Vornehmsten von meinen Schulfreundinnen, und habe endlich Eure Wohnung erfahren. Und Gustav ist auch ganz gutwillig mit mir gegangen, o, er thut mir alles zu lieb, und ist gar nicht stolz!" so plauderte die arglose Amalie weiter mit der Taktlosigkeit eines Herzens, das nie Zurücksetzung gekannt, ganz glücklich im Gefühl ihres Edelmuths, mit dem sie die arme Freundin aufsuchte. Ach, sie bedachte nicht, wie der Glanz ihres jungen Glückes dem freudearmen Herzen weh thun mußte, wie der Sonnenstrahl einem kranken Auge.

Der Freiherr fühlte feiner, er unterhielt sich mit ernster Höflichkeit mit der Mutter, die aus ihrer Höhle hervorging und alle Reste ihrer Institutsbildung aufwärmte, um dem Brautpaar zu zeigen, daß die Herablassung nicht zu groß sei, während der Vater, gebildeter Gesellschaft entwöhnt, durch seine überladene Höflichkeit etwas abstieß. Das Zimmer war geordnet und reinlich, seine Dürftigkeit machte Bertha nicht verlegen, das blaue Seidenkleid, der blumengeschmückte Hut, all die feenhafte Toilette der Braut erregten kein Gefühl des Neides in ihrer Brust, aber das strahlende Lächeln, mit dem sich die Augen des jungen Paares begegneten, die zärtliche Sorgfalt, mit der der Freiherr seinen Arm um Amalie schlang, um sie auf der Treppe zu schützen, die ganze Atmosphäre von Glück und Freude, die sie umwehte, das Alles machte ihr die trübe Heimath doppelt düster, als die helle Erscheinung verschwunden war. „Du hättest auch meine Brautjungfer werden müssen, Bertha," hatte Amalie gesagt, „aber wir feiern die Hochzeit ganz still, weil wir nach Italien abreisen, auch dachte die Mutter, es könnte dich mehr geniren, weil du niemand kennst; aber ein Andenken an meine Hochzeit mußt du doch haben, wie wenn du Brautjungfer gewesen wärest!" Das Päckchen, das Amalie ihr zurückließ,

enthielt schönen Kleiderstoff; gewiß eine feine, gütige Weise, dem armen Mädchen eine Wohlthat zu erweisen, und doch that dies reiche Geschenk Bertha weh, ein Ringlein von Amaliens Haaren hätte sie mehr gefreut. Sie zürnte sich, daß sie diese Güte und Freundlichkeit nicht besser würdige, sie fühlte es als eine Sünde gegen ihre weibliche Würde, daß dies bräutliche Glück ihr Herz verwundete, und doch mußte sie sich in ihr Kämmerlein flüchten, während die Eltern sich spitze Reden darüber zuwarfen, daß in ihrem Haus keine solche Freude einkehre, und doch legte sie den Kopf auf ihr Lager und weinte, weinte heiße, bittre Thränen, und meinte, wenn sie auch nur einmal im Leben wüßte, was Glück sei und Freude, nur ein einzigesmal, so wollte sie gern sterben oder — fortleben, wie sie bisher gelebt hatte.

Es war Nacht, der Vater war noch nicht daheim, die Mutter schlief, Bertha saß allein, noch mit mühsamer Arbeit beschäftigt, als sie glaubte, ein leises klägliches Stöhnen zu hören. Sie lauscht, sie hört den Ton deutlicher, er kommt vom obern Boden, den sie unbewohnt glaubte. Es war ihr so in stiller Nacht etwas unheimlich, doch wollte sie niemand unten wecken, vielleicht schlief oben eins vom Gesinde; sie nahm das Licht und stieg mühsam die steile Treppe hinauf dem Ton nach. Er kam aus einer Bodenkammer, sie öffnete ohne Schwierigkeit; da lag auf einem ärmlichen aber reinlichen Bett ein altes Weib, schwer leidend dem Anschein nach. „Kann ich Ihr etwas helfen?" fragte Bertha schüchtern. „Ach, das ist die Jungfer von drunten," sagte die Kranke und richtete sich auf; „da haben Sie jetzt mein dummes Gemauz gehört und sind am End' davon aufgewacht! hätt's auch bleiben lassen können, hab's noch nie gethan, aber heut ist es so gar arg mit meinen Schmerzen, da wollt' ich nur einmal probiren, ob es denn nicht besser

werde, wenn ich ein Bischen augse (ächze), hat aber auch nichts geholfen." — „Kann ich Ihr gar nichts erleichtern?" fragte Bertha wieder, „ich war noch wach." — „Ach freilich, liebe Jungfer, wenn ich nur einen Schluck Wasser hätt, es brennt wieder so, ich rüste mir's sonst immer noch hin, aber heut bin ich so gar elend heimgekommen, da konnt ich nimmer." Bertha eilte, ihr die Labung zu bringen, die ihr sichtlich wohl that. „Ah, vergelt's Gott, Jungfer, was das wieder ein Glück ist, daß Sie mich gehört haben, ja, mir geht's doch allemal wieder gut," und ganz befriedigt legte sie sich auf die Kissen zurück, die ihr Bertha zurecht geschüttelt. „Dank, Jungfer, das ist gar zu viel; aber nicht wahr, was das ein gutes Bett ist? das ist doch eine Wohlthat." — „Was ist denn Ihr Leiden, kann ich Ihr nichts mehr bringen?" fragte Bertha besorgt; „ein wenig Suppe?" — „Dank, Jungfer, kann nichts bei mir behalten, 's sitzt im Magen, der Krebs, sagt der Doktor, da darf ich nichts nehmen, als ein Bischen Kaffee, aber Wasser, das thut auch gut." — „Kaffee will ich Ihr morgen bringen," versprach Bertha und stellte das Wasser neben ihr Bett. „Vergelts Gott, Jungfer, ich nehm's morgen mit Dank an; für später habe ich schon gesorgt, wenn ich einmal nimmer fort kann, weiß schon lang, daß es so kommt. Wollen Sie mir noch eine Güte anthun, wenn's nicht grob ist, daß ich's verlange, so lesen Sie mir meinen Abendsegen, ich hab' kein Licht." Sie bezeichnete Bertha die Stelle im Buch, und ob auch der Schmerz ihre Züge verzog, so sah sie doch mit hellen getrosten Augen auf die Lippen des jungen Mädchens, von denen ihr die wohlbekannten Worte wieder neu an's Herz drangen. Bei allen Stellen, die vom Dank für göttliche Wohlthaten sprachen, nickte sie recht wohlgefällig mit dem Kopf und sprach das

Amen mit heller Stimme. Bertha hörte drunten den Vater und sagte eilig gute Nacht.

Die strahlende Braut und das arme Weib auf ihrem Schmerzenslager mischten sich auf seltsame Weise in Bertha's Träume.

Als Bertha erwachte, wußte sie zuerst nicht, auf was sie sich freue; ach ja, dem armen Weib hatte sie den Kaffee zu bringen versprochen, das konnte sie ganz leicht von dem Morgenkaffee erübrigen. Sie theilte der Mutter ihre nächtliche Entdeckung mit und erhielt leicht Erlaubniß; „bei uns daheim freilich, da hat man die Milch maasweise verschenkt, durfte sich nicht so ein Tröpfchen vom Mund absparen."

Die Alte empfing sie mit großer Freude. „Wie hat Sie geschlafen?" fragte Bertha. „Gar nicht, Jungfer, 's ist arg gewesen, hätt's schier wieder mit dem Augsen probirt; aber das ist ein rechtes Glück, daß ich so schöne Sprüch und Verse auswendig weiß von meinen jungen Jahren, die bet' ich alle wieder her, und halbe Predigten fallen mir oft ein, die ich schon gehört. Gegen Morgen hat's aber nachgelassen, da hab' ich von sechs Uhr an noch herrlich geschlafen, das thut gut! wenn man aufwacht, meint man, man habe die ganze Nacht geschlafen." — „Ja, ist Sie denn so ganz allein?" — „Mutterseelenallein mit unsrem Herrgott," antwortete das Weib getrost; „ich hab's aber wohl gedacht, daß er mir jemand schickt, wenn ich's nöthig habe; ich krieg's allemal gerade wie ich's brauche." — „Aber Sie sollte den Arzt haben." — „Meiner Base Mädchen dient hier, die will nach mir sehen, wenn ich nimmer fortkomme, die kann dann auch zum Doktor, er weiß aber nimmer viel. Sie wird schon kommen," fuhr sie mit bedeutsamem Ton fort, „wissen Sie, sie erbt mich noch!" Bertha's Aug' folgte unwillkürlich dem Blick der Kranken, der wohlgefällig ihre Besitzthümer in

dem Kämmerlein überlief: einen dreibeinigen Stuhl, einen großen alten Kasten und das Bett, sie mußte lächeln. „Sie denken wohl, da ist nicht viel zu erben?“ sagte die Alte; „da machen Sie den Schrank auf, was ich für schön Weißzeug habe! und noch drei Stücklein Leinwand, alles ehrlich und redlich verdient, ja, man soll auch noch etwas hinter mir finden. Aber lieb ist mir's, wenn Sie den Schlüssel nehmen, ich laß ihn der Lene nicht gern unter die Hand. In dem weißen Tuch da ist Alles zum Einwickeln, wenn ich sterbe: ein gutes Leintuch und ein schönes langes Hemd; ich denke, es werde mir keine Sünde sein, wenn ich noch mit Ehren unter den Boden will; das Geld zum Begraben liegt dabei, das darf nicht angewendet werden; eh's an das geht, schick ich zu den Frauen, denen ich gewaschen habe, die lassen mich nicht im Stich, der liebe Gott wird's aber nicht so weit mit mir kommen lassen.“ Unten im Kasten hatte sie noch einen kleinen Vorrath von Kaffee und Zucker, Seife u. dgl. und etwas gespartes Geld, weil ihr der Doktor schon lange gesagt, sie werde bald nimmer aufstehen können. Wie herzlich freute sie sich ihres kleinen Reichthums und wie getrosten Herzens dachte sie doch an den Tod, der sie so bald ihrem werthen Besitz entführen mußte.

Lene, der Base Mädchen, war eine modernisirte Magd in Wollmousselin, mit Plüschtasche und Sonnenschirm; sie kam einmal in der Woche, sah über das Bett der Kranken hin, und hüpfte dann weiter. Der Arzt wußte in der That nimmer viel und kam selten. Um so wohlthätiger war Bertha's Beistand und Umgang für die Alte, und Bertha fühlte sich so wohlthuend berührt von der Frische und freudigen Geduld, mit der diese bis in den Tod die schwersten Leiden trug. Sie war jeder Zeit gutes Muths und wußte stets einen Grund zum Dank. „Das ist eigentlich eine Krankheit

für arme Leute," scherzte sie, wenn sie fast keine Nahrung mehr ertragen konnte; „jetzt denken Sie, wenn ich anstatt dessen die Freßkrankheit bekommen hätte! ich habe so einen Mann gekannt, der mußte alle Viertelstunden was Andres haben, wo sollt' ich das hernehmen? Bertha war eine gewissenhafte Verwalterin ihres kleinen Schatzes, und die gute Alte freute sich kindlich, daß er so weit reichte. „Das, denk' ich immer, werde mir der liebe Gott nicht zu Leid thun, daß ich noch betteln lassen müsse für mich," sagte sie; „ich will ja gewiß nicht hochmüthig sein, aber es wäre mir grausig recht, wenn er mich vorher heimnähme, er thut's auch gewiß." — „Ist's Ihr denn immer gut gegangen auf der Welt, Kathrine?" fragte Bertha einst, der diese Freudigkeit ein stetes Räthsel blieb. „Nun, nicht grad' immer, was man so gut heißt, aber doch grad' so, wie ich's gebraucht habe, ich will Ihnen einmal alles erzählen."

Wir geben diese einfache Geschichte zusammengestellt, wie sie Bertha nach und nach erfuhr.

Geschichte von Einer, der es geht, wie sie's braucht.

Mein Vater war ein armer Taglöhner auf dem Dorf, ich darf kaum sagen Bauer, wir hatten ein Kühle, eine Wiese und einen Acker; aber ich bin doch froh, daß ich auf dem Dorf aufgewachsen bin, arme Kinder in der Stadt werden viel knützer (keinnützer). Und es freut mich heute noch, daß wir arm gewesen sind, man schätzt alles viel besser. Die reichen Bauern müssen sich plagen und haben keine Freude dabei; da legen sie den vielen Dinkel hin, und besinnen sich, ihn herzugeben, bis er theuer genug ist, und wenn sie ihn zu wohlfeil verkauft haben, so kommen sie fast aus dem

Häusle, (von Sinnen). Bei uns aber, da hätten Sie die Freude sehen sollen, wenn wir unsre Gerste heimführten und vom ersten eignen Brod aßen, und wenn's so schöne Aepfel auf unsrer Wiese gab, und das Kühlein kalbete. Wenn ich jetzt so dran denk', mein ich, es sei lauter Freude gewesen, das andre hab' ich freilich vergessen. Und gottesfürchtige Eltern hab' ich gehabt, das ist einem ein Segen für sein Lebtag, ich bin da so glücklich vor viel tausend reichen Kindern. Wenn man so wenig hat, das halbe Jahr nicht mehr weiß, woher das Essen nehmen, da lernt man recht auf des lieben Gottes Augen sehen, und wenn das Jahr um ist, und man ist noch nicht Hunger gestorben, das ist wie durch ein Wunder und man fängt mit neuem Muthe an.

Lang hab' ich freilich nicht genießen dürfen, wie gut's ist daheim: im zehnten Jahr wurde ich Kindsmädchen bei einer Bäuerin. Das war nun just nicht, wie ich's wollte, aber gerad, wie ich's brauchte, da hab' ich mich tummeln lernen! Hunger durfte ich nicht leiden und war den Eltern doch aus dem Futter. So oft ich die Mutter Brod heimtragen sah, freute mich's, daß sie daheim mein Theil auch essen dürfen. Die Eltern sind bald gestorben, recht in Ehren und Frieden, und wir Kinder haben sie schön begraben lassen mit einer Rede vom Herrn Pfarrer. Nun bin ich an allerhand Orten herumgekommen, wie ich's eben gebraucht hab', zuletzt zur alten Sternwirthin in B., die sonst all Wochen eine andere Magd hatte. Hab' ich geglaubt, ich sei vorher 'rumgepudelt worden, so hab' ich's jetzt noch anders gelernt; ich hab' aber gedacht, ich bleib' dir einmal und will sehen, wer's länger aushält, du oder ich. Und i ch hab's ausgehalten," fuhr die Alte mit herzlichem Lachen fort, „zwölf Jahr bin ich geblieben, und die Sternwirthin hat mich gehalten wie ihr eignes Kind. Verstehen Sie, ihre Kinder haben

auch Püffe gekriegt! Wie sie gestorben ist, hat sie mir hundert Gulden baar vermacht und ein schönes Bett und einen Kasten. Gelten Sie, das ist ein Glück für so ein armes Mädle?

Jetzt wär's gescheidter gewesen, wenn ich wieder gedient hätte, prästirt hätt' ichs in jedem Haus nach der Sternwirthin. Da kam aber mein Mann seliger, der ein Mezger war, und wollte mich heirathen Hätt's können bleiben lassen, aber ich werd's eben gebraucht haben, und es ist doch auch rar wirklicher Zeit, daß arme Mädchen einen Mann kriegen. Es war mir eine rechte Freude, als wir in unser eigen Häuslein zogen, ich hab eineweg manche gute Stunde drin gehabt, Gott sei Lob und Dank dafür!

Wenn ich nun sagen wollte, mein Mann sei nicht grob gewesen, so müßt' ich lügen; es kommt das wohl vom Handwerk, aber er fing nicht gleich mit dem Gröbsten an. An unserm ersten Buben hatte er eine Freude, daß ich weinen mußte, aber das Handwerk ging nicht gut, wir hatten zu wenig Satz (Fond), er kam zu viel hinaus und fing das Trinken an. Das war keine gute Zeit, liebe Jungfer, aber je schwerer sie war, desto mehr habe ich des lieben Gottes Hilfe erfahren. O, das weiß niemand, dem's gut geht, was es ist, wenn man sich allein vorkommt auf der ganzen Welt und es ist als hörte man im Herzen sagen: „Fürchte dich nicht, ich bin bei dir." Und es wäre viel schlimmer geworden bei meinem Mann, wenn mir's nicht von Gott gegeben worden wäre, ihm mit Sanftmuth zu begegnen; vielleicht wäre es auch noch ganz gut geworden, wenn er nicht in gar zu böse Gesellschaft gekommen wäre.

Vier Kinder habe ich noch geboren, sie sind alle nach und nach gestorben, ich wäre dazumal oft gerne mit ihnen gegangen, aber der liebe Gott hat mich noch nicht brauchen können.

An einem schönen Morgen aber ist mein Mann fortge-

laufen in die Fremde. Das war arg, und ich meinte zuerst, es sei schwerer als der Tod; aber es ist wieder ein Glück, daß er nicht in seinen Sünden gestorben ist, so habe ich doch noch für ihn beten können. Wenn er schon todt gewesen wäre, so weiß ich nicht, ob's noch geholfen hätte.

Da war ich allein mit meinem Büble, das war ihnen ein brav's Büble, aber schwächlich. Von dem Häusle ist mir nichts geblieben, aber ich habe das Waschen angefangen, und Sie glauben nicht, was für eine große Kundschaft ich gleich bekommen habe; oft wenn ich um neun Uhr von einer Wasch heimkam, habe ich noch bis ein Uhr für ledige Herren zu waschen gehabt und um drei Uhr schon wieder fort! Meinem Büble durft' ich gar nichts abgehen lassen, er wurde so gut geschult wie ein Prinz. Und g'lirnig (leicht zu lehren) ist er gewesen! Dem seine Hefter hätten Sie sehen sollen!

Das ist auch ein Glück, wenn man an seiner Profession eine rechte Freude haben kann, und was gibts da schöneres als Waschen! Ich habe mir oft etwas eingebildet, wenn ich dachte: die vornehmsten Madamen machen nur schmutzig, du aber machst schön weiß. Wenn das schmutzige Geräth garstig in die Waschküche kam und nachher unsre Wäsche wie der frische Schnee im Grünen hing, da lachte mir das Herz, und wenn ich vollends sagen hörte: „das ist wieder die schönste Wäsche, da muß die Metzgerkathrine gewaschen haben!“ — Ich denke nicht, daß mir der Hochmuth zur Sünde worden sei.

Mein Büble wurde konfirmirt, der Herr Pfarrer hat ihn so gelobt! ich wollte ihn in eine Lehre thun, er sagte immer, er möchte eben ein Uhrenmacher werden. Das kam mir ein Hochmuth vor, aber er hatte so eine geschickte Hand, der Herr Pfarrer redete mir auch zu. Gott Lob und Dank, daß ich's ihm zulieb gethan habe! Ich verkaufte mein Gra-

natennuster und meinen seidenen Hochzeitschurz, das langte zum ersten Lehrgeld. O wie war das Büble so vergnügt, als er in die Stube mit den vielen Uhren kam, es freut mich mein Lebtag.

Der wäre Ihnen der allergeschickteste Uhrenmacher geworden, sein Meister hat es oft gesagt; aber der liebe Gott hat's besser gewußt, zu was er taugt, er hat einen Engel im Himmel aus ihm gemacht. Und einen schönen, christlichen Tod ist er gestorben, es hat sich ein Altes daran erbauen können, er hat noch ganz deutlich das Ende von seiner Konfirmationsfrage gebetet: „Herr Jesu, dir leb ich, dir leid ich, dir sterb ich, dein bin ich todt und lebendig, mach mich o Jesu ewig selig. Amen."

Da bin ich denn allein auf der Welt geblieben, aber es ist mir nicht zu hart gegangen.

Wie haben die Leute bei dem besten Willen oft Mühe, ihr Herz in den Himmel zu schicken, wenn sie viel Gutes auf der Welt haben! das hat mir der liebe Gott leicht gemacht, hab' ich doch fünf Engel im Himmel, die auf mich warten.

Vor ein paar Jahren kam Einer aus Amerika, der sagte mir einen Gruß von meinem Mann, er war gestorben in einem Spital in Newyork, und er lasse mich um Gotteswillen bitten, ich soll ihm verzeihen, er habe es wohl eingesehen, was er an mir verschuldet; wenn es ihm besser gegangen wäre, so wäre er wieder gekommen. Nun, wenn er seine Schuld gegen mich so eingesehen, so hat er gewiß auch vor Gott bereut und er wird an keinen schlimmen Ort gekommen sein.

Es ist bald darauf gar eine gute Freundin von mir gestorben, ein christliches Weib, die habe ich gebeten, wenn sie meinem Manne in der Ewigkeit begegne, so soll sie ihm

einen recht schönen Gruß sagen, und es sei schon lang Alles vergessen und verziehen.

So hat mir Gott auch diese Sorge vom Herzen genommen, und ich kann ruhig sterben. Und daß er mir noch eine so gute Jungfer schickt vor dem Tod, die sich so getreu um mich annimmt, da wär' ich gar nicht so keck gewesen, ihn nur darum anzusprechen, ich hätte auch allein sterben können, wenn's hätte sein müssen.

Aus diesen einfältigen Worten fiel für Bertha ein wunderbares Licht auch auf ihr freudloses Dasein, obwohl ihr eben doch wieder ihre Lage die schwerste schien und sie die Gründe zu Dank und Zufriedenheit noch nirgends sehen konnte, die die arme Wäscherin aus ihrem mühevollen Dasein schöpfte. Aber ein anderes Herz als zuvor brachte sie doch mit, wenn sie aus dem Kämmerlein der Alten herabstieg, und es war ihr manchmal, als umwehe sie selbst hier noch etwas von dem Friedenshauch, der jenes Schmerzenslager umgab.

Die Alte hatte nur einen Wunsch: „wenn ich nur Einmal noch eine rechte Wäsche mitwaschen könnte, ich weiß gar nicht, wen sie jetzt statt meiner nehmen." Dieser Wunsch sollte nimmer erfüllt werden, und sie schickte sich auch darein: „sie werden die Liese nehmen, der ist's auch zu gönnen, wenn es gleich in der ersten Zeit nicht so schön wird, sie lernt's vielleicht noch. Lene, sag's doch meinen Frauen, ich lasse sie schön grüßen und sie sollen die Bauchwäschen ja nicht abgehen lassen."

So starb die alte Wäscherin, treu ihrem Beruf, so gut wie ein sterbender General, der noch kommandirt mit der Kugel im Herzen. Der Bertha bestimmte sie den Rosmarin und den Nelkenstock an ihrem Fenster: „das ist das ganze

Jahr eine Freude, Jungfer," und die Bibel und das Konfirmationsbuch von ihrem Büble.

Und nun sie ihre zeitlichen Angelegenheiten geordnet, wandte sie ihre ganze Seele der nahen Heimfahrt zu. Ihr Körper war zum Gerippe abgezehrt; „'s Sterben wird keine harte Arbeit mehr sein," meinte sie lächelnd, als sie ihre magern Glieder betrachtete. Bertha empfing mit ihr das Abendmahl, bald darauf kam der ersehnte Bote, und der Lichtstrahl aus dem geöffneten Himmelspförtlein, den der selige Bengel geahnt, schien auf dem todten Angesicht zu ruhen, so selig war sein Lächeln.

Bertha erwies ihrer todten Freundin die letzten Liebesdienste, dann nahm sie von ihrer Erbschaft Besitz und schied von der Bodenkammer, eine andre als sie einst eingetreten. Es war daheim dasselbe geblieben, aber ihr Herz war verwandelt, es brannte nimmer in vergeblichem Begehren nach irdischem Glück, nur in Sehnsucht nach dem Frieden und Genügen, das jene einfältige Seele genossen, und sie meinte, es müsse auch bei den Ihrigen anders werden. Es ward anders. Eine heftige Entzündung rieb in wenigen Tagen das Leben der Mutter auf. Sie war wenig bei Besinnung und konnte auch in klaren Augenblicken nimmer sprechen, doch sah sie Bertha und den Gatten mit sanften, fast flehenden Blicken an und bot ihnen oft die Hand. Bertha wich nicht von ihrem Lager, sie las ihr die tröstlichen Sprüche und Lieder, die sie von ihrer alten Freundin kennen gelernt, aber sie wußte nicht, ob sie verstanden werde; doch bei dem tiefen Stöhnen der Kranken gedachte sie der Worte: der Geist selbst vertritt uns auf's Beste mit unaussprechlichem Seufzen.

Der Vater war tief erschüttert, als der letzte Seufzer der Kranken verstummt war, Bertha drückte ihr sanft die Augen zu und befahl ihren Geist in die Hand des allbarmherzigen Got-

tes. Sie kam sich jetzt unsäglich allein vor auf der Welt; obgleich sie wenig Liebes von der Mutter genossen, war sie doch mit ihr verwachsen, der Vater war ihr beinahe fremd geblieben, sein ganzes Wesen war so verschieden von dem ihrigen.

Den Vater erbarmte des einsamen Kindes, auch hatte der ernste Gast, der Tod, ihn für eine Weile seiner rohen Gesellschaft vergessen lassen; aber Bertha fühlte wohl, daß ihn, wenn die erste Erschütterung vorüber sei, schon die Langeweile wieder in den alten Kreis treiben würde, den sie so sehr für ihn fürchtete. Was sollte sie thun, um den Vater an's Haus zu fesseln? Das arme Kind besann sich müde, ihr fiel nichts bei. Sie besaß keine schönen Talente, obgleich es ihr nicht an Gaben zum Lernen fehlte. Der Vater hörte ihr geduldig zu, wenn sie ihm aus der Bibel oder den wenigen andern Büchern vorlas, die sie im Besitz hatte, aber sie sah wohl, daß sein Wille dabei war, aber nicht sein Herz, und daß ihm dieses Stillleben gar bald entleiden würde.

In dieser Bedrängniß fiel ihr oft eine Aeußerung der alten Kathrine ein: „wir sind alleweil noch zu unkeck gegen den lieben Gott; wenn man so einen reichen Vater hat, braucht man sich nicht zu geniren, geradewegs zu bitten um Alles was man braucht.“ — „Aber, Kathrine, warum hat Sie nicht um mehr Wohlstand gebeten?“ hatte dann wohl Bertha gefragt. „Ja, liebe Jungfer, weil ich das nicht gebraucht hab', ich habe wohl gespürt, daß mir Reichthum nichts nutz wäre. Um was ich aber gebetet, das habe ich Alles erlangt, auch im Leiblichen. Ich habe gebetet: daß mir meine böse Frau, die Sternwirthin, geneigt werde, und der liebe Gott hat mir ein geduldig's Herz gegeben, daß ich mit ihr fertig geworden; ich habe oft und oft gebetet: daß er meinen Mann zur Buße rufen soll, und das ist ja auch noch geschehen; ich habe gebetet: daß er's dem Jakob, mei-

nem Büble, gut gehen lasse, — und was kann einem Besseres geschehen, als daß ihn Gott so jung und unschuldig in Himmel nimmt? ich habe auch gebetet, daß ich nicht Bettelbrod essen dürfe, und das war vielleicht erst noch ein Hochmuth von mir, es haben ja schon brave Leute betteln müssen, und doch hat mir's der liebe Gott gewährt. Da sehen Sie!" hatte sie triumphirend geschlossen.

So wagte denn Bertha auch dies Anliegen dem Herrn zu befehlen und harrte zuversichtlich der Gewährung.

Von Kathrine, die sämmtliche Hausbewohner gar wohl kannte, hatte Bertha erfahren, daß der trübselige Lehrjunge der Sohn eines Pfarrers sei, der kein Vermögen, wohl aber zehn Kinder hinterlassen, die man nun eben bei Handwerkern auf's Billigste untergebracht habe. Sie hatte herzliches Mitleid mit dem Knaben und wünschte ihm freundlich sein zu können, wußte aber nicht wie sie das angreifen sollte.

An einem kalten Herbstsonntag Nachmittag hatte sie die Hausfrau etwas zu fragen. In einer Ecke im Gang saß der trutzige Robert mit blau gefrornem Gesicht und las. „Sie haben da kalt zum Lesen," sagte Bertha freundlich. Erstaunt und etwas geschmeichelt sah der Knabe auf, es hatte noch niemand Sie zu ihm gesagt, und zu dem Fräulein, als der einzigen Gestalt des Hauses, die ihn an seine bessern Tage mahnte, hatte er sich stets hingezogen gefühlt. „Weiß wohl," erwiderte er wieder mürrisch, „in der Stube kann ich nicht lesen, die Meisterin sagt: am Sonntage lasse sie uns freien Lauf, da wolle sie ihre Stube für sich, in meiner Kammer ist's noch kälter, und im Bett leidet sie's auch nicht: ich dürfe das Bett nicht auch bei Tag verderben." Ohne Abschied eilte Bertha die Treppe hinauf zum Vater: „Vater, der Lehrjunge von drunten sitzt im kalten Gang und liest, er ist von gebildeten Eltern und scheint überhaupt nicht am

Platze da, erlaubst du nicht, daß er in unsrem Zimmer lesen dürfte? es wäre gewiß eine große Wohlthat."

Es war gar lange her, daß Sprößer um eine Gunst angesprochen wurde, so that es ihm wohl, wieder etwas gewähren zu können, und er ertheilte gnädig die Erlaubniß. Bertha flog hinunter und nöthigte auf's Freundlichste den scheuen Jungen, heraufzukommen. Er grüßte Herrn Sprößer sehr respektvoll, von seiner Vergangenheit war ihm nichts bekannt und nach Bertha's nobler Haltung hielt er ihn für einen Mann, der aus bessern Umständen durch Unglück herabgekommen sei. Sprößer, der unter anscheinender Rohheit und Gleichgültigkeit eine höchst reizbare Empfindlichkeit verbarg, empfand dies wohl und es empfahl ihm den jungen Menschen ungemein. Bertha räumte ihm das einzige sonnige Plätzchen des Zimmers ein: das Fenster, an dem ihr Rosmarin und Nelkenstock grünte, und suchte ihn durch freundliches Gespräch heimisch zu machen. „Was lesen Sie Schönes?" — „In meiner lateinischen Chrestomathie," antwortete Robert erröthend. „Das haben Sie wohl noch bei Ihrem Vater gelernt?" — „Ja, und auch in der Schule, ich hatte nur eine Viertelstunde dahin." — „Latein zu lernen muß etwas Schönes sein," meinte Bertha, die in Wahrheit von strebsamer und lernlustiger Natur war; „ich habe mir's oft gewünscht." — „Meine älteste Schwester konnte gut lateinisch," versicherte sie Robert, „der Vater hat sie's gelehrt." — „Können Sie mich's nicht auch lehren?" fragte Bertha.

Robert sah sie etwas verblüfft an; daß er jemand Latein lehren sollte, und vollends ein so großes Fräulein, die älter war als er, — das schien ihm wie Spott. Aber es war Bertha vollkommen Ernst. „Ich habe noch all meine lateinischen Bücher," sagte er eifrig, „ich will sie gleich holen."

Bald saßen Robert und Bertha zusammen an dem Fen-

stertischchen und studierten ernstlich im kleinen Bröder; Robert glühte vor Freude im Gefühl seiner Würde, daß er dem großen Fräulein sein halbvergessenes mensa doziren durfte, höchlich erstaunt, wie schnell sie alles begriff. Den Vater belustigte das Zuhören ungemein; wo der junge Lehrmeister stockte, fiel er ein mit einer Nachweisung, und Bertha fragte verwundert: „wie, Vater, du kannst auch noch lateinisch?" — „Das will ich meinen, ich bin ein eleganter Lateiner gewesen, wie sich unser Präzeptor ausdrückte, und habe noch als Buchhalter die Klassiker studirt. — Wäre gescheidter gewesen, ich hätt's immer gethan," murmelte er wieder verdüstert. „Da können Sie wohl auch Französisch?" fragte Robert, „es wäre mein größter Wunsch, das fortsetzen zu können."

„Dazu kann Rath werden," sagte Sprößer wieder aufgeheitert, „aber die lateinischen Studien dürfen wir nicht gleich fallen lassen, erst müssen wir den Kornelius Nepos zusammen lesen können, dann geht's an neue Sprachen."

Er war so gut aufgelegt, daß er Bertha Pfannkuchen backen hieß und den jungen Lehrer zum Abendessen einlud. Dies einfache Geheiß klang Bertha wie Musik; nie während der Mutter Leben war, auch über häusliche Angelegenheiten, ein freundliches Wort gesprochen worden.

Wie hätte sie geglaubt, daß in der düstern Stube so bald drei fröhliche Gesichter um das einfache Mahl versammelt sein würden! und doch war es so. Robert fühlte sich zum erstenmal seit der Eltern Tode wieder daheim, in des Vaters lang verhärteter Seele dämmerte eine Ahnung auf, was es sein könne um eine Heimath, auch war er glücklich im Gefühl, jemand protegiren zu können, — und Bertha sonnte sich an den hellen Augen der Beiden.

Eine regelmäßige Lehrstunde wurde nun festgesetzt, am Sonntag Nachmittag und an Feierabenden der Wochentage,

„wenn's die Meisterin leidet," sagte Robert wieder trübselig. „Ei, Sie müssen nur ein Bischen freundlich und gefällig gegen sie sein," sagte Bertha zutraulich, „ihr da und dort einen kleinen Gefallen thun; eine Ehre ist der andern werth." Robert versprach das.

Die Studien gingen in schönster Ordnung, Bertha machte reißende Fortschritte, und der Vater begann stolz zu werden auf die Talente seines Kindes. Die Meisterin fand, daß der „Trutzemokel", wie sie Robert benannt, viel „häbicher" werde, seit er hinauf komme, und begünstigte gnädigst die Zusammenkünfte; der Vater hörte sich gern von Bertha im Scherz „Herr Oberlehrer" heißen und that sein Möglichstes, seine verrosteten Studien aufzufrischen, um sich als Autorität behaupten zu können. Man kam bald ans Französische, das für die jungen Leute mehr Reiz hatte und in dem der Vater besser daheim war, da es bei seinen Geschäften öfter vorkam. Er trieb bei einem Antiquar billige Lehrbücher auf, und auf der lateinischen Grundlage schritt die neue Sprache rasch voran. Der Vater entschloß sich, einen Buchhändler, der ihn zu Berechnungen, Streitschriften 2c. bei einer Leihkasse benützt, um Darlehen von Büchern für seine Tochter zu bitten, dem dieser gern entsprach und sie noch obendrein mit allerlei defekten Exemplaren beschenkte. Sogar Versuche im Englischen wurden gemacht, die aber mangelhaft ausfielen, da die Aussprache nur aus Büchern gelernt werden konnte; der gemischte kleine Zirkel brach oft selbst in herzliches Lachen aus, wenn jedes das andre überbieten wollte in wau, thau, und allerlei kuriosen Lauten.

Daneben gab sich Bertha alle Mühe, dem jungen Schmied sein Handwerk nicht zu verleiten, sondern ihn zu Fleiß und Eifer darin zu ermuthigen. Auch Sprößer, der von seiner Amtsführung her manche technische Kenntniß hatte, machte ihn aufmerksam auf die Bedeutung und Ausdehnung,

die dieses Gewerbe in unsern Tagen gewinnen könne. Mit frischem Muth und freudiger Resignation schwang Robert dann seinen Hammer und setzte seinen Stolz darein, zu zeigen, daß ein lateinischer Schmied doch auch ein rechter Schmied werden könne.

Seit Bertha sich aufgerafft aus ihrem Trübsinn, suchte sie auch in den Geschäftsbetrieb des Hauses mehr Schwung zu bringen. Die Mutter hatte sie in feinen Handarbeiten unterrichtet, die sie im Institut erlernt und jeder Zeit leider besser und lieber geübt hatte, als die Geschäfte des Haushalts. Solche Arbeiten hatten sie verfertigt und in ein Industriekomptoir gebracht, wo sie aber oft spät, oft gar nicht verkauft wurden. Bei dem stillen, düstern Wesen, mit dem Bertha die Arbeiten brachte oder das Geld holte, hatte niemand Lust, ihr guten Rath zu geben. Jetzt öffnete sie allmälich selbst die Augen für manches Neuere und Schönere, und bat um Rath und Auskunft darüber, was ihr die freundliche Vorsteherin gern ertheilte, sie bekam neue Muster, Anweisungen und Bestellungen, die sie mit geschickter Hand ausführte, so gewann sie Freude und Lust an ihrer Arbeit und der dürftige Erwerb, den weibliche Handarbeiten abwerfen, wurde etwas reichlicher.

Auch des Vaters Geschäfte verbesserten sich, seit er gefunden, welch schöne Hand Bertha schrieb, und sich von ihr helfen ließ. Er hatte sich, wie die meisten Beamten, fast absichtlich während seiner Amtsführung eine unleserliche Hand angeeignet, und in dem Stand seiner Erniedrigung diesen Fehler nie mehr ganz überwinden können. Nun aber, seit seine Schriften so schön rein und leserlich ausgefertigt waren, wurde er da und dort bekannt und empfohlen, und mit seinem vermehrten Erwerb und dem kleinen Erbe der Großmutter, das Karoline seither heimlich verwaltet hatte, um

es ihrer Bertha unverkümmert zu retten, das aber diese rückhaltlos in des Vaters Hand legte, kehrte beinahe eine Art von Wohlstand, freilich im allerbescheidensten Maßstabe, in den sonst so dürftigen Haushalt ein.

Es war dieselbe düstre Stube noch, dieselben Bewohner, der tiefgesunkene Vater, das bleiche, unscheinbare Mädchen, ohne Ansehn, ohne Freunde, ohne Jugendfreude und Genuß, und doch alles so verwandelt. An dem einen hellen Fensterlein sitzt Bertha, der Rosmarin und der Nelkenstock sind durch Roberts Aufmerksamkeit noch um einen schönen Rosenstock vermehrt worden, und so oft sie den süßen Duft athmet, denkt sie an die alte Kathrine: „das ist das ganze Jahr eine Freude, Jungfer;“ sie singt wohl leise eine Weise vor sich hin, keine neue Arie, keinen jodelnden jubelnden Lerchengesang, auch kein süßes Liebeslied, aber Strophen aus den Liedern, die sie am Sterbebett der alten Wäscherin gesungen:

Weg' hast du allerwegen,
An Mitteln fehlt's dir nicht:
Dein Thun ist lauter Segen,
Dein Gang ist lauter Licht.

Dann frägt sie nach des Vaters Arbeit und ob er ihrer nicht bedürfe, auch muß er oft bewundern, wenn sie eine besonders hübsche Arbeit unter der Hand hat. Am Abend kommt meist Robert, dann ist die düstere Stube ein wahrer Fest- und Freudensaal, es wird nicht immer studirt, gar oft vergeht der Abend in zwanglosem Gespräch, Bertha spricht mit Robert nicht in dem eigenthümlich herablassenden Ton, den man meist gegen heranwachsende junge Leute anstimmt, nein, geradezu unbefangen, wie eine Schwester, darum geht ihm bei ihr das Herz auf. Sie kennt längst durch ihn all seine Geschwister, die in allen Ecken des Vaterlandes zerstreut

sind, sie hat ihn ermuthigt, in Verkehr mit ihnen zu treten und freut sich der verschiedenartigen Kunde, die er von ihnen bringt; für seine älteste Schwester, auf die er am meisten hält, hat sie ihm einen kleinen Kragen gestickt, was ihn überglücklich gemacht hat. Und der Vater sieht sich nun erst wieder geehrt, beachtet, geliebt und gepflegt, und sein Herz beginnt zu thauen unter der Rinde, die das Gefühl der Schmach, Trotz und Haß darum gelegt hatten.

Dieses Thauen ging freilich sehr allmälich, und Sprößer ist gar nicht über Nacht zum edelmüthigen Vater geworden, auch hat er seinen Genossen nicht Knall nnd Fall adieu gesagt, wie Karl Moor. Aber Liebe und Achtung für sein Kind waren fast mit einemmale in seine Brust eingezogen, und das ihm neue Gefühl der Vaterwürde that ihm zu wohl, als daß er es hätte wieder auf's Spiel setzen mögen. Die stille Verachtung, der bittere Vorwurf, der in dem stummen Trübsinn wie in jedem lauten Worte seines Weibes für ihn gelegen, hatten jede bessere Kraft in ihm zusammengedrückt, so wie sie als ein Alp auf Bertha's junger Seele gelegen war. Jetzt wurde ihm sein gemeiner Umgang nach und nach zum Eckel, und es ist selten, daß sich mit dem Bedürfniß nach besserer Gesellschaft diese nicht selbst findet.

Die stille Freundlichkeit seines Kindes, ihr geduldiges Verzichten auf Alles, was Lebensfreude heißt, beschämte ihn viel tiefer, führten ihn viel mehr zur Reue als der vorwurfsvolle Jammer der Mutter. Er fühlte wohl, daß der selige Frieden ihres Wesens, ihre freudige Ergebung nicht vom Lateinlernen komme, daß sie aus einer reichern und seligeren Quelle schöpfe, als dem Born des Wissens. Zunächst fühlte er eine unbewußte Dankbarkeit gegen die höhere Macht, die seinem Kinde für alles Ersatz biete, was Er ihm geraubt, und dann zog es ihn doch allmälich selbst zu dieser Friedensquelle.

O, es stünde gut um die innere Mission, wenn wir Alle die stille Predigt besser verstünden, die die erste Aufgabe unsers Geschlechts ist, „auf daß auch die, so nicht glauben, durch der Weiber Wandel ohne Wort gewonnen werden.“

Auch Robert half Bertha das Kleinod des Glaubens wieder gewinnen, das er aus dem Vaterhause mitgebracht und im ersten, trübseligen Lehrjahr in Verdruß und Unmuth fast verloren hatte. Die geschriebenen Predigten des Vaters waren unter die Kinder vertheilt worden, Robert hatte sie kaum angesehen, jetzt las sie Bertha mit ihm, es that ihm wohl, daß sie sich davon angesprochen fühlte, und die heiligen Worte, die ihm aus des Vaters Mund wie über das Grab herüber tönten, fanden viel leichter Eingang in seine Seele.

Arme Karoline, die du dich ein so unschuldiges und dazu noch ein edelmüthiges Schlachtopfer fremder Vergehen dünktest, hast du den Deinen nur wohl thun können durch deinen Tod? was war all deine Bildung werth, wenn von dem Sterbebett der armen Wäscherin mehr Segen ausging für die Deinen, als von all deinem ganzen Leben?

Robert hatte seine Lehrjahre vollendet, ein tüchtiger Gesell zog er in die Fremde hinaus, um sich den Weg zu brechen durch's Leben. Er konnte kaum sprechen vor Wehmuth beim Abschied von Bertha und dem Vater: „wenn etwas aus mir wird, so danke ich's Ihnen,“ sagte er, „und wenn mir Gott eine rechte Freude machen will, so setzt er mich noch einmal in Stand, Ihnen etwas zu vergelten.“

Es erlosch ein Licht in Bertha's Stillleben mit dem Abzug dieser frischen, jungen Kraft, aber sie dachte nur an die Lücke, die sein Weggehn auch für den Vater machte und bemühte sich, die auszufüllen.

Der Vater überraschte sie mit einer neuen Wohnung, die er gemiethet: klein und beschränkt, auch in einem Hinterhaus, aber freundlich in Gärten gebettet, da lebte sie erst recht auf: Licht, Luft, Sonnenschein, Blumen und Vögelgesang genug. Es ging auch jetzt ein Tag hin wie der andre, und doch schloß sie jeden mit einem so ernst- und herzlichgemeinten Dankgebet, wie in jener Nacht die alte Kathrine. So zog gar manches, manches Jahr hin, kein Onkel aus Amerika kam mit einer Truhe voll Schätzen, kein vornehmer Gönner versetzte den Vater in Wohlstand und Ansehen, kein edler Mann entdeckte den hohen Werth der stillen Nachtviole und achtete ihn köstlicher als Gold und Schönheit.

Es war noch „Jungfer Bertha", die dem Vater die müden Augen schloß, in dem seligen Bewußtsein, daß er als geretteter Sohn in die Vaterarme zurückgekehrt sei, aber „Jungfer Bertha" war ein Name von lieblichem Klang für manches verlassne und bekümmerte Herz, dem sie da und dort Trost und Frieden gebracht, wo es eben auf ihrem stillen Wege gelegen.

Aber einsam und verlassen war Bertha nun, so verlassen, wie nur je eine Waise. Das kleine Vermögen war zum größten Theil während der letzten Lebensjahre des Vaters, die ihn zum Geschäft untüchtig machten, aufgezehrt worden; so lag ihre Zukunft allein in ihrer Hand. Was nun beginnen? mit feinen Handarbeiten konnte sie sich nicht allein nähren, zumal da ihre Augen in letzter Zeit viel gelitten hatten; Erzieherin werden? dazu hätte sie wohl Lust gehabt, aber so sehr sie auch in den letzten Jahren gestrebt hatte, ihr Wissen zu erweitern, — ihre Bildung war doch eine einseitige, und wenig Wahrscheinlichkeit für sie, eine Stelle zu erhalten, um die sich viele, sorgfältig für diesen Zweck gebildete Mädchen vergeblich bewarben; Haushälterin? auch ihre häus-

liche Erfahrung und Uebung war sehr gering, sie hatte wohl gelernt mit Wenigem auszukommen, aber nicht mit Vielem hauszuhalten, und sie war schüchtern, sich in diesem Fach anzubieten. Sie war nicht mehr so freundlich wie vor Jahren, aber ihre wenigen Freunde, selbst nicht im Stand, ihr eine bleibende Stätte zu bieten, wußten keinen Rath für ihre Zukunft.

Die Frau des proceßlustigen Buchhändlers, die sich ihrer indeß oft freundlich angenommen hatte, kam einmal zu ihr, recht profitabel. „Jetzt, Bertha, habe ich ein gutes Plätzchen für Sie gefunden, wie gemacht, eine Stelle als Putzjungfer bei Madame Rivert, da können Sie allerlei leichtere Sachen thun, die die Augen nicht verderben, haben eine gewisse Einnahme und stehen nicht so allein, auch ist es ein ganz solides Etablissement, und da Sie ohnehin in gesetzten Jahren sind . . . .“ Ja das war Bertha in der That:

Die Schwalb war weggezogen
Und hatt' ihr's nicht gesagt.

Die gute Frau konnte gar nicht begreifen, warum Bertha zögre, einen so vortheilhaften Antrag anzunehmen: Bertha wußte es auch nicht zu sagen, worauf sich ihr inneres Widerstreben gründe, und so ging sie den Vorschlag ein.

Einsam war sie nun eben nimmer, sondern in einem großen Zimmer, angefüllt mit dünnen und dickern, langen und länglichten, lauten und lauteren jungen Damen, die malerisch drapirt aus Wolken von Flor, Atlas und Seidenstücken, aus Strömen von Bändern hervorschauten, in allen Arten von Unterhaltung begriffen, die oft wie Meereswellen durcheinander wogte. Ach, und an diesem feenhaften Orte, dieser Quelle weiblicher Herrlichkeit, senkte unsre arme Nachtviole das Haupt, und sie mußte ringen mit aller Macht der Seele,

nicht in den alten, längst überwundnen Trübsinn zurückzufallen, nicht die langverstummte Frage wieder auszusprechen: wozu bin ich auf der Welt? Diese Gespräche, diese Beschäftigungen hatten kein Interesse für sie, nicht Eine dieser Mädchen sprach sie an, bei Keiner fand sie Anklang für das, was ihr Herz bewegte. Wie eine Ertrinkende strebte sie sich oben zu erhalten, auf der Höhe des Friedens, den sie so lange bewahrt, die trostlose Resignation ihrer Mutter drohte mehr und mehr sie zu erfassen.

Der Sonntag allein war noch ihr Halt und ihre Rettung, die ganze heilige Bedeutung des Ruhetags war ihr nie so klar geworden, wie jetzt. Da war ihr das Gotteswort in der Kirche ein Brünnlein auf dürres Land, da wiegte sie in der Stille ihres Zimmers ihr unzufrieden Herz zur Ruhe und sah ohne Klage die Fröhlichen im Sonnenschein vorüberziehen, da faßte sie sich wieder nach dem Beispiel der alten Kathrine ein Herz, und bat Gott um ein ander Plätzchen in seinem weiten Haushalt, wenn er es gut für sie finde.

An einem schönen Feiertag Nachmittag ließ ihr die gute Buchhändlersfrau keine Ruhe: „heut, Bertha, müssen Sie auch einmal hinaus, eine kleine Eisenbahnfahrt mit uns machen, Sie versauern ja ganz!“ Bertha ging mit und freute sich des sonnenhellen Tages und der schönen, grünen Bäume und sah die Menschenströme an sich vorbeiziehen, wie in einem Schattenspiel. Im Waggon saß ein sehr gut gekleideter Mann ihnen gegenüber, der jedoch mehr den Stempel des gebildeten Gewerbsmannes als des Gentleman trug und kein Auge von Bertha verwandte. Frau Miller begann schon zu kichern und Bertha zu necken mit dem soliden Verehrer, als dieser sich an sie wandte: „Um Vergebung, Sie sind doch Fräulein Bertha Sprößer?“ — „Ja wohl,“ sagte diese, die ihn nun auch aufmerksam betrachtete, „und Sie, — sind Sie nicht?“

— „der Robert!“ rief dieser, „und Gott sei Dank, daß ich Sie hier finde. Wo können wir denn ruhig beisammen sein?“ Die Buchhändlerfamilie, die an nichts Geringeres als an eine nahe vortheilhafte Verbindung für ihre Freundin dachte, lud ihn natürlich zu sich in den beabsichtigten Wirthsgarten ein. Da saß man denn fröhlich im Grünen beisammen und Robert erzählte seine Abenteuer.

„So wie Sie mich sehen, bin ich nicht mehr und nicht weniger geworden, als ein Schmied, aber ein rechter, und ich muß nochmal sagen, was ich Rechtes geworden bin, danke ich nächst Gott Ihnen. Ich habe ein braves Weib und liebe Kinder“ (der Buchhändler und seine Frau machten lange Gesichter), „ein schönes Gewerb und reichliches Auskommen und über das alles ein zufriedenes Herz, und ohne Sie wär' ich vielleicht nichts geworden als ein mißrathner Schmiedsjunge.“ Nun erzählte er erst in aller Form, wie die tüchtige Handfertigkeit, die er dem Meister Schmied verdankte, und die Sprachbildung, zu der er bei Bertha den Grund gelegt, ihm überall die Wege gebahnt, wie er seine Kenntnisse in jeder Art vergrößert und am Ende einen englischen Fabrikbesitzer in seine Heimath begleitet und sich dort ein Schönes erspart habe, dessen er sich nun im Vaterland freuen wolle. „Nun habe ich eine feste Anstellung bei dem großen Eisenwerk in N. und bin doch ein freier Mann dabei. Meine Frau ist eine reiche Bauerstochter aus der Gegend, ein gescheidtes und ein nettes Weib, sie weiß schon lang, was ich Ihnen verdanke, und sie hat mir keine Ruhe gelassen, bis ich hieher gereist bin, um Sie aufzusuchen oder Ihren Aufenthalt zu erfragen. Unser ältestes Mädchen heißt Bertha.“

Bertha freute sich von Herzen des Glückes ihres ehmaligen Lehrers und Zöglings. Nicht ganz ohne Verlegenheit

theilte sie ihm ihre eigne bescheidne Lage mit. Robert schien schüchtern, eine Bitte zu wagen, endlich faßte er sich ein Herz: „Liebes Fräulein Bertha, nehmen Sie mir's nicht übel, aber das ist kein Platz für Sie. In unserm eigenen neuen Haus ist oben ein schönes Stüblein, ganz vornehm eingerichtet, da sind meine Bücher darin, an die ich freilich herzlich wenig komme, und meine Frau sagt oft im Spaß: ‚da kannst du einmal deine Fräulein Bertha hereinführen, da hätte sie's wie eine Prinzeß.‘ Wenn Sie nun, nur einstweilen als Gast, zu uns kommen möchten, ich glaube, Sie würden wieder viel röthere Backen bekommen, und vielleicht später, — ich weiß wohl, meinen Kindern allein zu lieb dürft ich Sie nicht bitten, aber das ganze Thal hinauf sind Kinderlein, des Herrn Direktors darunter, da wär's gewiß ein Dank, wenn Sie sich um sie annähmen.“ Bertha versprach sich Alles zu überlegen und fragte nach seinen Geschwistern. „Alle glücklich versorgt, zwei Schwestern verheirathet, ein Bruder Pfarrer, bei dem ist die jüngste Schwester, Einer ist Notar, Einer Buchbinder, Einer Kunstschreiner und Einer Steinhauer, der Jüngste ist gestorben; und mir geht's noch am allerbesten.

Nach vierzehn Tagen kam der Schmied und seine Frau, um die Fräulein Bertha abzuholen. Die Frau, eine blühende Dorfschönheit, mit hellen, schwarzen Augen und einem herzguten Lächeln, war lange etwas schüchtern; auch Bertha war es, bis Roberts gewandtes und treuherziges Wesen Beide zusammenbrachte. Madame Nivert war es sehr zufrieden, eine Putzjungfer zu verlieren, die, wie sie sagte, „aussah, wie die theure Zeit.“

Ich weiß ein schönes, grünes Gebirgsthal, das wie heller Smaragd zwischen dunklen Tannenwäldern liegt. Die Elfen

freilich sind daraus vertrieben, denn es rauchen Schlote und klopfen Hämmer den ganzen Tag, aber die Poesie ist doch nicht ganz geflohen und es sind noch anmuthige Plätzchen, liebliche Waldwege übrig geblieben. Von schönen Bäumen beschattet steht, ein wenig seitwärts von den großen Gebäuden, die Schmiedswohnung, und der lustige Takt der Hämmer tönt rastlos vom frühen Morgen bis zum Abend. Ueber der Werkstätte ist eine hübsche, reinliche Wohnstube und ein rothbackiges Kindervolk stürmt fröhlich ein und aus. Oben aber, hinter dem Fenster mit weißen Gardinen geschmückt, ist eine eigne, kleine Welt, ein festliches Heiligthum für die Kinder: der Tante Bertha Stube. Die herrlichsten Blumen duften am Fenster, die anmuthigsten Bilder schmücken die Wände, Alles, was zu einer wohnlichen und schönen Einrichtung gehört, ist in dem Stübchen vereinigt. Es dürfte fast überladen scheinen von zierlichen und eleganten Gegenständen, wenn nicht alles mit dem reinsten Geschmack geordnet wäre. Die Fenster gehen hinaus in das schöne Thal an die grünen Berge, die schönste friedlichste Aussicht für ein müdes Auge und ein ruhebedürftiges Herz. Das ist Bertha's Asyl.

Ein beschauliches Leben führt aber die Besitzerin dieser Herrlichkeit nicht. Alle Thalkinder, von den Töchterchen des Direktors bis zu den armen Fabrikkindern, sind ihre Schülerinnen und trippeln Morgens mit Büchern, Mittags mit Arbeitskörbchen nach dem großen Saal, den der Direktor in einem der größern Gebäude dazu angewiesen hat. Nie ist eine Lehrerin wohl mehr geliebt und verehrt gewesen. Die Dankbarkeit der Eltern sorgt reichlich für Bertha's bescheidne Bedürfnisse, und sie weiß gewiß, daß sie zu keiner Zeit verlassen sein wird.

Marie, die Schmiedsfrau, der Bertha die höchste Instanz ist, setzt ihre Ehre darein, das Zimmer „ihres Fräulein" recht

schön zu erhalten und zeigt es, wenn sie abwesend ist, Fremden als Rarität.

Nicht nur die Kinder springen Bertha entgegen, alle Armen und Kranken des Thales kennen ihren leisen Schritt, ihre leichte geschickte Hand, und manch trübseliges Gesicht wird hell, wenn sie sich über das Lager beugt.

„Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter genug.“ Liebe und Dank, einen Beruf, der ihr Herz ausfülle, das war die brennende Sehnsucht ihrer jungen Tage, sie durfte daran nicht darben am Abend.

Wohl wird sie einsam ihren Weg gehen bis zum Ziel, aber nicht Einmal fragt ihr Herz mehr: wozu bin ich auf der Welt? warum ist nur für mich kein Glück auf Erden? Sie hat nur einen Wahlspruch: Herr, ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die du an mir gethan.

Morgen, Mittag und Abend.

I.

Am Morgen.

Als hoch am Himmelsbogen
Des Frühlings Sonne stieg,
Ging hoch mein Herz in Wogen
Und pochte stolzen Sieg.

Mit jedem stillen Triebe
Der Knosp' hab' ich gestrebt,
Und jedes Weh' der Liebe
Der Rose durchgelebt.

Rückert.

Ich weiß nicht, ob andere Nationen so reich sind an Sprüchwörtern, die mißtrauisch gegen frühes Glück machen, wie wir bedachtsamen Deutschen.

Ein Deutscher war Eulenspiegel, der weinte, wenn's bergab ging, im Gedanken an die nahe Mühe des Bergansteigens.

Morgenroth, Abend Koth. Das erste Gewinnen ist nichts nutz. Wer zuletzt lacht, lacht am Besten; wer zuerst den seidenen Rock verträgt, muß nachher den wollenen tragen. Man muß den Tag nicht vor dem Abend loben. Das sind lauter deutsche Sprüchwörter, die uns am Ende wünschen lassen, nur bald möglichst alles erdenkliche Drang=

sal durchzumachen, um damit eine Freikarte auf späteres Glück zu gewinnen.

Und doch ist ein heller Morgen so schön; glücklich sein erscheint ein so natürliches Vorrecht der Jugend, daß einem ein trübseliges junges Mädchengesicht wie eine Sünde gegen den Schöpfer vorkommt, und nur ungern möchte man der Jugend das lichte Morgenroth verbittern mit Hinweisungen auf einen trübseligen Abend.

Le ciel s'eclaircit au couchant ist eine tröstliche französische Sentenz; und es ist auch meines Erachtens viel weniger der Abend, für den wir bangen dürfen bei einem hellen Morgen, als der Mittag.

Der Abend hat wieder seine eigne Poesie: die Luft ist kühler, man ist ein wenig müde, leichter zufrieden gestellt, man denkt an's Schlafengehen.

Aber der Mittag, der schwüle heiße Mittag, der trockne prosaische, arbeitsvolle Mittag, der ist zu fürchten, und wo ihr morgenhelles Glück sehet, da fragt nicht bedenklich: wird's auch am Abend noch so aussehen? fragt lieber: wie wird wohl der Mittag sein?

Der Mittag ist's, der die rosigen Morgenwölkchen zerstreut, sein unerbittliches Licht macht die Täuschungen der duftigen, oft nebelumhüllten Frühe klar, der Mittag des Lebens zerstört seine Morgenträume. Aber am Mittag gilt's auch, sich muthig durchzuschaffen und zu ringen, und statt sich in die Morgendämmerung zurückzuträumen, lieber voraus zu blicken nach der Ruhe des Abends; und wohl dem, der sich durchgerungen hat, zu einem klaren friedevollen Tagesschluß.

Das Amthaus.

Ein heller Lebensmorgen und eine fröhliche Jugend war denn auch den Kindern des Amthauses zu Bernheim beschieden, und mit ihnen noch Vielen, denen es unter dem gastlichen Dache wohl geworden ist.

Nicht umsonst ist die Gastfreundschaft, die so ganz weltlicher Natur scheint, in der Bibel schon als eine schöne Tugend gepriesen; eine edle Tugend ist sie, denn sie ruht nicht auf der Grundlage praktischen Nutzens, die freie, heitre Gastlichkeit, auch da, wo sie nicht Wohlthätigkeit ist, wo sie auf Gegenseitigkeit beruht. Wirthe und Gäste würden wohl mehr ersparen, wenn sie hübsch zu Hause blieben, aber ein gastliches Haus gibt unendlich mehr als Essen und Trinken und Herberge, es gibt den Reiz und das Behagen des eignen Hauses ohne seine Mühen und Sorgen, es gibt den Gästen das erwärmende Gefühl, lieb und willkommen zu sein, auch wo man nicht nöthig ist, es gibt guten Muth für die eigne Heimath, und Frische und Kraft zu der Rückkehr in's Alltagsleben.

Man klagt, und das mit Recht, daß die Gastlichkeit in unsern Tagen so im Abnehmen sei.

Das ist die Noth der schweren Zeit,
Das ist die schwere Noth der Zeit,
Das ist die schwere Zeit der Noth,
Das ist die Zeit der schweren Noth.

Sie stellt andre Forderungen, und verlangt schwerere Opfer als das fröhliche Geben der Gastlichkeit, das zugleich Genießen ist. Bringt sie immerhin diese Opfer mit willigem Herzen! Laßt die Schmäuse und Gastereien, die Spanferkel und Truthühner, die Aufsatztorten und Schmalgebäcke der

guten alten Zeit untergehen und kauft statt dessen Brod für die hungernde Armuth; nehmt, wenn es sein muß, in Gottes Namen Zimmerherrn und Kostfräulein in Eure Stuben, und verkauft so das Heiligthum Eures eignen Herdes; aber Schande einer Zeit, wo bald der Bruder keinen Raum mehr findet am Tisch seines Bruders, wo Geschwister sich vom Gasthof aus die Aufwartung machen, wo an die Stelle der sorgsamen Hausfrau, des schüchternen Töchterleins, deren freundliches Gesicht die Speisen würzt, der vornehme Oberkellner des Hotels tritt, wo die Enkel desselben Ahnherrn sich nimmer kennen! Wenn es an dem ist, daß man dem Gaste mit Aengstlichkeit die Bissen in den Mund zählen muß, dann laßt uns dem Monsieur Proudhon folgen, die Familie aufheben, die Heimath schließen und die Menschheit in ungeheure Kosthäuser sperren.

Diese Abschweifung über Gastfreundschaft trifft nun das Amthaus nicht; zwar hat man damals auch schon über schlimme Zeiten geklagt, aber es war damit so böse nicht gemeint, und die Frau Amtmännin, die auch für die Armuth stets ein Tischchen gedeckt hielt, machte sich gar keine Skrupel aus der gutbesetzten Tafel, mit der sie bei ihren Gästen heitre Gesichter und klägliche Lamentationen über die großen Umstände hervorrief.

Die Tafel allein war es aber nicht, die das Haus so sonnig machte, es war die herzliche, ruhige Freundlichkeit, mit der man Jedes willkommen hieß, wenn es nicht gerade am Bügeltage kam, die unbeschränkte Freiheit, mit der man treiben durfte, was man wollte, die unendliche Behaglichkeit und unzerstörbar gute Laune, mit der der Herr des Hauses oben in seinem Lehnstuhl saß, zur Rechten seine Dose, zur Linken die Zeitung, seine Serviette umgebunden; wie er mit freundlichem Blick seine Kinder und Gäste überblickte, je mehr,

desto lieber. Viel Worte waren eben seine Sache nicht, auch konnte er niemals die Namen seiner Neffen und Nichten behalten; er war manchmal so schweigsam, daß die junge Welt seiner gänzlich vergaß und sich eifrig in Gespräche vertiefte, bis er einen trocknen Brocken dazwischen warf, der zeigte, daß er alles wohl vernommen und in seiner Weise beurtheilt habe.

Der Amtmann, das einzige Kind eines reichen Vaters, hatte in jungen Jahren studirt, aber wenig Geschmack an der Jurisprudenz gefunden. Nach des Vaters Tode hatte er dessen Gut übernommen, zugleich die Schultheißenstelle des Orts mit dem Ehrentitel Amtmann; er verwaltete Amt und Güter getreulich und guten Muthes und nahm zu der Amtsverwaltung mehr seinen gesunden Menschenverstand, als die anstudirten juridischen Kenntnisse zu Hilfe.

Sein ältester Sohn, Karl genannt, wie alle braven Knaben, sollte dereinst das Gut übernehmen und wollte es noch mit einer Bierbrauerei erweitern, der war auf Reisen; Eduard, der jüngste, studirte Theologie, es freute den Vater, daß er Lust zum Studium hatte. Er selbst hatte dazu nicht viel mehr beigetragen, als daß er ihn von seinem achten Jahr an, wo er in die Kostschule kam, bis jetzt, wo er flotter Student war, nach den Ferien jedesmal mit der Ermahnung entließ: „lern' nur brav, man trägt an nichts schwer.“ Aber er hatte dem Sohn seine volle Liebe gezeigt, alle Freude und Hoffnung, die er auf ihn setzte, und das wurde diesem ein mächtigerer Sporn und Halt, als bogenlange Ermahnungsbriefe.

Am gesuchtesten war das Amthaus als häusliche Bildungsstätte für junge Mädchen, und es war das eine vergnüglichere Lehrzeit als in einer französischen Pension. Die Frau Amtmännin nahm's mit dem Unterricht nicht eben so genau: „plagen kann ich mich nicht mit dem Mädchenvolk,

meinte sie, „wenn sie aufmerken, so lernen sie von selbst, passen sie nicht auf, so wird ja doch nichts aus ihnen.“

So zogen denn Manche ab, ohne daß sie im Amthause mehr gelernt hätten, als Gemüse putzen und Kartoffel schälen; strebsame Geister drangen bis zum Buttertaig, bis zum Geflügel zurüsten, ja bis zum Schmalzbacken vor, was der höchste Gunstbeweis der Hausfrau war und von Friederike, dem ältesten Töchterlein, meist mit etwas scheelen Augen angesehen wurde. Alle aber ließen sich's in Haus und Garten und Umgegend recht von Herzen wohl sein, und wie die Nachkur bei Bädern, so wirkte die Erinnerung an die fröhliche, freudige Thätigkeit des Amthauses oft nachträglich mehr, als der Unterricht selbst.

Ein Sommerabend.

An dem schönen klaren Sommerabend, an dem wir endlich und endlich zum eigentlichen Beginn unserer Geschichte kommen, saßen denn zwei Mädchen unter der großen Linde beisammen, in deren Schatten gewöhnlich im Sommer Frühstück und Abendessen eingenommen wurde. Ein schöner Abend war's, und so oft auch schon Geschichten mit schönen Abenden begonnen haben, so wird man nicht umhin können es zu erwähnen, so lang es noch ein leuchtendes Abendroth gibt und einen goldenen Sonnenuntergang. Die Linde stand in voller Blüthe und herrlichem Duft, die Blüthenblättchen fielen mitunter in die große Milchschüssel, in die eben Mathilde, der neueste Zögling des Amthauses, Brod einbrockte, was zu den Elementen des Unterrichts gehörte. Mathilde war die Tochter einer Jugendfreundin der Amtmännin, die nach beendigten Kursen in der höhern Töchterschule, nun Haushal-

tung und Kochkunst studiren sollte. Minna, die jüngste Tochter des Hauses, Wilhelmine getauft, sonst Mine genannt, war mit Salatlesen beschäftigt; die Gedanken der Beiden flogen aber weit, weit hinaus über die prosaische Arbeit, was ihnen in so schöner Abendzeit gar nicht zu verdenken war.

„Es wäre denn doch oft hübsch, wenn man in die Zukunft sehen könnte," meinte Minna, und schüttelte die braunen Locken zurück, die heute, weil es trocken Wetter war, noch schön geringelt das feine lebensvolle Gesichtchen umgaben, „ich wollte, es begegnete mir einmal eine Zigeunerin, aber eine von den rechten."

„Ganz unnöthig," sagte Mathilde, eine kräftige, blühende Blondine mit braunen Augen, „mir könnte Keine etwas Neues sagen, ich weiß vorher, wie mir's geht."

„Oh! wie kann das ein Mädchen wissen?" rief Minna. — „Vortrefflich, wenn sie überhaupt weiß, was sie will," entgegnete Mathilde. „Ich kann freilich nicht wissen, ob ich lange lebe oder bald sterbe, oder so was, ob Krieg und Pestilenz kommt und dergleichen, aber ich weiß doch, daß ich nicht heirathen werde."

„Du?" fragte Minna ungläubig.

„Ja ich," sagte Mathilde mit großer Bestimmtheit, „ich will der Welt zeigen, daß ein Mädchen keinen Mann braucht, um glücklich und brauchbar zu sein. Ich will ein Musterexemplar von einer alten Jungfer abgeben! — was mir allein leid thut, ist: daß ich nicht hunderttausend Gulden habe." — „So, weiter nichts?" fragte lachend Friederike, die hoch aufgeschürzt mit der umgebundenen Küchenschürze im Geschäftsschritt herbei kam, um die Milchschüssel in Empfang zu nehmen: „na, so kluge Wünsche haben noch andre Leute."

„Ach, nicht des Besitzes wegen," sagte Mathilde geringschätzig, „wer wird darauf Werth legen! nein, nur des-

halb möcht' ich reich sein, daß man ganz gewiß wüßte, daß ich nicht heirathen will, daß es noch ein Mädchen gibt, das seinen Werth kennt, und sich nicht für eine Null hält, die nur durch vorgesetzte Zahlen Geltung bekommt."

„Es wäre aber doch auch schön, solchen Reichthum zu theilen mit einem edlen Herzen," meinte Minna schüchtern. „Mit einem edlen Herzen," lachte spöttisch Mathilde, „dem du deine Seele und dein Leben und deinen Besitz zu Füßen legst, das dann dein Vermögen in Verwaltung nimmt und dich betteln läßt um jeden Kreuzer, mit dem du die Haushaltung und die Bedürfnisse des Pascha zu befriedigen hast! Nein, so lang die Stellung der Frauen eine so unwürdige ist, werde ich mich nie so weit vergessen. Wenn ich je heirathen würde, was aber nie geschieht, so dürfte bei uns gar nie die Rede sein von Geld, der Mann müßte mir's heimlich in die Kommode legen, eh sie leer würde. Gut verwalten wollt' ich's dann schon."

„Wenn du nur so lang gesund bleibst, bis du so Einen findest," meinte Friederike, die sich mit großer Sachkenntniß des Salats angenommen hatte, von dem Minna in der Zerstreuung die gelben Blätter auf den Boden, die grünen in die Schüssel gelesen hatte, „und das sag' ich dir, so große Brocken in die Milch darfst du auch einmal nicht machen, wenn du einen Mann hast." — „O, die Männer essen ja gar keine saure Milch," sagte Mathilde, und warf trotzig den Kopf auf, „sie würden sie sehr gern essen, aber ihr Magen erträgt sie nicht, oder sie haben Bier getrunken, — das ist für die Frau gut genug, dem Herrn bringt man dann Schinken, oder brät ihm einen jungen Hahnen, und die Frau sieht zu und ißt Milch, natürlich! Nein, behüt' mich Gott vor solcher Herabwürdigung!"

„Es singt ein Vogel von fern, von fern:
„Was ich veracht', das hätt' ich gern."

sang halblaut eine ziemlich rauhe Stimme im Hintergrund; die Mädchen fuhren erschrocken zusammen, man sah aber niemand; nur der Amtmann kam nach einer Weile vom Feld heimwärts und ging an den Mädchen vorbei, ohne sie zu bemerken; der war aber nicht als Sänger bekannt, und hatte auch eben nicht, was man ein musikalisches Gesicht heißt.

Das Gespräch aber war dadurch unterbrochen und die Mädchen verschüchtert; Friederike nahm den Salat und rief: „so, ihr großen Geister, bringt die Milchschüssel nach, es ist noch Suppe einzuschneiden."

Den Beiden eilte es damit nicht sehr, es war zu schön da draußen und sie waren zu glücklich im jungen Gefühl der ewigen Freundschaft, die sie seit vorgestern geschlossen hatten, als daß sie gern in die dumpfe Küche zurückgegangen wären.

„Sieh nur, Friederike, den wundervollen Sonnenuntergang!" rief Minna dieser nach. „Hab' keine Zeit dazu, sie kommt jetzt alle Tage," rief Friederike eifrig und ging hinein. Die Mädchen sahen ihr lachend nach; „die würde den Mond noch zur Küchenampel machen," sagte Mathilde; „vielleicht bleibt sie darum glücklicher." — „Nein, o nein!" rief Minna mit feuchten Augen, „Gott behüte uns vor solchem Glück! je heller Licht, je tiefer sind freilich die Schatten, aber möchtest du darum immer unter grauem Himmel wohnen? Ach das Leid hat gewiß seine tiefe Schönheit." — „Mag sein, wir wollen's aber abwarten, rufen wir's nicht herbei," meinte Mathilde.

In dem Augenblick ließen sich fröhliche Stimmen hören. Bruder Eduard und zwei Vettern, die elternlos sich hier im Amthaus, ihrer zweiten Heimath, zusammenfanden, kamen

von einem Ausflug in der Nachbarschaft zurück. „Nun guten Abend!“ rief Eduard, „so fleißig? sorgt nur für etwas Gutes, wir sind hungrig.“ — „Hungrig!“ sagte Mathilde ironisch, „das ist also der einzige Gedanke, den ihr von einem so herrlichen Waldgang nach Hause bringt!“ — „Nun, nun, nicht gleich wieder satyrisch!“ rief Vetter Otto, „das leere Körbchen zur Seite zeigt doch, daß die Damen auch nicht allein von Himmelsluft und Blüthenduft gelebt haben. Wilhelm ist schuldig, daß wir so hungrig und müde sind, er hat uns um ein paar Schafe im ganzen Wald herumgejagt. Wir, Eduard und ich, stellten nämlich im Walde in der Erinnerung an unsere Knabenzeit eine Hetzjagd dramatisch dar, da wurde eine Schafheerde von unserm Jagdruf und Herabspringen dermaßen erschreckt, daß sie nach allen Seiten auseinander rannte und Philar, der treue Hund, sie nimmer zusammen brachte. Nun nöthigte uns Wilhelm, der redliche Vikar, die Lämmlein in allen Büschen zusammenzusuchen, er schloß sich dann dem biedern Schäfer an und hörte ein Privatissimum über Stallfütterung und Schafraube, da ist's denn kein Wunder, wenn wir prosaisch geworden sind.“

„Wir haben aber doch an Euch gedacht,“ sagte Eduard, und ein Programm für morgen gemacht: Morgens eine Wasserfahrt auf die grüne Insel, mit Musik und Gesang, Mittags Familientafel, Nachmittags Kaffee im Walde, Abends Hausball.“

Eben kam Friederike mit Milchtöpfen im Sturmschritt, wies Minna, die reuig über ihre Vergeßlichkeit ihre Hilfe anbot, trocken zurück, und rührte, unbewegt von Otto's und Eduards Späßen, die Milch mit einer stummen, entschlossenen Energie an, die ein schwerer Vorwurf für die zwei saumseligen Mädchen sein sollte.

Die Abendtafel wurde arrangirt; zu Mathildens innerer

Indignation wurde den Herrn Schinken und Salat servirt, während die Damen sich mit Milch begnügten; es versöhnte sie nicht, daß man ihr, als dem Gaste auch anbot, sie trauerte nicht um sich, nur um ihr mißhandeltes Geschlecht.

Das Programm auf morgen wurde dem Papa vorgelegt und die Wasserfahrt vor der Hand genehmigt. Auch die Mutter hatte nichts dagegen, wenn man Pfarrers Emma dazu einlade; Friederike aber, die überall Schwierigkeiten fand, wußte, daß der Kahn keine Sitze mehr hatte.

„Thut nichts, wir legen ein Brett querüber," sagte Eduard. — „Und Morgen früh sollten die Nudeln gewellt werden," warf Friederike wieder ein, „wobei Mathilde helfen will, wir haben schon drei Tage auf sie gewartet, es muß nun sein: übermorgen kommt der Herr Oberamtmann." — „Nun diesmal muß dann eben die Greth noch einmal helfen," beruhigte die gute Mutter, „ich und die Mägde werden mit den Zurüstungen wohl allein fertig, du kannst wohl mit gehen, Rikchen." — „Ich? gewiß nicht," sagte diese entschlossen, „ich weiß, wie viel es noch zu thun gibt. Und tanzen dürft Ihr gar nicht, in dem Saal muß morgen schon der Tisch gedeckt werden."

„Nur ruhig, Jungfer Schwierigkeit!" rief Eduard, „wir putzen ihn selbst wieder." — „Das nicht, aber wir," versicherte Minna, „und wir decken ihn dann übermorgen in aller Früh, es fehlt gewiß nicht!" — „Nun ja, in Gottes Namen, wir wollen sehen," meinte die Mutter, während Friederike kopfschüttelnd den Tisch abräumte.

„Wie lang bleibt denn der Herr Oberamtmann hier?" fragte Otto. „Sein Geschäft dauert wenigstens drei Tage," sagte der Vater, „ich habe morgen noch der Hände voll zu thun, bis ich alles vorbereite."

„O weh, drei Tage mit so einem Pascha!" seufzte Eduard.

— „Nun, ein so grimmiger Pascha ist er nicht,“ beruhigte ihn die Mutter, „es ist ja nimmer der Alte, dieser ist noch ledig und eigentlich ein junger Herr, wenn er gleich nicht so aussieht; „er macht gerade nicht viel.“ — „Nur Rauch,“ lachte Minna, „das wäre Einer für dich, Mathilde, und deine Ideen von Chevalerie!“ — „Pfui, Mädchen, wer wird so ungescheidt sprechen,“ zankte die Mutter, „so kleine dumme Mädchen wie Ihr, und der Herr Oberamtmann!“

„Wie wir?“ und Mathilde warf wieder trotzig den Kopf in die Höh.

„Aber wie wird sich unser poetischer Nordstern mit dieser Beamtenprosa vertragen, Eduard?“ fragte Vetter Otto. „Gar nicht,“ lachte Eduard, „wir setzen den Oberamtmann zwischen Papa und Wilhelm, letzterer kann ihn dann über entlassene Strafgefangene unterhalten, und den Nordstern lassen wir den Mädchen.“ — „Was für einen Nordstern?“ fragte der Amtmann, der indeß in der Zeitung gelesen hatte, seine Brille hinaufschiebend.

„Ach, ich vergaß, Onkel,“ sagte entschuldigend Otto, „Sie zu fragen, ob es Ihnen nicht unangenehm ist, wenn unser Freund, der Dichter Arwed Nordstern, Ihr gastliches Haus auf einige Tage besucht?“ — „Nordstern? woher?“ — „Aus Welsburg nicht allzuweit von hier.“ — „Nordstern? ist mir Keiner des Namens daselbst bekannt.“ — „Ach,“ sagte Otto, mit einiger Verlegenheit, „sein eigentlicher Name ist Haberstock, da er aber unter dem Namen Nordstern schreibt, so hört er sich lieber mit diesem nennen.“

„Na, hör, ich hab' meinetwegen nichts gegen deinen Herr Haberstock, hab' schon allerhand Kostgänger gehabt, aber was den verstellten Namen betrifft, damit bleibt mir vom Leibe, wenn vollends der Oberamtmann da ist, das könnt' eine schöne Geschichte geben. Was studirt der Haberstock?“

— „Eigentlich Kamerale, aber seit sein poetisches Talent erwacht ist, widmet er sich mehr allgemeinen Studien.“

„Gefällt mir nicht,“ meinte kopfschüttelnd der Onkel, „habe noch niemals von einem poetischen Kameralverwalter gehört.“ — „Der wird auch kein Kameralverwalter, Onkel, darauf kannst du dich verlassen, der macht seine Karrière! Und ein Redner ist er, solltest hören, was der famose Reden auf unsrer Kneipe hält! Ja, Onkel, der wird noch von sich reden machen!“

„Soll mir lieb sein,“ sagte der Onkel phlegmatisch und schloß damit die Unterhaltung.

Der Ueberfall.

Recht goldig klar war der nächste Morgen und Minna, die gar wohl im Hause angreifen konnte, wenn es einmal über sie kam, hatte fröhlich singend das Frühstück besorgt, etwas kalten Küchenvorrath für die Seereise gerüstet, der Mutter bei den ungeheuren Anstalten für den Herrn Oberamtmann geholfen und harrte bereits reisefertig im Hut mit wehenden Bändern am Rande des Flusses, zu dem ein Pfad aus dem Garten führte, wo Eduard und Otto emsig mit der Zurüstung des Kahns beschäftigt waren; Friederike in Hauskleid und Küchenschürze stand bereits hinter dem Nudelbrett, würgte und wellte mit verzweifelter Entschlossenheit.

„Ein göttlicher Morgen!“ rief Mathilde zu ihr herein. — „Ach ja, es ist Schade, daß wir nicht heut die Wäsche haben!“ entgegnete Friederike.

„Gehst du nicht mit, Bäschen?“ fragte Vetter Wilhelm unter der Küchenthüre. „Gewiß nicht,“ sagte sie etwas patzig, „das wäre mir unmöglich, bei solchem Geschäft Schiff zu fah-

ren!" Wilhelm versuchte vergeblich sie zu bereden und eilte hinab, wo das schon segelfertige Schiff eben von den Mädchen noch mit Blumen bekränzt wurde.

Eduard brachte Pfarrers fünfzehnjährige Emma herbei, die glühend roth vor Freude und Verlegenheit sich ins Schiff führen ließ, um ihren Platz neben den Mädchen einzunehmen, Vater und Mutter sahen wohlgefällig lächelnd zu, wie hübsch sich die junge Gesellschaft in dem bekränzten Kahn gruppirte, da — keuchte athemlos der alte Amtsbüttel herbei, sein entsetzliches Gesicht ließ das Schlimmste fürchten, noch eh er im Stande war, ein Wort hervorzubringen. „Der Herr Oberamtmann!" stieß er endlich hervor, als er zu Athem kam. — „Was, wie, wo?" schrie der Amtmann, diesmal auch außer Fassung, und packte den Alten am Rockkragen.

„Heut! eben angefahren! Der Schreiber hat's falsche Datum gesetzt!" Und die Mutter sah von weitem Friederiken allerlei verzweifelte telegraphische Zeichen machen und bemerkte, daß das Gefährt bereits oben am Hause hielt, ja, daß der Herr Oberamtmann in höchst eigener Person auf die Gesellschaft zuschritt.

Eduard und Otto hatten große Lust, schleunig mit dem Schifflein in See zu stechen und so allen Wirren zu entfliehen, Minna's Tochterherz ließ aber nicht zu, daß sie die Mutter in solch kritischer Lage verließ, sie sprang wieder an's Land, eben als der Oberamtmann, die Pfeife im Mund langsam vom Haus herabspazierend am Ufer ankam.

Es war soweit ein stattlicher Herr, der Herr Oberamtmann, vorne in den dreißigen, noch jung für die hohe Staffel im Leben, die er bereits erstiegen, nur etwas zu umfangreich für seine Jugend. Der Amtmann war allerdings durch seine Ankunft in schweren Schrecken versetzt, faßte sich aber bald wieder; der Fehler des Schreibers war ja nicht der seinige.

„Ja was thun wir, Herr Oberamtmann? meine Vorarbeit zu Ihrer heutigen Verhandlung könnte ich etwa den Vormittag zu Ende bringen, aber früher können Sie nichts vornehmen. Wenn sich der Herr Oberamtmann sonst unterhalten könnten? ...." Dieser hatte, wie es schien, mit einigem Wohlgefallen den bekränzten Kahn, das jugendliche Schiffsvolk betrachtet, obwohl er das durch nichts ausdrückte, als durch gelindere Rauchwölkchen, die er aus der Pfeife blies. „Weiß wirklich nicht, ob Sie Liebhaber von Wasserfahrten sind?" fragte der Amtmann zum Entsetzen seiner Frau, der das eine ganz freche Zumuthung vorkam. „Hab's noch nie versucht, wäre nicht abgeneigt," ließ sich zum Schrecken der jungen Gesellschaft der Oberamtmann vernehmen, „ist das Brett fest?" — „Wir haben starke eichene Dielen!" bemerkte mit geheimer Ironie der Amtmann, geh', Eduard, hol eine herunter." So mußte es denn sein; die Diele ward auf den Kahn gelegt, ihre Festigkeit probirt, die Frau Amtmännin hatte einstweilen in aller Eile den Mundvorrath noch reichlich vermehrt, namentlich mit einigen vielversprechenden Fläschen, was die jungen Leute wieder in etwas versöhnte mit dem aufgedrungenen Passagier, und hatte in lauterem Respekt ihren rothen Shawl, vierfach zusammengelegt, auf die Diele gebreitet, um den Sitz weicher zu machen, zu Mathildens großer Empörung.

Endlich war der Kahn segelfertig, Eduard und Otto, die sich insgeheim schämten, daß sie sich von dem Philister so verblüffen ließen, stimmten das allbekannte Schifferlied an und die Barke stach in See.

Du Land der süßen Wonne,
O Heimath, lebe wohl!

klangen die frischen jungen Stimmen herüber, die Mama vergaß einen Augenblick Respekt und Schrecken und Gastmahl in der Freude über den lieblichen Anblick, und der Amtmann lachte herzlich, als er den schwerfälligen Oberamtmann mit seinem Meerschaum unter den schlanken jungen Gestalten sitzen sah. „Der ist gut versorgt," lachte er, „jetzt muß ich aber an's Geschäft. Wenn sie mir nur nicht meinen Oberamtmann über Bord werfen, er war ihnen grausig ungeschickt!" — „Ich mußte nur staunen über deiner Keckheit," sprach die Frau, „du fürchtest auch gar niemand, du würdest den Kaiser von China spazieren schicken." — „Närrchen," sagte lächelnd der Amtmann, — „die Zeiten sind vorbei, wo ein Beamter so ein ungeheures Thier war, wir lassen ihm deshalb doch nichts abgehen."

Friederike erschien wieder, ihre junge Stirn in die bedenklichsten Matronenfalten gelegt: „zu Nudeln ist's jetzt natürlich zu spät, ich denke: gebackne Suppe; der Schinken ist am Feuer und der Backofen angezündet." Eilig folgte die Amtmännin ihrer umsichtigen Tochter und der Amtmann ging in seine Schreibstube.

Die Wasserfahrt.

Minna hatte alles Ernstes der Mutter und Schwester zum Beistand dableiben wollen, aber die gute Mutter gönnte ihr die Freude gar zu wohl und hätte auch nicht passend gefunden, die jungen Leute allein fortzulassen, ohne das verbindende Mittelglied einer Schwester. Der Gesang und die herrliche Morgenluft, die wehenden Pappeln und Weiden der grünen Ufer, die frische helle Fluth, auf der sie hinglitten, wirkten mit all ihrem Zauber auf sie, sie vergaß den gegen-

wärtigen Oberamtmann, die verlassene Küche, alles ging unter in dem reinen süßen Gefühl des jungen Lebens; und nur die Tagträume, die flüchtigen Kinder, die da leben von Morgenluft und Blüthenduft, von Sternenglanz und Mondenlicht, wurden wach und umschwebten sie auch mit leisen Schwingen.

Es war wirklich viel, wenn man den Oberamtmann vergessen konnte, denn der saß recht breit auf seiner Diele, den Damen gerade gegenüber, er sah ganz behaglich und wohlhäbig aus, beurkundete auch seinen chevaleresken Sinn dadurch, daß er den Rauch seiner Pfeife möglichst auf die Seite blies, ja, er ging noch weiter: als er bemerkte, wie eng die Damen saßen, so daß Emma beinahe in Gefahr war hinabzugleiten, so deutete er, gegen sie gewandt, auf den leeren Raum neben sich und sagte: „Gefällig? Platz nehmen?" Unter heimlichem Kichern schoben die Mädchen die schüchterne Emma hinüber, die eigentlich jetzt erst aus lauter Verlegenheit nur halb saß und gar nicht aus dem Erröthen hinauskam, daneben aber doch in der Stille sich freute, bis sie diese wichtige Begebenheit und unerhörte Aufmerksamkeit, die ihr widerfahren, der Mutter daheim mittheilen konnte.

Vetter Wilhelm half überall auf dem Schiff, wo zu helfen war, besonders seinem Bäschen Minna, die seine Aufmerksamkeit kühl aufnahm, löste abwechselnd die zwei Ruderer ab und bewies sich viel ausdauernder als diese, auch sang er einen guten Baß, der dem Gesang wohl anstand, der sich mehr und mehr belebte. All' die hübschen alten und neuen Schifferlieder wurden angestimmt: ‚das Schiff streicht durch die Wellen‘, — ‚das Wasser rauscht‘, — man glaubte sogar den Oberamtmann leise im Takt mitbrummen zu hören. Man fuhr durch unbekanntere Gegenden des Flusses, wo er von dichten Weidengebüschen eingefaßt, stiller hinzieht, wo das Schiff zwischen den glänzenden Blättern der Seerosen durch-

glitt und die Vöglein verwundert verstummten vor dem nie gehörten menschlichen Gesang. Minna schloß sachte die Augen und gab sich dem süßen träumerischen Reiz des Augenblicks hin. Da weckte sie Mathilde unsanft aus den lieblichen Träumen, indem sie sie in die Seite stieß und ihr zuraunte: „du, das ist doch unausstehlich!“ — „Was?“ — „Nun, jetzt hat er noch nichts als die vier Worte gesprochen.“ — „Wer?“ — „Ach, Euer dummer Oberamtmann.“ — „Nun, so laß ihn schweigen, wenn's ihm Freude macht.“ — „Nein, es ist unerträglich, und er ist ja noch gar nicht so alt, um sich so von allen Gesetzen des Anstandes dispensiren zu dürfen! Könnte er denn nicht mit der armen Emma ein paar Worte reden?“ — „Ei, die Emma ist in sich hinein vergnügt ...“ — „Hol' über!“ rief's vom Ufer drüben, und verwundert sah die ganze Gesellschaft auf. Drüben, wo das Ufer wieder lichter geworden, stand eine schlanke Jünglingsgestalt in schwarzem Sammtrock mit fliegenden Haaren. „Ah, da ist er!“ rief Eduard und Otto. — „Wer?“ fragte sogar der Oberamtmann. „Unser Freund, Arwed Nordstern, ein junger Dichter,“ beschied ihn Otto kurz, und sie stießen eilig hinüber, ohne auf die kurz ausgestoßnen dichten Rauchwolken zu achten, in denen der Herr Oberamtmann sein allerhöchstes Mißbehagen ausdrückte über diesen unverhofften Zuwachs.

„Aber woher kommst denn du in aller Welt?“ fragten die Studenten den Nordstern, der leicht vom Ufer in das Schiff gesprungen war, ohne das Anlanden zu erwarten. „Ich kam im Amthause an, bald nachdem Ihr abgefahren waret,“ berichtete dieser, „die Dame vom Hause war so gütig, mir den nächsten Weg zu weisen, auf dem ich Euch einholen könnte, und da bin ich!“

„Mein Freund, Arwed Nordstern,“ begann nun Otto trotz des Verbotes des Amtmanns die Vorstellung: „meine

Cousine, Minna Reinfeld, Fräulein Mathilde Berg, Fräulein Emma Müller, Herr Oberamtmann" — „Fürst," ergänzte dieser kurz angebunden. „Und nun, mein lieber, du hast wie ich sehe die Guitarre bei dir, das soll unsern Gesang beleben, wir sind bald am Ziele. — ‚Auf dem Meer bin ich geboren', stimmten sie wieder an, und unter den wohlvertrauten Klängen flog, mit frischer Kraft gelenkt, das Schifflein der grünen Insel zu, die das Ziel der Fahrt war.

Die Herrn legten an und halfen galant den Damen an's Ufer, der Oberamtmann stieg mit einiger Beschwerde selbst heraus; die Mundvorräthe wurden ausgeladen, wobei Mathilde bemerkte, daß Eduard eine leere Flasche in die Fluthen warf, die er und Otto heimlich hinter dem Rücken des Oberamtmanns ausgetrunken.

„Sahst du, wie widerwärtig er sich bei der Vorstellung benahm?" flüsterte Mathilde wieder zu Minna, er ist doch wahrhaftig nicht der große Mogul! und jetzt hat er sich den bequemsten Platz auf einem Baumstumpf ausgesucht, ohne ihn uns anzubieten; nein, so unkultivirt ist mir noch niemand vorgekommen."

Minna hatte ganz andres zu denken, als an den unkultivirten Oberamtmann, hatte sie doch heute zum erstenmal einen Dichter gesehen, einen rechten, lebendigen Dichter! und dazu noch einen mit schönen schwarzen Augen und dunklen Haaren, die um eine edle bleiche Stirne flatterten,

Wie das Laub von Trauerweiden
Um die bleiche Marmortafel
Ueber den begrabnen Freuden.

Und er ließ sich an ihrer Seite nieder und trank aus dem Glas, aus dem sie genippt, und sprach so wunderschön über den Zauber eines solchen Morgens, und auf Eduards

Bitte erhob er sich und rezitirte sein neuestes Gedicht, das Thränen in die jungen Augen trieb. Arwed war der Held der Stunde, und der Oberamtmann gänzlich vergessen, obwohl er nicht ganz ohne Wohlgefallen zu der malerischen Gruppe hinüber dampfte: die Mädchen, in ihren weiten hellfarbigen Gewändern auf den Rasen hingegossen, die jungen Leute mit den oftgehobnen Gläsern, und vollends Arweds malerische Gestalt mit der Guitarre.

Der Oberamtmann selbst saß auf einem Baumstumpf wie der östreichische Beobachter und wäre am Ende fast um Speise und Trank gekommen, die doch großentheils um seinetwillen waren mitgegeben worden, wenn nicht Wilhelm, der heute gar wenig Gehör bei seinem Bäschen fand, sich seiner angenommen hätte.

Man hatte geschmaust und beschloß nun, einzeln kleine Entdeckungsreisen auf der Insel zu machen und sich Blumen zu suchen. Minna und Mathilde gingen zusammen. „Nein, ich bitte dich, jetzt bleibt der Klotz sitzen," begann die aufgebrachte Mathilde wieder, „und hast du nicht gesehen, wie er Alles behielt, was man ihm gab, ohne an uns zu denken." — „Nun, warum sollte er nicht?" — „Nein, ihr Landmädchen seid doch gar zu demüthig und haltet nicht auf die Würde unsers Geschlechts." — „Ach, die hängt nicht am Anbieten eines Tellers!" — „Die hängt an Allem!" eiferte Mathilde immer heftiger, „gerade diese Kleinigkeiten sind es, die die Frau erheben oder allmählich unterdrücken. Ich glaube, du würdest wie Ottilie in den Wahlverwandtschaften den Herrn aufheben, was sie zu Boden fallen ließen!" — „Warum nicht, wenn mir's gerade näher liegt als ihnen?" — „Nein, du hast viel zu wenig Haltung, ich wollte einmal einen solchen Pascha in die Kur nehmen!" — „So nimm!" — „Ja, ja, ich wollt' ihm die Meinung sagen, ich wollt' ihn lehren, galant zu sein!"

Da durchbrach Arwed das leichte Gebüsch: „erlauben Sie nicht, daß ich mich Ihrer Expedition anschließe? — ich glaube, daß wir dort in dem dichten Gehölz die schönsten Blumen finden.“ Wilhelm, der seither gutmüthig eine einseitige Unterhaltung mit dem Oberamtmann geführt, kam eben mit einem Strauß schöner Anemonen, als er aber sein Bäschen bereits am Arm des jungen Dichters sah, trat er bescheiden zurück.

Mathilde wollte nach Emma sehen, und Minna, verlegen, mit dem interessanten Gast allein zu bleiben, lud den Vetter ein, mit zu gehen. Da ging denn der gute Wilhelm voran auf den ungebahnten Pfaden, die das fröhliche junge Paar einschlug, bog die Zweige zurück und räumte die Dornen weg, die ihnen im Wege waren, und als er einmal zurückblickte und sah, mit welch strahlendem Ausdruck Minna ihr Gesicht in eifrigem Gespräch zu dem Nordstern erhob, da flog ein trauriges Lächeln über das seine.

„Der Herr Oberamtmann wollen abfahren!“ schrie Eduard mit einer Löwenstimme über die Insel hin. Minna fuhr zusammen: „ach, ich vergaß ganz . . . und die gute Mutter daheim und Friederike, die sich so abmüht.“ — „O, lassen Sie keinen Mißlaut den reinen Klang dieses Morgens stören!“ bat Arwed, „das ist Sünde.“ — „Aber, wenn ich eine Pflicht versäume?“ sagte schüchtern Minna. „Pflicht!“ rief Arwed. „Pflicht ist, unser Leben auszuleben, rein und schön und voll und ganz, die Stunde zu genießen, die Freude in uns zu saugen mit allen Fühlfäden unseres Wesens und uns die Prosa fern zu halten; es gibt immer noch Erdwürmer genug, die mit Lust im Staube wühlen: der Adler fliege in die Lüfte, der Schmetterling schwebe über Blumen! Ist es auch Bestimmung der Rose, daß sie Oel aus sich pressen läßt?“ — „Aber es ist Bestimmung des Blüthenbaums,

daß er Frucht bringt," warf Wilhelm ein. „Nun ja, dazu ist's Zeit, wenn die Blüthe abgefallen ist!" rief Arwed, „indeß:

„Vivez, aimez, c'est la sagesse,
Hors le plaisir et la tendresse
Tout est mensonge et vanité!"

Indeß hatten sie das Ufer erreicht, wo das Schiff bereits wieder segelfertig war. Mathilde flüsterte Minna noch in höchster Empörung die neue Unthat des Oberamtmanns zu, daß er sich nur ohne Weiteres wieder in's Schiff gesetzt und dadurch das Zeichen zum Aufbruch gegeben habe, ohne sie, die Damen, nur im Mindesten um ihre Meinung zu fragen.

Minna hatte nicht Zeit, ihre Entrüstung zu äußern, sie setzte sich, Arwed, mit der Guitarre zu ihren Füßen, der Oberamtmann wandte sich fragend an ihn: „Musikus?" — „Literat, mein Herr, und Studierender im Augenblick," sagte Arwed, glühend roth, in aufbegehrendem Ton.

„Hab' nichts dagegen," lautete des Oberamtmanns trockene Antwort, nach der er wieder in sein Schweigen versank und ziemlich starke Rauchwolken von sich blies.

Das Schiff ging nun stromabwärts leicht und leise, die Ruderer hatten es nur zu lenken, und überließen sich behaglich hingestreckt der Ruhe, man sang noch: ‚Ein Schifflein ziehet leise,' dann verstummte allmählich der Gesang, die Schiffer schliefen ein, der Oberamtmann doste, Emma saß wieder ganz in sich vergnügt, Eduard hatte sie um ihr Sträußchen gebeten und hatte es jetzt in's Knopfloch gesteckt, darüber erröthete sie nun einmal über's andre, so oft ihr's einfiel, und besann sich, ob sie auch recht gethan, es ihm zu geben, und ob sie das auch daheim der Mutter sagen solle; Wilhelm blieb wach und lenkte das Schifflein, wo es drohte aus dem Geleis zu kommen, Minna vermied gern seinen

Blick, der ihr heute so traurig vorkam, und vertiefte sich in eifrige Gespräche mit Arwed.

Plötzlich fuhr Mathilde, die indeß still dagesessen, hastig auf und faßte den Oberamtmann beim Arm, mit dem Ruf: „Sie fallen ja in's Wasser!" Wirklich war er in seinem Schläfchen nahe daran gewesen, das Uebergewicht zu bekommen und über Bord zu stürzen. Etwas ärgerlich richtete er sich auf, setzte sich wieder fester und brummte: „Dumme Anstalt!" Gegen Fräulein Mathilde aber lüftete er den Hut und sagte in einem Ton, den man ihm nicht zugetraut hätte: „Sehr verbunden."

Das Land war erreicht, nur für die Minderzahl der Passagiere zu früh, man stieg aus, und es ereignete sich dabei zu männiglichem Erstaunen, daß der Oberamtmann Mathilden die Hand bot, freilich, als sie eben ausgeglitten war und gefallen wäre. Dann aber schritt er, unbekümmert um die Gesellschaft, dem Hause zu, Emma ließ es mit großer Verlegenheit geschehen, daß Eduard sie nach Hause begleitete, nur weil sie zu schüchtern war, es abzulehnen, Minna eilte, so schnell sie konnte dem Hause zu und suchte durch doppelte Geschäftigkeit ihre lange Versäumniß gut zu machen, wobei sie von Friederike, die im vollsten Feuer stand, etwas schnöde zurückgewiesen wurde.

Der Waldgang.

Das improvisirte Gastmahl machte der Frau Amtmännin und Friederike alle Ehre, auch die Unterhaltung war lebendig und der neue Gast wurde mit der gemüthlichen Höflichkeit des Hauses in den Kreis aufgenommen; nur der Amtmann brachte ihn dadurch etwas außer Fassung, daß er ihn

beharrlich „Herr Haberstock“ anredete, und sich, da er in Welsburg bekannt war, in ausführliche Erörterungen über die Familie Haberstock mit ihm einließ.

Der Oberamtmann war nichts weniger als ein Polizeispion und froh, wenn man ihn außeramtlich mit Amtsgeschäften in Ruhe ließ; bei dieser Namensveränderung wandte er aber doch ein aufmerksames Ohr hinüber und fragte: „Haberstock?“

„Allerdings, Herr Kameralis Studiosus Haberstock aus Welsburg,“ stellte der Amtmann förmlich vor, und fügte halblaut gegen den Oberamtmann entschuldigend bei: „Der Name Nordstern ist nur so eine Art von Cervisname oder Unnamen, wie sich die jungen Leute als zum Spaß geben.“ — „Hab' nichts dagegen,“ sagte der Oberamtmann; selbst Minna nahm den Namenwechsel nicht zu hoch auf, ihr war er ein Nordstern und ein Südstern, ein Morgen- und Abendstern geworden, ein Stern, der allenthalben an ihrem Himmel stand.

Die Tafel war aufgehoben, der Kaffee unter der Linde getrunken, der Oberamtmann hatte auf dem Sopha der Visitenstube ein ruhigeres Schläfchen gemacht, als auf dem trügerischen Element, und sich dann mit dem Amtmann auf's Rathhaus begeben. Die Jugend trat den Waldspaziergang an, zu dem sich diesmal auf eifriges Zureden der Mutter auch Friederike bewegen ließ, nicht ohne ein umfangreiches Strickzeug: leinene Socken mit zweierlei Garn, in die Tasche zu stecken.

„Zum Wald, zum Wald! da steht mein Sinn“

wurde nun angestimmt, und die grüne Dämmerung, mit ihren lockenden Pfaden, mit ihrem Wehen und Rauschen, mit den fernen, blauen Bergen, die sich zwischen die hohen Eichen stehlen, mit all ihrem vielbesprochenen und vielbesungenen und doch so unergründlichen Zauber, nahm sie auf.

Sie suchten die letzten Maiblumen und die ersten Erdbeeren, sie banden Kränze von jungem Eichenlaub und entdeckten heimliche und unheimliche Plätzchen und Verstecke; nur die arme Mathilde ließ heute das Gefühl der beleidigten Würde ihres Geschlechts nicht zum reinen Genuß der Gegenwart kommen. „Nun bitte ich dich, wie war's denn möglich, nach einem solchen Dejeuner noch so zu essen, wie dieser Oberamtmann, und immer wieder zuerst genommen!" — „Aber so gönne ihm doch, wenn's ihm schmeckt!"

„Nein, und die Umstände, die ihr mit ihm macht! Ein Oberamtmann ist ja gar nichts so Großes! Mein Vater war doch Medizinalrath, das ist immerhin noch mehr, und es ist uns noch nie eingefallen, darauf Ansprüche zu begründen." — „Ich weiß aber wirklich nicht, was du auf den armen Oberamtmann hast, er ist ein harmloser Mann und guter Beamter, und du hast ihm dazu noch heute das Leben gerettet! Und als du diesen Mittag den Tisch verlassen, sah er dir noch nach und sagte zu der Mutter: ‚artiges Frauenzimmer!' das ist vom Oberamtmann schon unerhört." — „In der That! ihr seid doch recht bescheiden!" sagte Mathilde mit einigem Erröthen. „Nun freilich, was das Essen betrifft, so hat der Nordstern für einen Dichter auch einen recht gesunden Appetit gezeigt."

„Das habe ich nicht bemerkt, bin auch nicht gewöhnt, unsern Gästen die Bissen in den Mund zu zählen," sagte Minna höchlich piquirt. — „Nun, nun, Minchen, sei zufrieden, wir wollen darüber nicht unsern ersten Streit bekommen, schau, da geht dein Nordstern auf!"

Während Minna und Arwed sich Kränze von Eichenlaub flochten, saß Friederike auf einer Steinbank und strickte so eifrig, als bedürfte heute noch jemand besagter leinener Socken, um seine Heimath zu erreichen. Der gute Wilhelm leistete ihr

Gesellschaft. „Hättest du denn nicht Lust, Rikchen, auch ein wenig tiefer in den Wald zu gehen?“ fragte er sie. „Ach nein, es kommt mir unnöthig vor, wir sind ja durch den Wald heraufgekommen und hier ist mir's schön genug.“

„Gewiß, aber vielleicht finden wir noch einige Maiblumen.“ — „O, man wird von den Bettelkindern so mit Sträußen überlaufen, ich wüßte nicht wohin mit neuen!“

„Sieh, wie hübsch!“ rief Wilhelm, als Arwed und Minna mit Eichlaubkränzen den grünen Pfad herabkamen, auch Emma erschien hoch erröthet mit einem Kranz um ihren Strohhut und Eduard trug nach Jägerart einen Zweig an der Mütze, Mathilde hatte mit Otto ein nothgedrungenes Bündniß geschlossen und sarkastische Bemerkungen über die anwesenden Paare und den abwesenden Oberamtmann ausgetauscht, auch sie hatte einen Kranz um ihre blonden Haare nicht verschmäht. „Nun müssen wir uns doch auch bekränzen,“ meinte Wilhelm, eifrig Eichenlaub pflückend. „Ich danke, um den Kopf thue ich keinen Kranz,“ sagte Friederike trocken, „die Leute halten uns ja für Narren, wenn wir so heimgehen.“

„Immerhin!“ rief Arwed, eine Stunde glücklicher Narrheit ist ein ganzes, langes, vernünftiges Leben werth!“

Friederike ließ sich denn doch noch bewegen, ein Sträußchen anzustecken, packte dann eifrigst ihr Strickzeug zusammen und erklärte, sie müsse heim, die Andern könnten thun was sie wollten.

Die Paare setzten sich in Bewegung, die Guitarre hatte Arwed daheim gelassen, deklamirte aber dafür ein Waldlied, eigene Dichtung, mit dem Refrain:

O du grüne Nacht, du heimliche Nacht,
O du süße, du herrliche Waldespracht!
Ich trage mein tiefes, unendliches Leid
In deine stillheilige Einsamkeit.

Mathilde, die heute recht bösartig sein konnte, unterbrach ihn nach einer Strophe: „Aber, Herr Nordstern, worin besteht denn eigentlich Ihr tiefes Leid? Sie haben uns ja erst diesen Morgen gesungen:

„Die Erd' ist eine Schaale
Von grünem Edelstein,
Draus schlürf' ich froh das Leben,
Den glüh'nden Feuerwein!"

Ein zorniger Blick traf sie, dessen man Minna's sanfte Augen nicht fähig gehalten hätte, Arwed aber ließ sich nicht niederschlagen und erwiederte der Spötterin aus dem Stegreif:

„Was ist des Dichters Freude?
Nur eine schimmernde Thräne,
Was ist des Dichters Leide?
Ach nur ein seliges Sehnen."

„Hat einen Buchstaben zu viel," flüsterte die boshafte Mathilde, der Minna beinahe die Freundschaft aufgekündigt hätte.

Man näherte sich indeß dem Amthause. Die Bauern, die dem kleinen Zug begegneten, sahen etwas verwundert auf die bekränzten Paare, ein kleines Mädchen fragte zu Minna's tiefem Erröthen: „Mutter, ist dehs a Hauzig?" * weßhalb Friederike darauf bestand, daß sie die Kränze ablegen müßten. Vergeblich! Otto raubte ihr ihr Strickzeug, spießte es auf seinen Stock und trug es im Triumphe voran, als Zeichen, wie er sagte, daß auch solide Leute nachkommen. Beleidigt darüber, machte sie sich trotz alles Widerstands von der Gesellschaft los, und stand bereits, Cottelets klopfend, in der

* Hochzeit.

Küche, als die andern singend zum Hause einzogen, nur der gutmüthige Wilhelm war ihr nachgeeilt und hatte ihr ihr Strickzeug ausgeliefert.

Der Hausball war natürlich unstatthaft, und der inhaltreiche Tag endete mit einem Souper en famille ohne weiteres Ereigniß, als daß der Oberamtmann Mathilden eine Platte mit Waffeln angeboten, Notabene, nachdem er sich selbst zuvor genommen hatte, und daß er einigemal, namentlich mit Wilhelm, etliche Worte mehr gesprochen hatte, als seine gewöhnliche Phrase: „hab' nichts dagegen."

Das Ständchen.

Es war schon ziemlich spät in der Nacht. Minna war darauf bestanden, Friederiken in der Küche zu helfen, bis sie beide zusammen zu Bette gehen konnten. Friederike war mit der Mahnung: „Lösch gleich das Licht!" alsbald in gesunden Schlaf gesunken, Minna aber war noch so wach! sie öffnete das Fenster und sah in die helle Mondnacht hinaus, — da legte sich leise Mathildens Hand auf ihre Schultern, die aus ihrem Stübchen daneben herübergekommen war. „Bist du böse, Minchen?" fragte sie gutmüthig. „Ich? o nein, warum denn?" — „Nun, weil ich deinen Nordstern so angegriffen." — „Ach gewiß nicht, aber es that mir doch weh, daß du . . ." in Minna's Augen glänzten Thränen. „Aber Kind, Kind!" sagte Mathilde, lächelnd mit dem Finger drohend, „du wirst doch nicht so thöricht sein und auf einem Regenbogen deinen Weg durch's Leben machen wollen!"

„O geh," sagte Minna, jetzt in Thränen ausbrechend, „wer denkt denn an so etwas! er ist mir ja fremd und ganz, ganz gleichgültig, — aber es thut mir nur weh, daß auch

du das Schöne und Ideale herabziehen willst . . ." — „Ganz, ganz gleichgültig, Minchen?" fragte Mathilde.

Minna konnte nicht antworten, drunten aus der nächtlichen Stille tönte der leise Klang einer Guitarre, eine schöne männliche Stimme begann in etwas gedämpftem Ton zu singen:

O gib vom weichen Pfühle
Träumend ein halb Gehör.
Bei meinem Saitenspiele
Schlafe! was willst du mehr!

Beim ersten Klang waren die Mädchen unwillkührlich an's Fenster geeilt, da lehnte im Schatten eine schlanke, edle Gestalt mit der Guitarre im Arm. Minna zog sich leise zurück, sie kniete nieder an dem Stuhl am Fenster, um nicht gesehen zu werden, und barg ihr Gesicht in die Hände, aber Mathilde konnte sehen, wie ihre Brust sich hob und senkte in heftiger Bewegung, wie sie die glänzenden Augen hie und da erhob, um besser zu lauschen; es war ja das erstemal!

„Bei meinem Saitenspiele
Segnet der Sterne Heer . . ."

begann der Sänger wieder, da streckte ein Stockwerk weiter unten der Herr Amtmann seinen Kopf in der weißen Nachtmütze aus dem Fenster: „darf keine Musik da drunten gemacht werden! schickt sich nicht."

Plötzlich erstarb der Ton, und man hörte nur das leise Geräusch eines sachte Abziehenden. Mathilde lachte herzlich über die Unterbrechung, Minna erhob langsam ihr glühendes Gesicht und sagte leise: „aber du solltest nicht lachen, du mußt dich morgen entschuldigen." — „Ich! warum?" — „Nun, es hat doch dir gegolten," sagte Minna noch verlegner. „Mir! o du dummes Kind, wie magst du so lügen!

und weißt doch so gewiß, wem es galt! Steck immerhin den Kopf in den Busch, man sieht dich doch!“ — „Ach nein, aber es wäre mir doch gar zu unangenehm, wenn es ja sonst jemand gehört hätte! und der Papa! meinst du, Arwed habe es wohl übel genommen?“ — „Ach nein, deinen Vater kennt ja jedermann.“ — „Vielleicht hat er auch nur zufällig da unten noch gesungen,“ meinte Minna. „Ganz zufällig,“ lachte Mathilde und küßte ihre heißen Wangen: „gute Nacht, Minchen!

Schlummre süß,
Träume dir dein Paradies!“

Mathilde hatte ihr Licht schon gelöscht und war am Einschlafen, da flüsterte ihr noch eine leise, leise Stimme in's Ohr: „meinst du, es habe mir gegolten?“ und sie fühlte Thränen an ihrer Wange; ehe sie sich aber aufrichten konnte, war Minna hinübergeschlüpft, um schlummerlos seligere Träume zu träumen, als der süßeste Schlaf bringen kann.

So schloß ein Tag, — ein sonnenheller Tag. Wie manchen Baum sehn wir in voller Blüthe; der Herbst muß zeigen, ob die Blüthe eine gesunde war.

Nach drei Jahren.

Mathilde an Minna.

Liebste Minna!

Ihr habt immer behauptet, ich komme nie in Verlegenheit, und ihr habt mir damit sehr Unrecht gethan, denn gerade jetzt bin ich in der allergrößten Verlegenheit, wie ich Dir eine Neuigkeit mittheilen soll, die Du doch erfahren mußt.

Nun, ich sehe aber auch gar nicht ein, warum mich's verlegen machen soll, habe ich doch auch ein Recht, zu thun was ich will, so gut wie andre Leute. Also, jetzt sag' ich's gerade heraus und Du brauchst dich gar nicht zu wundern, hörst Du's! Seit gestern Abend bin ich Braut mit dem Regierungsrath Fürst, nun ja, mit Eurem Herrn Oberamtmann vor drei Jahren. So, jetzt weißt Du's, und am Ende überrascht Dich's nicht einmal.

Wie es eigentlich gekommen, das ist schwer zu sagen, ich weiß es selbst nicht so recht. Du weißt ja, daß er als Regierungsrath hieher befördert wurde und daß der Zufall es fügte, daß er sich in demselben Haus einmiethete, wo wir wohnten. Er wußte natürlich nichts davon; als ich ihm aber einige Tage nach seiner Ankunft im Hausgang begegnete, erkannte er mich zu meiner Verwunderung und sagte mit einer kurzen Verbeugung: „Fräulein Berg? schon 'mal das Vergnügen ..." Du weißt, das ist schon viel von ihm.

Er machte der Mutter einen Anstandsbesuch, und da er sehr solid lebt und viel zu Hause ist, so kam er noch manchesmal, meist nach Tisch zum Kaffee. Du weißt, er spricht nie viel, und ich kann nicht ertragen, wenn nichts gesprochen wird, so habe ich denn vielleicht manchmal unnöthig viel geredet. Das erstemal rauchte er nicht bei uns, sah aber so unbehaglich aus, daß ich das nächstemal fast froh war, als er seine Pfeife herauszog und die Mutter fragte: „genirt nicht?" Es war zwar unartig, daß er mich nicht auch gefragt, aber, was wollt' ich machen? es freute mich doch zu sehen, wie es ihm nun behaglich wurde, und man sagt mir, daß der Tabakrauch gut für meine Blumenstöcke sei.

Nun, daß ich's kurz mache, wie ich einmal heimkam, sagte mir die Mutter, daß der Regierungsrath bei ihr um mich geworben (ich wäre gar zu gern dabei gewesen, da muß

er doch mehr als drei Worte gesprochen haben!), und morgen wolle er kommen und meine Antwort holen. Ich fiel wie aus den Wolken. Die Mutter wünschte, daß ich Ja sage, denn er ist sehr geschickt (und auch gescheidt und gebildet, ich versichere Dich, obgleich er so wenig spricht), aber sie ließ mir ganz freie Wahl. Nun, zuerst wollt ich gar nicht, dann wollt' ich mich besinnen, aber lange, recht lange; das Warten würde ihm gar nichts schaden. Dann beschloß ich endlich, ihn doch am nächsten Tage kommen zu lassen, aber nur um ihm all meine Bedenken wegen seiner Schweigsamkeit, seines Mangels an chevalereskem Benehmen, überhaupt meinen Zweifel, ob er ächte wahre Liebe für mich empfinde, auseinander zu setzen; das Jawort, wenn ich mich je dazu entschlöße, wollt' ich ihm noch recht sauer machen!

Wie er nun am nächsten Tag die Treppe herauf kam, versteckte ich mich, und war erst auf Zureden der Mutter zu bewegen, herein zu gehen. Da saß er: mit der Pfeife, die legte er aber bei Seite, das war schon viel von ihm, nicht wahr? Ich erwartete mit klopfendem Herzen, er werde nun seine Werbung bei mir selbst anbringen, und ich gestehe, ich war recht begierig, wie er das machen würde. Er aber sprach kein Wort, er sah mich nur an, als ob er von mir eine Erklärung erwarte, und als ich schwieg, fragte er endlich: „Mutter gesprochen?“ Nun konnte ich's doch nicht ignoriren, ich sagte also, daß ich durch die Mutter von seinem ehrenvollen Antrag wisse, daß ich aber fürchte, unsre Naturen stimmen nicht zusammen . . . „Gerade,“ warf er ein. — „Daß ich fürchte, es sei nicht tiefe innige Liebe, die ihn zu mir führe“ . . . „was sonst?“ fragte er: das machte mich etwas verlegen und — „daß ich fürchte, er verstehe und achte die tieferen Herzensbedürfnisse, die zarteren Rechte und Ansprüche meines Geschlechtes nicht genug,“ . . . ich verwickelte mich wirklich ein

wenig; es brachte mich so aus der Fassung, daß er auch kein einziges Wort erwiderte. Als ich still blieb, stand er langsam auf und fragte: „also nein?“ Ich versichere Dich, Minna, er sah dabei recht traurig aus, da dauerte er mich doch, und ich sagte etwas vorschnell in meinem Mitleid: „nun, das nicht gerade.“ — „Ja?“ fragte er und bot mir die Hand hin. „Nun, verachte mich nicht, Minchen, ich gab ihm die meinige, und eh ich wußte wie? stand ich als seine Braut vor der Mutter. Es ärgert mich jetzt noch, daß ich's ihm nicht ein Bischen schwerer gemacht, und daß er mich eigentlich erschwiegen hat, nicht errungen; aber ich kann nichts mehr ändern, es ist geschehen, und ich versichere Dich, er fühlt sich sehr glücklich, wenn man's ihm auch kaum anmerkt. Ich fürchte, daß ich ihn noch ein wenig verwöhne, aber das gibt sich mit der Zeit; als Braut muß man doch sachte thun mit Reformen. Die Pfeife bin ich nun schon gewohnt, ich kann mir Ludwig gar nicht mehr ohne sie denken. Denke, er spricht schon von Hochzeit; richte nur den Brautjungfernstaat.

Deine Herzensangelegenheit, meine arme liebe Minna, habe ich nicht vergessen. Ludwig muß mir versprechen, für Deinen Arwed ein kleines Amt aufzufinden, das er ohne das leidige Examen erlangen kann, da Dein Vater nun eben darauf besteht, Deine Zukunft auf festern Boden als die Schwingen eines Pegasus zu gründen. Ludwig, der sich's selbst mit seinen Studien sauer werden ließ, denkt zwar etwas streng und reell, und ich weiß noch nicht, wie ich's ihm beibringe, aber ich sorge gewiß dafür. Da ich nun einmal meine goldne Freiheit verscherzt, kann ich nichts Besseres thun, als mich in der Gefangenschaft glücklich fühlen, und dann darfst Du, meine Liebe, auch nicht unglücklich sein.

Und nun lebe wohl, beklage mich nicht zu sehr, ich

schicke mich ordentlich in mein Loos; um nicht zu viel auf einmal zu sagen, unterschreibe ich mich inzwischen

Deine
zufriedene Mathilde.

Noch eins! Bitte Friederike, mir eine Sammlung erprobter Kochrezepte, hauptsächlich zur Bereitung von Braten und Ragouts zu schicken, Ludwig ißt alle Sonntag Abende mit uns, da möcht' ich doch einige Abwechslung in unser gewöhnlich so einfaches Souper bringen.

Sechs Jahre später.

Minna an Mathilde.

Endlich am Ziele! Endlich darf ich Dich, wenn auch nicht mehr als Brautjungfer, so doch als ehrbare Brautfrau, als meine liebe theilnehmende Gefährtin zu meiner Hochzeit einladen. Wir wollen sie am zwölften Juni feiern, acht Jahre nach jenem sonnigen Tage, wo wir uns zum erstenmal gesehen. Acht Jahre! ach sie dünken mir nicht lauter einzelne Tage, wie dem Erzvater Jakob seine sieben, es sind lange schwere Jahre darunter.

Ich bin so müde von dem sauren Wege, den wir zu durchlaufen hatten, daß ich mich noch nicht recht des Zieles freuen kann, und ich muß mir die schönen ersten Zeiten recht lebendig zurückrufen, um meines Glücks wieder froh zu werden. Jene Wasserfahrt, weißt Du's, Liebe, und das erste Ständchen? O, es kamen noch schöne Stunden nach diesen: im Walde, im Garten, selige Ueberraschungen, wo er oft rasch angesprengt kam auf seinem schäumenden Roß, wo er mich

suchte auf meinen lieben einsamen Gängen, und wo in der Laube zum erstenmal unsre Herzen Worte fanden; — Du weißt ja längst schon alles. Es war so einzig schön bis zu dem Augenblick, wo ich mich dem Vater entdeckte und dieser von Arwed ernste Rechenschaft forderte: worauf er die Zukunft seines Kindes gründen wolle. Ach, wir hatten so glückselig im Augenblick gelebt, und Sorge für die Zukunft ist so gar nicht unsre Sache!

Und dann kamen die langen, trüben Zeiten, der schmerzliche Kampf zwischen Liebe und Pflicht, o es ist ein schweres Gefühl, zu lieben ohne Elternsegen, das erste Leid, den ersten Zwiespalt in eine bis dahin so friedliche und frohe Heimath zu bringen! Und wie peinlich war mir wieder die Sorge, mit diesen Forderungen an eine solide Existenz ein Bleigewicht an Arweds hochstrebende Talente zu hängen, so oft mich auch der Vater versicherte: w e n n etwas Rechtes in ihm ist, so m u ß es herauskommen dir zu Liebe. Dann der Zweifel an dem Geliebten selbst, an dem Ernst seiner Liebe, die geheime Furcht, mit der ich seine Worte, seine Blicke beobachtete, ob sich kein leiser Ueberdruß darin zeige! O Mathilde, Arwed muß mir unendlich viel Liebe und Treue erweisen, er muß mich auf den Händen tragen durchs Leben, um mir alles zu vergüten, was ich für ihn gelitten!

Vor zwei Jahren, am Sterbebett der Mutter, bot ich den Eltern an, meiner Liebe zu entsagen; die gute, ach, die z u gute Mutter nahm mein Opfer nicht an. „Du sollst nicht in der Bewegung des Augenblicks deine Wünsche hingeben,“ sagte sie, „bitte Arwed, daß er dir Vater und Mutter sein soll, und versprich du mir, daß du glücklich mit ihm sein willst, meinen Segen sollst du haben, liebes Kind, von hier und von dort.“ Die gute Mutter! kann man auch v e r s p r e c h e n, daß man glücklich sein wolle?

Doch warum mich quälen mit dem, was nun vorüber ist? wir sind ja im Hafen, und wir werden so glücklich sein! Gewiß, gewiß, Arwed wird mir alles, alles ersetzen! eine selige Stunde für jede Thräne hat er mir verheißen. Es ist ein bescheidenes Loos, das uns gefallen, aber

ein Herz nur ach! und eine Hütte!

mehr haben wir ja nie gewünscht. Die Bedienstung, um die sich Arwed mir zu liebe bemühte, und die uns die Güte Deines Mannes verschafft, reicht gewiß für alles Nöthige, und einmal bahnt sich Arweds Talent sicher noch den Weg; hat er doch die Herausgabe seiner Gedichte erlangt, wenn auch zunächst noch mit Opfern; und eine Rezension von seinem Freund Woldemar ist recht günstig. Er dichtet, Dir im Vertrauen gesagt, an einem großen Epos: Otto der Thatenlose; das muß unser Glück begründen, wenn es vollendet ist.

Wir haben eine allerliebste Wohnung in einem Garten gemiethet, etwas theuer und entlegen, aber die Heimath muß uns ja Alles sein, darum richte ich mich auch in der Einrichtung ganz nach Arweds Wünschen. Eine schöne harmonische Umgebung ist für einen Dichter Bedürfniß, daran kann ich nicht sparen, nachher wollen wir denn schon recht einfach leben. Eine kleine Reise wollen wir uns auch nicht versagen, ich bin so lange nur in Gedanken gereist, und Arwed möchte mir gerne die schönen Stellen zeigen, wo er zuerst erfaßt wurde vom Hauch der Poesie. Nur wenige Wochen in die Schweiz, eh wir uns einspinnen in unsre Hütte und Arwed auf die Kanzlei muß; — trostloser Gedanke!

Wilhelm, dem guten Vetter Wilhelm, haben wir zunächst für des Vaters Nachgiebigkeit zu danken. Es ist ein treues Herz, so oft wir auch über seine Philisterhaftigkeit gelacht haben. Es hätte ihn nur ein Wort von seiner Liebe,

die ich so wohl errathen, bei dem Vater gekostet, so hätte es mir schlimmes Spiel gemacht, denn des Vaters Wünsche waren unschwer zu errathen; aber die gute Seele hätte lieber dem Vater weis gemacht, er verabscheue mich, nur um mir nichts zu erschweren. Ich glaube, er ist aus purer Güte noch im Stand und wirbt um Friederike, die, soweit ihr Herz nicht im Küchendampf aufgegangen ist, ein sichtliches Interesse an ihm nimmt.

Was diese mir in den letzten Jahren mit ihrem nüchternen Gutachten, ihrer Geringschätzung Arwebs, zu Leide gethan hat, das vergütet sie jetzt durch ihre umsichtige Fürsorge für Aussteuer, Hochzeit u. dgl., wiewohl es lauter Wettrennen mit Hindernissen sind.

Also komm gewiß, wenn es Dein gestrenger Herr erlaubt; ihn selbst einzuladen hätte ich nicht den Muth, da unsre Hochzeit nicht zu den Weltereignissen gehört, die ihn bewegen könnten, einen Tag Urlaub zu nehmen.

Komm, meine Liebe, und bringe mir die Erinnerung der alten Tage mit und mein junges hoffnungsreiches Herz. O zweifle nicht, daß ich mich glücklich, überglücklich fühle! Aber Liebste, wenn ich nimmer leben sollte bis Deine Lina erwachsen ist, so sag' ihr als Vermächtniß ihrer Pathe: sie soll nie, nie ein Glück erzwingen wollen gegen der Eltern Willen. Lebe wohl, zum letztenmal

Deine
Minna Reinfeld.

Etwas später.

Friederike an Eduard.

Lieber Eduard!

Obgleich Du ja bald zu Minens Hochzeit hieher kommst, so meint der Vater doch, ich solle Dir vorher noch mittheilen, daß ich seit gestern mit unserm Vetter Wilhelm, der, wie Du weißt, Pfarrer in Waldburg ist, versprochen bin. Ich bin recht glücklich, einen so rechtschaffenen Mann zu bekommen, auch der Vater ist sehr vergnügt darüber. Die nahe Verwandtschaft hat uns einiges Bedenken gemacht, aber Du weißt, daß Wilhelms Mutter ja nur eine Halbschwester von unsrem Vater war. Auch ist in Wallburg Wassermangel, was ich gar nicht leicht nehme, aber Wilhelm meint, man werde einen Brunnen im Pfarrhof graben können; ich denke, die Kosten übernimmt die Herrschaft.

Mit der Hochzeit eilt es natürlich nicht, ich sehe noch gar nicht hinaus, wie wir mit den Sachen der Mine fertig werden, da alles auf mir allein liegt. Du könntest vielleicht einen Kalbsschlegel zur Hochzeit bestellen, ein Schwein schlachten wir selbst.

Mine ist für gar nichts, ich weiß nicht, was die für eine Hausfrau geben soll, sie schreibt die schönsten Briefe in einer Stube so voll Grust, daß ein Reiter sammt dem Pferd darin verloren gehn könnte; ich muß allein für alles sorgen.

Nun behüte Dich Gott; Wilhelm grüßt Dich recht schön als seinen neuen Schwager; schicke Deine Waschkiste nimmer vor der Hochzeit, ich halte die große Wäsche nachher.

Wir grüßen Dich Alle

Deine treue Schwester
Friederike.

N. S.

Die verwittwete Frau Pfarrer Müllerin kann dem Vater die Haushaltung führen, wenn ich nimmer daheim bin.

II.

Am Mittag.

Wenn der letzten Sterne bleicher Schimmer
Deiner Jugend schwindend Bild erhellt,
Blickst du schmerzlich scheidend auf die Trümmer
Deiner schönen, früh zerstörten Welt:
Ach, wo seid ihr, lieb gewordne Träume?
Klagend schallt der Ruf in öde Räume.

Andre Pflichten gibt es, als beklagen,
Wie die Rose deines Glücks verblüht;
Weißt du nicht, daß *nach* den Rosentagen
Erst der segensreiche Herbst erglüht?
Nicht die Blüth', die *Frucht* ist Ziel des Lebens,
Dahin alle Kräfte deines Strebens!

Nach Feuchtersleben.

Eine Rundreise.

Abermals sind acht Jahre vergangen, seit der Zeit, wo diese Briefe geschrieben wurden, und wir werfen zuerst einen Blick in das Pfarrhaus zu Wallburg, wo Wilhelm, der Pfarrer, eben ihm Begriff ist, eine kleine Reise anzutreten. Sein gutes, treuherziges Gesicht hat sich wenig verändert in der langen Zeit seit jener Wasserfahrt, es ist noch so gut

hineinzusehen wie damals, und einen ernsten Ausdruck hat es immer gehabt.

Wilhelm ist reisefertig und schreitet mit verhaltner Ungeduld in der Stube auf und ab; endlich ruft er in die Küche: „aber, liebes Kind, bekomme ich den Kaffee nimmer? du weißt, ich möchte gern noch in der Kühle fortkommen.“

Frau Friederike erschien in einem reinlichen, wenn auch durchaus nicht kleidsamen Morgenhabit; „du mußt in der That noch warten,“ sagte sie in etwas ärgerlichem Ton, „so ist's, wenn man nicht nach allem selbst sieht, da hat das dumme Ding, die Röse, gestern den Kaffeesatz nicht abgekocht, nun muß ich das zuvor thun, eh ich den Kaffee machen kann.“

„Aber hättest du denn nicht dies Einemal reines Wasser nehmen können und etwas mehr Kaffee?“ — „Ach, das verstehst du nicht, Ordnung muß sein, und man braucht, weiß Gott, Kaffee genug das ganze Jahr, seit auch die Wäscherinnen noch Mittagskaffee verlangen; das ginge mir ab, noch puren Kaffee zu kochen, warum nicht gar auch ohne Cichorie!“

Wilhelm faßte sich in Geduld und begann wieder: „hör Liebe, ich weiß nicht, wie ich Minna antreffe, ihren Briefen nach ist sie oft leidend, aber ich glaube, ein Landaufenthalt würde ihr gewiß gut thun, ich denke, ich lade sie auf einige Wochen ein.“

„O, wo denkst du hin, das wäre ja entsetzlich ungeschickt.“ — „Es ist deine einzige Schwester,“ sagte Wilhelm mit verstärkter Stimme, „der wir eine Erholung bieten können, und die in acht Jahren ein einzigmal bei uns war, sollte unser Haus keinen Raum mehr für sie haben?“ — „Nun, so mach doch nicht gleich so einen Lärm! sie kann ja meinetwegen wohl kommen. So lang du fort bist, lasse ich das Haus putzen, dann will ich Lichter ziehen und Seife machen, und darnach die große Wäsche halten, dann muß ich das große Geschäft

mit den Betten vornehmen, — nach dem, nun ja, da könnte sie kommen, es kommt dann freilich ganz ungeschickt in die Erndte, und lieber wäre mir's, sie käme ohne Kinder, denn du wirst sehen, die sind im Stande und steigen mir mit den Füßen auf den Sopha!" — „Nun, wir wollen's wagen," lächelte Wilhelm, „eine so gute Hausfrau wie du findet immer Mittel und Wege." — „Ja, es ist wahr," sagte Friederike geschmeichelt, „ich habe darin schon etwas geleistet, wenn ich nur an den Unfug mit Gästen denke, früher bei uns daheim; kein Wunder, daß sich mit der Mutter Tod die große Einbuße herausstellte." — „Es sind viele Herzen froh geworden bei dem Unfug," sagte Wilhelm mit weichem Ton, „und der Segen Gottes über einem gastlichen Hause besteht nicht in Geld allein. — „Ja, aber ohne die unnöthige Gastlichkeit hätte Mine nicht die dumme Heirath gemacht," warf Friederike ein. Darauf wußte Wilhelm nichts zu erwiedern.

Bis die Frau nach dem verspäteten Kaffee sah, ging er in die Kinderstube hinüber, die zwei Kleinsten lagen noch im Schlaf, er erquickte sein Herz an den köstlichen Bildern. Das älteste Töchterchen, nach der Großmutter Dorothee genannt, war schon auf und streckte ihm die Aermchen entgegen: „bist du doch noch da, Vater? ich hatte so Angst, du gehest ohne Abschied!" — „Nein, mein Herzchen," sagte er und drückte das Köpfchen an sich und sah ihr in die tiefen blauen Augen, „zieh dich nur an, mein Kind, du darfst mich begleiten." Während sie eilig sich wusch, sah er sich um im Zimmer, da war alles in guter Ordnung, die Betten der Kinder so rein, die Kleidchen hübsch beisammen; „ein gutes Weib ist sie doch," dachte er, wieder versöhnt, „und deine Seele soll nicht darben," fügte er in Gedanken hinzu, wenn er seines Kindes Augen begegnete, die nun eilig ihr Kleidchen überwarf und ihm hinüber folgte.

„Aber wie unnöthig, Dorchen, daß du schon auf bist,“ schalt die Mutter, „ich kann dich unmöglich jetzt flechten, warum bleibst du doch nicht drüben.“ — „Laß diesmal gut sein, Mutter,“ bat Wilhelm, „begleite du mich ein Stück Wegs mit den Kindern.“ — „Begleiten, ich, was fällt dir ein, ich weiß ja gar nicht wo anfangen vor Geschäft, ich noch spazieren gehen! und Dorle kann auch nicht, sie macht ihr Kleid abscheulich in dem nassen Gras.“

„Auch begleiten!“ schrie der kleine Karl und sprang halbgekleidet herüber. „Um Gotteswillen!“ rief die Mutter, „springt der Bube strumpfig herüber! zerreißt ihr mir nicht ohne das schon Strümpfe genug? Gleich wieder in's Bett!“

Mit Mühe erkämpfte der Vater die Erlaubniß zur Begleitung für die Kleinen. Während er seinen Kaffee trank, von dem für das kleine Volk reichliche Bissen abfielen, zählte die Frau noch unendliche Schwierigkeiten auf, die sich vor seine beabsichtigte Reise thürmten. „Wie's geht mit Kasualien, das weiß ich gar nicht, der Vikar von Seeberg kann höchstens die Predigt übernehmen, mit dem Braunberger ist's gar nichts. Und die alte Sailerin und des Schneiders Aehne sollen Beide ganz elend sein, du könntest noch ihre Lebensläufe schreiben und mir dalassen, damit kommt ein Fremder doch nicht zu Stande.“ — „Gar zu fürsorglich,“ sagte lächelnd Wilhelm, indem er seine Reisetasche überwarf und die bedenkliche Frau herzlich zum Abschied umarmte; „wir wollen die Leute doch nicht begraben, eh sie gestorben sind. Behüt' dich Gott, liebes Weib! das Haus gut zu hüten darf ich dich nicht erst bitten, schaff dich nicht so ab, daß du mir hübsch gesund bleibst.“ — „Ja, du hast gut reden,“ sagte sie, indem doch etwas wie Bewegung durch den nüchternen, trocknen Ausdruck ihres Gesichts ging. „Komm gesund wieder, aber nicht gar

zu bald, vor Mittwoch bin ich nicht fertig mit Putzen; und gib nicht so viel unnöthiges Geld aus, und laß nirgends schwarze Wäsche zurück, vier paar Socken hast du bei dir und zwei reine Hemden, außer denen auf dem Leib, und drei Sacktücher." — „Und herzliche Grüße an die Deinigen, nicht wahr?"

„Natürlich, das versteht sich von selbst. Bring mir aber keine Gäste mit, eh ich's vorher weiß."

Noch ein guter, herzlicher Ehmannskuß und Wilhelm zog seiner Wege, froh und recht erstaunt, daß er doch endlich in der That fortgekommen war. Die Kinder trippelten fröhlich nebenher, Dorchen hatte das Brüderchen angekleidet. Sie wollten ganz bei Papa bleiben, und es brauchte lange Unterhandlungen und vielfache Zugeständnisse und Versprechungen, bis sie sich bewegen ließen, umzukehren. Karl ließ sich mit einem Endchen von der Wurst bestechen, die der Vater als Reiseproviant bei sich hatte, die kleine Dorothee aber, ein gar weichherziges Kind, hing in Thränen zerflossen an seinem Halse, und er sah sie noch, als er sich umwandte, schluchzend an dem grünen Rain sitzen, wo er die Kinder verlassen, bis sie sich endlich erhob und sorgsam ihre und Karls Kleidchen abstäubte, das vom Sitzen etwas schmutzig geworden. „Sie hat der Mutter Pünktlichkeit, und ein warmes, weiches, offenes Herz dabei," sagte sich der Vater mit stiller Freude.

Und wie er so weiter schritt in der thauigen Frische, und die duftige Ferne vor ihm lag, da erschien ihm auch die Heimath, von der er geschieden, in rosigerem Licht, und der leichte Morgenwind nahm manches weg, was im Alltagsleben seine Seele oft drückte. „Und ein gutes Weib ist sie doch," wiederholte er sich in Gedanken, „eine treue, sorgsame Mutter, eine emsige Hausfrau. Daß sie über der Sorge und Mühe des Werktages nie zum Sabbathfrieden in ihrem Her-

zen kam, daß sie ihre Seele nie geöffnet hat für die schöne reiche Gotteswelt, — das ist ja ihr Unglück, um das man sie beklagen muß, und sie tragen mit doppelter Liebe. Und wer weiß," fügte er getröstet hinzu, „welchen Einfluß später die Kinder auf sie haben, wie oft hat eine Mutter durch die Kinder schätzen und lieben lernen, was sie ihr Lebenlang gering geachtet? Es freut sie jetzt schon, wenn sie's gleich nicht merken läßt, wenn die Dorothee so hübsch und ausdrucksvoll die Gedichte hersagt, die sie bei mir gelernt; — ja, ja, wir können noch allerlei erleben."

Immer heiterer ward er beim Weiterschreiten, so leichtfertig sogar, daß er bei der Erinnerung an einen Betrug fröhlich auflachte. „Es war freilich nicht recht," fuhr er schmunzelnd in seinem stillen Selbstgespräch fort, „daß ich ihr die zwei Louisdor von der fremden Dame auf dem Schloß unterschlagen habe, das gute Weib freut sich über so etwas viel mehr als ich, und war sehr verwundert, daß das Kleidchen für Marie die ganze Belohnung sein sollte für eine so vornehme Trauung. Das Geld wäre nun lange in der Sparkasse, aber sie wird aufschauen, wenn sie von der Residenz aus einen Sammthut erhält, noch schöner als der der Pfarrerin von Seeberg; freilich wird sie schelten, aber ich weiß doch, daß sie's heimlich freut, nicht wegen des Putzes, den sie ja so selten braucht, aber es thut ihr wohl, zeigen zu können, daß ihr Mann sie in Ehren hält."

In solchen Selbstgesprächen, die ihm das Leben wieder leicht machten und die Heimath lieb, und in freundlichen Unterredungen mit Vorübergehenden, mochte es nun ein altes Weib oder ein kleiner Junge, ein Bauer, oder ein Handelsjude sein, hatte Wilhelm gegen Abend das erste Ziel der Rundreise erreicht, die er nach unendlichen Schwierigkeiten endlich durchgesetzt: das Haus seines Schwiegervaters.

Das Amthaus.

Es war nicht das alte Amthaus mehr, und obgleich es Wilhelm schon manchmal besucht hatte, seit er sein Weib daraus heimgeführt, so konnte er sich doch nie ohne Schmerz in die veränderte Umgebung finden. Das stattliche alte Wohnhaus, mit seiner weiten Flur und den zierlich verschnörkelten Verzierungen über Portal und Fenstern war nicht mehr da, nicht mehr der Sitz unter der Linde und der hübsche Blumengarten, aus dem der Weg in den grasigen Baumgarten an den Fluß führte. Der gereiste Sohn hatte das alte Haus abgebrochen, und eine neue stattliche Brauerei mit Wohngelaß errichtet. Um das Haus hörte man nun das Klopfen der Küfer, das Getöse der Brauknechte. Die Linde hatte der alte Herr noch gerettet, aber der Sitz war weg, es lagen nur Faßdauben und Arbeitsgeräth darunter; der Grasgarten, dessen Obstbäume für abgängig erklärt worden waren, war in einen Hopfengarten umgewandelt, die alte trauliche Laube war zerfallen und diente nur noch zur Aufbewahrung von Hacken, Rechen und Gießkannen, und zu dem neuerbauten Gartenhaus, mit grünem Ziegeldach, konnten die Freunde des alten Hauses kein Herz fassen.

Den alten Herrn traf Wilhelm auf der Bank des kleinen Gemüsegärtchens hinter dem Hause, das allein so ziemlich noch seine alte Gestalt bewahrt hatte. Er war sehr gealtert und sah gar müde aus, ein herzliches Lächeln aber flog über sein Gesicht, als er den werthen Gast begrüßte. „Du freust mich, so oft du kommst,“ rief er ihm entgegen, „dein Gesicht ist noch aus der guten alten Zeit: wenn ich dich sehe, so meine ich allemal, meine Alte müsse nachkommen.“ — „Wie geht's, Papa?“ — „Schlecht, schlecht, das heißt

mit mir, bin ein alter Mann, tauge zu nichts mehr, wollte, ich wäre bei meiner Alten." — „Aber Sie haben gewiß nicht zu klagen über Ihre Kinder?" — „Behüte, nein! thät mich versündigen, wenn ich's wollt, respektiren mich und versorgen mich, aber sie brauchen mich nicht, und da sitzt's, Wilhelm, da sitzt's. Die Frau Söhnerin, Respekt vor ihr, sie ist eine fleißige Frau und eine gescheidte, und mein Karl darf's weder hören noch fühlen, daß das Anwesen da mit ihrem Geld gebaut ist, aber die ausländischen Bräuche, Wilhelm, und das fremdländische Geschwätz, das bringt mich noch unter den Boden. Und die Freunde, die in's Haus kommen, sind Geschäftsfreunde, und der Tisch ist gedeckt für Geschäftsleute, und am Sonntag fahren die jungen Leute hinaus, statt daß da sonst mein Haus offen war für gute Freunde. Ich will nicht klagen, aber ich bin ein alter Mann und tauge nichts mehr." — „Wenn Sie vielleicht länger im Besitz des Hauses und im Amt geblieben wären?" — „Ging nicht mehr. Habe zwar im Frieden gehaust mit der Frau Pfarrerin nach meiner Alten Tod und Rikchens Wegzug, aber du weißt ja, ich habe lieber vergnügte Gesichter als blanke Thaler gesehen und war wohl gar zu sorglos. Da stand ich denn vor meinen Kindern als schlechter Haushalter und das hat mich darniedergeschlagen für immer. Dann kam der Karl heim mit der neuen Weisheit und der jungen reichen Braut, so dacht' ich ist das Beste, du ziehst dich zurück. Will nicht klagen, aber 's ist nicht das alte Leben mehr."

„Wir haben hier keine bleibende Statt, aber die zukünftige suchen wir," sagte Wilhelm mit sanftem Ernst. — „Hast Recht, Junge, und das ist der Fleck, wo ich noch viel zu lernen habe, habe darum auch verstehen lernen, warum der Herr mich alten Storren noch so allein dastehen läßt. Will's Gott, so ist's noch nicht zu spät. . . . . Wie gehts

Rikchen, warum kommt sie nicht mit dir?" — „Sie ist gar zu geschäftig, sie findet keine Zeit," sagte Wilhelm etwas verlegen. „Keine Zeit für ihren alten Vater; so ist's seit acht Jahren. Weiß Gott, wo das Mädchen das wuhlige Wesen her hat; meine Alte war doch auch fleißig wie Wenige, aber es ward auch Andern noch wohl daneben und ihr selbst mit. Ich glaube, wir haben selbst gar zu viel Werth auf des Mädchens frühe Häuslichkeit gelegt, besonders ich, weil mir die Mine allzeit zu überschwenglich war." — „Wie geht es Minna?" fragte Wilhelm fast schüchtern. „Ach, da frag' mich lieber gar nicht! ich höre meist nur von ihnen, wenn sie in Geldverlegenheiten sind, das ist freilich, leider Gottes, oft genug, daneben wenig Frieden und wenig Liebe. Ja, Wilhelm, dazumal hatte der Alte Recht gehabt. Nun, geschehen ist geschehen.

„Eduard und Emma, die sind mir ein Labsal, so oft ich an sie denke; der Leichtfuß hat Glück gehabt, daß er ein so liebes Weib gefunden, wenn sie auch nicht viel hat. Da kann man sehen, was es ist um ein Gericht Kraut mit Liebe; das ist ein Haus, in dem die Sonne nicht untergeht."

Da kam eben Karl, der neue Herr des Guts, herbei, um den Schwager zu begrüßen. Wilhelm verbrachte den Abend und die Nacht in der alten Heimath so viel fröhlicher Herzen, aber daheim fühlte er sich nicht mehr da. Die Visitenstube der Frau Schwägerin, Salon genannt, war so schön aufgeputzt, so ungebraucht und so wenig einladend, wie die seiner Frau daheim, nur daß hier ein großer Reichthum von Silbergeschirr zur Schau stand; desto mehr Spuren rücksichtslosen Gebrauchs zeigten die andern Zimmer, — er flüchtete sich in die Stube des alten Herrn, da stand noch das gute alte zusammengesessene Sopha mit Kattunüberzug und der runde eichene Tisch, der je nach Bedürfniß in's Unendliche verlängert

werden konnte; er dachte der alten Tage, wo sie in lustigem Pfänderspiel darum gesessen waren, und ein anmuthiges Gesichtchen, das ihm einst das Lieblichste auf Erden geschienen, blickte wieder zu ihm herüber aus den braunen aufgelösten Locken. Es war vorüber; er faßte sich ein männlich Herz und dachte des Segens der Gegenwart.

Der Haushalt einer würdevollen Frau.

Am andern Morgen zog er weiter. „Nun, wohin geht denn die Reise?“ fragte der alte Herr, der ihn ein Stück Wegs begleitete. Nach S., ich will zunächst bei der Frau Oberregierungsräthin einsprechen, und dann unsere Minna besuchen.“ — „Geh mit Gott, mein guter Wilhelm, es wird ihr wohl thun.“

Er traf Mathilde, die Frau Oberregierungsräthin in einem recht ansehnlichen gut eingerichteten Logis, wenn es auch etwas von der Heimathlosigkeit der meisten Stadtwohnungen hatte. Sie empfing den alten Jugendfreund mit herzlicher Freude und stellte ihm mit mütterlichem Stolz ihr aufblühendes Töchterlein Lina vor; die Söhne waren im Gymnasium. „Und wie geht's denn Ihnen, lieber Wilhelm, gut, recht gut? was macht unser Rikchen? immer geschäftig, immer rastlos?“ — „Ja wohl,“ erwiderte Wilhelm heiter, „sie ist ein emsiges Hausmütterchen und fast immer gesund, und wir haben drei prächtige Kinder.“ — Es gibt Leute, die wir um keinen Preis der Welt einen Schatten in unsrem häuslichen Glück ahnen ließen. „Nun, das freut mich, wir wollen recht von den alten Zeiten plaudern. Lina, sorge für ein Glas Wein.“ — „Von dem rothen?“ fragte Lina flüsternd. „Nein, nein, den muß man für den Vater allein aufheben, laß lieber holen.“

„Linchen, Liebe,“ rief sie der abgehenden Tochter nach, „rüste doch zuvor des Vaters Sachen, der Herr Pfarrer nimmt's nicht übel. Sie wissen,“ sagte sie entschuldigend zu diesem, „Geschäftsmänner lieben alles zu bestimmten Stunden, mein Mann nimmt gegen vier Uhr ein kleines Gouté ein, das rüste ich gewöhnlich, eh er kommt.“ Innerlich lächelnd bemerkte Wilhelm, mit welcher Aengstlichkeit sie den Zurüstungen des Töchterleins zusah, die den Tisch deckte: kalten Braten, huilière, Brodkörbchen und Salzfaß nebst einem Kouvert auflegte, wie sorgsam sie nachhalf, bis alles in Ordnung war. „Nun aber sorge auch für unsern lieben Gast, Sie entschuldigen gewiß,“ sagte sie nochmals zu diesem, „mein Mann ist immer so sehr beschäftigt, da ist es ihm Bedürfniß, sich etwas zu erfrischen.“ Der Gast wurde auch versorgt, und saß wieder in traulichem Gespräch bei der Hausfrau, als die Hausklingel tönte. „Geschwind, Linchen,“ rief sie halblaut mit einiger Aengstlichkeit, „sieh nach, ob das Gangfenster nicht offen ist, du weißt, das ärgert den Vater, und stelle deinen Strickrahmen ins Kabinet, du weißt, der Vater liebt solche Arbeiten nicht, und die Scheuerfrau soll lieber etwas beiseite gehen, bis der Vater fort ist, weißt ja, daß er sie nicht recht leiden kann, und doch mußte ich diesmal eine nehmen.“ Der gebietende Herr trat ein, noch eh alle Befehle hatten ausgeführt werden können. Er war in seiner Art so wohl erhalten, wie seine Frau, nur noch etwas gerundeter als bei jener Wasserfahrt. Den Gast, den ihm seine Frau vorstellte, begrüßte er sehr höflich, wenn auch etwas steif; „eine Meldung hier?“ fragte er. „Nein, Herr Oberregierungsrath, wir sind vor der Hand noch zufrieden, meine Frau würde einen Umzug sehr schwer nehmen; meine Reise hat nur den Zweck, Verwandte und alte Bekannte zu besuchen.“ — „Schön, schön,“ sagte der Hausherr, wirklich

freundlich, nun er sah, daß seine Protektion und Verwendung nicht beansprucht wurde, „haben ganz Recht.“ Wilhelm mußte sich zu ihm setzen, der Hausherr wurde in seiner Weise ganz kordial und ließ sich von dem Pfarrer unterhalten. Er hätte gewiß seine Oberregierungsrathswürde gern vergessen, wenn ihm dies nur möglich gewesen wäre, ja er schenkte ihm zuletzt von seinem eigenen rothen Wein ein und bot ihm von seinem Braten an, statt der Wurst, die ihm Lina vorgesetzt hatte, über welchen Edelmuth sich die Mutter und Lina gerührte und verwunderte Blicke zuwarfen.

Das Gouté war beendigt und an dem Oberregierungsrath zeigten sich einige Zeichen von Unbehagen, er stand auf und ging etlichemale aus und ein. „Lieber Wilhelm,“ sagte Mathilde etwas verlegen, „Sie nehmen gewiß den Abend mit mir vorlieb, mein Mann hat seinen Clubb, eine geschlossene Gesellschaft, — wo er gewohnt ist, seine Abende zuzubringen, er würde wohl sehr gern ...“ — „Bitte, liebe Frau Mathilde, machen Sie nicht so viele Umstände mit einem alten Bekannten,“ sagte lächelnd Wilhelm, „es versteht sich von selbst, daß Ihr Gemahl seine Tagesordnung nicht ändert, ich wollte mich ohnhin empfehlen, um Minna noch aufzusuchen und einige kleine Geschäfte zu besorgen.“ — „Ach die arme Minna! die können Sie heut nimmer aufsuchen, sie wohnen jetzt in Hasenthal, eine halbe Stunde von hier, und Sie thun besser, sie erst Morgen zu besuchen, auf Gäste sind Haberstocks kaum eingerichtet. Bleiben Sie bei uns; ich habe so viel in unserem lieben Amthause gelernt, daß ich der Residenzsitte zum Trotze ein hübsches Gastzimmerchen eingerichtet habe, und Fürst hat da gar nichts dawider.“

Wilhelm nahm die Einladung an, eben ertönte aus der Nebenstube ein etwas gebieterischer Ruf: „Frau!“ Mathilde flog zu ihrem Gebieter, um Hut, Stock, Handschuh, alle er-

denklichen Utensilien zum Ausgang herbeizuholen. Der Oberregierungsrath wiederholte sogar die Einladung seiner Frau und empfahl sich.

Wilhelm verlebte den Abend recht behaglich im Kreis der kleinen Familie, die sich nach und nach einfand, und in der er nur den Vater vermißte. „Ich darf nicht erst fragen, ob Sie in angenehmen Verhältnissen hier leben," sagte er zu Mathilden, als sie zusammen ausgingen, um die Geschenke für Friederike und die Kinder zu kaufen. „Sie haben natürlich auch ansprechenden Umgang?"

„O ja, das heißt, ich gehe überhaupt nicht viel aus, Fürst liebt mich anzutreffen, wenn er nach Hause kommt, und wenn er auswärts ist, so ist es ihm auch lieb, wenn er mich zu Hause weiß."

„Lesen Sie noch gern?" — „O ja, doch ist mein Mann kein besonderer Freund davon, er sieht lieber, wenn ich mich häuslich beschäftige." Sie bemerkte Wilhelms unterdrücktes Lächeln und sagte, plötzlich roth werdend: „o, ich weiß, Sie denken an damals und an meinen Mädchenübermuth; nun ja, die Zeiten sind anders und ich könnte kaum sagen, wie es so gekommen; ich glaube, mein Mann hat mich mit lauter Stillschweigen erzogen. Aber er ist ein so braver Mann, ein so vorzüglicher und rechtlicher Beamter und ein so guter Vater, da kann ich ja wohl des lieben Friedens wegen seinen kleinen Eigenheiten nachgeben . . ."

„Ei," sprach Wilhelm lächelnd, „warum sich so viel Mühe geben, zu entschuldigen, daß Sie eine gehorsame Frau sind? Mag sein, daß Sie den Herrn Gemahl etwas verwöhnen, aber das ist ein liebenswürdiger Fehler von Seiten der Frau." — „Und Sie denken gewiß nicht, daß ich mich herabwürdige?" fragte sie mit einiger Aengstlichkeit. — „Gewiß nicht, ich habe im Selbstvergessen nie eine Herabwürdigung gefunden, nur eins, liebe Frau Mathilde, wenn Sie

einem Pfarrer ein Bischen Predigen zu gute halten wollen..." „Und das wäre?" — „Sind Sie in Ihrer Nachgiebigkeit immer auch ganz wahr? Wollen Sie nicht, vielleicht aus Liebe zum Frieden, nur den Schein des Gehorsams retten?" Mathilde wurde dunkelroth. „Sehen Sie," begann sie zögernd, „es gibt solche Eigenheiten, in denen sich die Männer durchaus nicht vernünftig berichten lassen, da ist dann ein Bischen Frauenlist gewiß nicht Unwahrheit." Wilhelm schüttelte den Kopf: „ich habe nie etwas auf die unschuldige List gehalten; es kann sein, daß durch solche unschuldige List hie und da ein Verhältniß ungestörter bleibt, edler aber bleibt es gewiß bei Wahrheit und Klarheit auch im Kleinsten."

Mathilde ließ das Gespräch fallen, das sie sehr nachdenklich machte.

Die Hausfrau war am andern Morgen schon früh wach; auch noch eine löbliche Reminiscenz an's alte Amthaus. „Lina," hörte sie Wilhelm sagen, „schick doch den Kleinen mit der Geldschachtel zum Vater, ich habe keinen Heller mehr." — „Aber, Mama, warum hast du's ihm nicht selbst gesagt, eh er in sein Zimmer ging?" — „Du weißt ja, wie verdrießlich er wird, wenn man Geld fordert! ich kann unmöglich schon wieder verlangen."

„Aber so sag' ihm doch, Mama, wozu wir's gebraucht haben, es ist ja natürlich, daß keins mehr da ist."

„Weißt wohl, daß mir der Vater keine Rechnung durchsieht, er bruttelt nur in's Allgemeine; mach' nur und schick den Alfred hinauf, über den wird er nicht ärgerlich." — „Mama, wenn ich einmal heirathe, so mußt du mir einen großen Sack voll Geld mitgeben, daß ich meinem Mann keines fordern darf, sonst heirathe ich gar nicht."

„Einfältiges Kind!" sagte lachend die Mutter, „das ist vom Vater nicht schlimm gemeint." „O tempora" lächelte

Wilhelm für sich. Die Kasse mußte aber gefüllt worden sein, denn der Frühstückstisch war sehr anständig besetzt, auch war der Herr Oberregierungsrath in guter Laune und verabschiedete sich ganz herzlich von Wilhelm, bemerkte sogar nach seinem Abschied gegen seine Frau: „recht vernünftiger Mann, habe gar nichts gegen einen ordentlichen Pfarrer, im Gegentheil."

Und Wilhelm schritt dem weitern Ziel seiner Reise, dem Aufenthalt Minnas zu, den ihm Mathilde bezeichnete.

Eine Dichterehe.

Es war zum erstenmal in all der langen Zeit, daß Wilhelm Minna in ihrem eigenen Hause aufsuchte. Sie hatten sich bisweilen bei dem Vater getroffen und zu einer weitern Reise war er bei den unendlichen Schwierigkeiten, die seine Frau bei jedem Gedanken daran aufthürmte, noch nie gekommen. In tiefen Gedanken schritt er dem freundlich gelegenen Dörfchen zu, wohin sich Minnas Gatte mit seiner Familie zurückgezogen hatte, um wohlfeiler zu wohnen.

„Ein Herz nur, ach, und eine Hütte!"

dachte er, als er durch ein Gärtchen, dessen übergraste Beete wenig Spuren einer pflegenden Hand zeigten, in das Häuschen gieng, das nun die Heimath seiner alten Liebe war. Das Zimmer, in das er zuerst eintrat, war leer, ein hübsches Zimmer an sich, die Fenster giengen in's Grüne, die Sonne schien hell herein und man hörte die Vöglein singen, aber trotz verschiedener Gegenstände, die ursprünglich einer zierlichen und eleganten Einrichtung angehörten, sah es ziemlich heruntergekommen aus. Der Ueberzug der Meubel, der einst in buntem Blumenflor geprangt, war verblichen und zerschlissen,

hie und da mit Stecknadeln zusammengeheftet, eine Blumenlampe mit einem längst verdorrten, kümmerlichen Pflänzchen hing an der Decke, Lithophanien an zersprungenen Fensterscheiben, an dem gestickten Ofenschirm hing schmutzige Wäsche, — Wilhelm fand nirgends einen Punkt, auf dem das Auge ausruhen konnte. — Da ging eine Seitenthür auf, und eine Frau in höchst nachläßiger Morgenkleidung trat ein und blieb verwundert vor ihm stehen. Es war Minna. „Grüß dich Gott, liebe Minna!“ sagte er herzlich. „Du bist's, Wilhelm?“ es zog eine tiefe Röthe über ihr Gesicht, „ach, ich bin noch gar nicht recht angekleidet, die Kinder kosten mich so viel Zeit; — und du willst uns einmal besuchen? grüß dich Gott.“ Es lag etwas Gedrücktes in ihrem Ton. Auch Wilhelm fühlte sich gedrückt und verlegen, er fragte nach ihren Kindern. „Wo die Großen sich herumtreiben, weiß ich wirklich nicht, da ist mein Kleines,“ und aus dem Nebenzimmer, dessen Thüre sie eilig hinter sich schloß, brachte sie ein hübsches, kleines Mädchen, dessen Schmutz man aber nicht ansah, daß seine Toilette heute schon Zeit gekostet; es kostete Wilhelm einige Ueberwindung, es zu küssen. „Und ihr lebt jetzt hier, ganz auf dem Lande?“ fragte er, immer noch verlegen, welche Saite er anschlagen dürfe. „Das heißt, ich lebe hier,“ sagte Minna, „Arwed hat, wie du weißt, ein kleines Amt bei der Bibliothek, das ihn einige Stunden in der Stadt hält, die übrige Zeit bringt er dort zu seiner Erholung zu.“

„Ich las kürzlich, daß sein Epos bald erscheinen wird.“ — „O, das läßt er immer von Zeit zu Zeit durch einen seiner Freunde ankündigen; ob es je fertig wird, weiß Gott: an Stoff zu dem Thatenlosen sollte es nicht fehlen.“ Wilhelm that das Herz weh, eine Frau in diesem Tone von ihrem Gatten sprechen zu hören. Minna verschwand, um sich umzukleiden und Wilhelm für eine Erfrischung zu sorgen, was

sehr geraume Zeit brauchte; inzwischen kamen die zwei ältern Kinder, ein Knabe und Mädchen in ziemlich verwahrlostem Zustand, um sich Brod zu holen. „Mußt du nicht in die Schule, mein Junge?“ fragte den siebenjährigen Knaben sein Pathchen, Wilhelm. „Ja, Wilhelm, 's ist zehn Uhr!“ schrie das kleine Mädchen. „Und was willst du denn einmal werden, kleiner Bursch?“ — „Ein Schuster,“ sagte die wiedereintretende Mutter, „denn er lernt nichts und kann nichts als Schuhe zerreißen.“ — „Ein Dichter!“ rief der Kleine. „Lieber ein Kesselflicker,“ sagte halblaut die Mutter. Wilhelm sah sie traurig an.

„Rikchen wollte natürlich nicht mitkommen,“ sagte Minna, nachdem die Kleinen abgezogen waren; „wenn sie einmal den Entschluß faßt, so muß ich dich auch um Vorankündigung bitten, um putzen und scheuern zu lassen, die fiele sonst in Ohnmacht in meinem kleinen Wesen.“ — „Könnte sein,“ dachte Wilhelm bei sich und sagte lächelnd: „Ja, ja, sie ist die alte sorgsame Martha, und mir unbegreiflich, was sie immer noch zu putzen und räumen findet, wo längst alles rein ist.“ — „Ach, um so sauber zu halten, da gehört Zeit dazu und Raum und ein zufriedenes Herz!“ — „Vielleicht auch umgekehrt,“ sagte Wilhelm leichthin, „es gehört eine gewisse Harmonie der äußern Umgebung dazu, um das Herz zufrieden zu erhalten.“ Minna wurde roth und schwieg. Wilhelm sprach von dem Vater, von Mathilde und dem ergötzlichen Wechsel ihrer stolzen Ansichten über Frauenwürde.

„Ach, die hat gut sich unterordnen,“ warf Minna ein, „ihr Mann ist ein rechter Mann, wenn sie ihn auch ganz unnöthiger Weise zum Pascha verwöhnt hat, das sind ja im Ganzen Kleinigkeiten, sie hat doch Grund, zufrieden zu sein.“ Wilhelm schwieg wieder, das Gespräch wollte nicht fließen, — es lag eine Wolke zwischen den Beiden, die ihnen immer

drückender wurde. Endlich brach Minna das Schweigen: „Wilhelm, dir, gerade dir wollt' ich am tiefsten verhüllen, was ich nun dir zuerst sagen muß: Wilhelm, ich bin eine unglückliche Frau;" und sie brach in ein leidenschaftliches Weinen aus. „Sag' mir nicht, daß es mein eigner Wille gewesen sei!" fuhr sie heftig auf, als er sprechen wollte, „du machst mich wahnsinnig, wenn du das thust. O mein Gott, wie hat Er mich getäuscht! ich glaubte einen Stern zu wählen, der für alle Zeiten hoch über dem Wechsel des Alltagsleben stehen werde, jetzt — ist's ein Lichtlein, das kümmerlich ringen muß über dem Sumpf zu bleiben. Wie habe ich gelitten um seinetwillen! meine schöne Jugend, mein freundliches Vaterhaus hat mir diese unselige Liebe getrübt und verdüstert, und wie hat er's vergolten! Sag nichts zu seiner Entschuldigung," fiel sie wieder Wilhelm in die Rede, „du kannst ja gar nicht alles wissen. Ach, wie habe ich ihn geliebt, wie willig war ich, jedes Loos mit ihm zu theilen. Da hatte er zuerst das Amt; das war nöthig, uns zu ernähren. Hätte er nicht schon mir zu lieb die kleine Last gern auf sich nehmen sollen? Statt dessen mußte ich Tag für Tag seine Klagen hören über dies lästige Joch, das seinen Geist hemme und niederdrücke; zu seiner Erfrischung und Belebung hielt er allerlei Genüsse für nöthig, Conzerte, Theater, kleine Reisen. Zuerst theilten wir sie; als die Mittel nimmer zureichten, da war ich gut zum Daheimsitzen, er, natürlich er mußte doch noch etwas thun für seinen Geist; — die Früchte dieser kostbaren Aussaat lassen noch auf sich warten. Während er mir am Ende den harmlosesten geselligen Genuß, selbst die unschuldige Freude der Lektüre mißgönnte, machte er die fabelhaftesten Ansprüche an Bedienung, an häuslichen Komfort und würdigte mich zur Magd herab, er wurde immer fremder in seinem eigenen Hause; . . ."

„Und du hast das Deine gethan, ihm seine Heimath lieb zu machen?“ fragte Wilhelm.

„Ich hätte das gewiß,“ erwiderte Minna erröthend, „wenn er gewesen wäre, wie er sollte! So konnte ich freilich nicht immer wie ein Engel sein, wenn er nur nach Hause kam, um zu tadeln, und Lust und Muth vergeht einem, alles zierlich zu halten, wenn doch nicht viel Freude dabei ist. Zuletzt kam er auf den großen Entschluß, alle Fesseln von sich zu werfen; ‚die Muse will freie Diener!‘ rief er, ‚dann erst reicht sie ihren vollen Kranz.‘ Ja, das war eine Freiheit! Mit seinen Geisteskindern bei Verlegern hausiren gehn, wie ein Krämer mit verlegner Waare, Poesien zu arbeiten auf Bestellung, wie ein Handwerker, sich tagelang abmühen um glückliche Gedanken, und dabei Noth und Sorge —

„Und statt daß er mich getröstet hätte und mich beklagt um das Geschick, in das er mich geführt, statt daß er mir mit zehnfacher Liebe vergütet hätte, was ich zu tragen hatte, mußte ich noch seine üble Laune tragen, sollte ich noch das Rad halten, das bergab rollte!

„Nun hat ihm Mathildens Mann wieder das Bibliothekämtchen verschafft, — aber uns ist nicht mehr zu helfen.“ Sie schwieg erschöpft und stützte ihr Gesicht in die Hände.

„Aber, liebe Minna,“ begann nun Wilhelm, „du sagst, Arwed habe dich getäuscht; hast du nicht dich selbst getäuscht? Er hat sich nicht anders gegeben, als er war, als praktischer Mann ist er keinem von uns je erschienen. Hast du ihn geliebt, sein innerstes Wesen, ihn selbst ganz und gar, oder nur seine jugendliche Erscheinung, das aufblühende Talent, das du wie er und alle seine Freunde vielleicht für bedeutender hieltest, als es war? Bist du ihm vorangegangen in Hingebung und Aufopferung? Hast du ihn aufgerichtet in Liebe und Treue, wenn seinem verwöhnten Sinn

die Last eines prosaischen Berufs schwer wurde? Hast du ihm Entbehrungen leicht gemacht, indem du selbst sie freudig auf dich nahmest? Hast du ihm die bescheidne Heimath freundlich gemacht und traulich? — O, liebe Minna, es ist ein schlimmes Rechnen, wenn man nur der eignen Opfer denkt, und nicht der eignen Schuld!"

Ins Innerste getroffen, senkte Minna das Haupt. „Du verlangst viel," sagte sie endlich finster, „und verwechselst die Rollen: das schwache Weib willst du zur Stütze des Mannes machen, der ihr Halt sein sollte." — „Wo die reichste Liebe, da ist die größte Kraft," sagte Wilhelm zuversichtlich, „und ist es von der Frau zu viel verlangt, wenn wir die reichste Liebeskraft von ihr erwarten?"

Minna schüttelte traurig den Kopf: „du kannst recht haben, aber bei uns ist es zu spät, und von Arwed ist gar nichts zu erwarten, Wilhelm, — er glaubt nichts, er ist kein Christ." — „Und du glaubst?" fragte Wilhelm bedeutsam. „Ich, o was hätte denn ich in diesem elenden Leben, wenn ich nicht die Hoffnung auf ein besseres hätte! Die glänzenden Worte von einem Hauch des ewigen Geistes durch die ganze Schöpfung, der Glaube ‚der sterbenden Blume,' den mir Arwed in den Tagen unsres Liebesfrühlings gepredigt, haben mich nicht lange getäuscht, — in der Zeit des Jammers und der Sorge nahm ich meine Zuflucht zu dem Gott meiner Mutter, ich gehe in die Kirche, ich lese in meiner Bibel, ich bete mit meinen Kindern; — Arwed hat dazu nur ein mitleidiges Lächeln!"

„Du glaubst?" wiederholte Wilhelm langsam und nachdrücklich, „und was hast du gethan, deinem Gatten deinen Glauben lieb und ehrwürdig zu machen? Hast du ihm gezeigt, welch ein seliger Glaube das sein müsse, der dich geduldig mache im Leid, sanft gegen Unrecht, freudig in Ent-

behrung, treu im Kleinen? Hast du ihn die edelste Frucht des Glaubens ahnen lassen, den sanften und stillen Sinn, der köstlich ist vor Gott? Liebe Minna, wenn er solchen Glauben bei dir gesehen hat, und hat ihn verworfen, dann, aber dann erst wollen wir die Hoffnung aufgeben."

Minna schwieg lange in schmerzlichem Weinen. „O, Wilhelm," sagte sie endlich, „wen habe ich verworfen in kindischem Uebermuth? o, wenn es anders gekommen wäre!" Und sie sah ihn an mit den schönen, blauen Augen, die einst seiner Jugend Morgenstern gewesen, und ein Abglanz des alten Frühlings flog über die frühgewelkte Gestalt. Aber Wilhelms Herz blieb fest und sein Auge ruhte mit ernster brüderlicher Liebe auf dem ihren. „Liebe Minna, denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen." — „Ja, alles was Gott schickt," sagte sie wieder mit Bitterkeit, „mein Schicksal ist eigne Wahl," ich muß liegen, wie ich mir gebettet." — „Dein Weg kann dir zum Himmelsweg werden, und ob du ihn auch eingeschlagen in eigner Bethörung, er wird es, wenn du das rechte Licht darauf suchest," sagte Wilhelm mit Nachdruck; „deine Ehe hat Gottes Segen geweiht, deines Mannes Seele wird Gott von dir fordern, wenn du nicht gethan, was an dir ist, sie zu ihm zu führen. O, liebe Minna," und er faßte fest ihre Hände in den seinen, „du bist noch jung, du bist reich begabt, ein langes Leben liegt vor dir, vielleicht kein glückliches, aber ein geheiligtes, ein friedevolles, wenn du willst, gewiß, gewiß. Und du hast Kinder. Willst du in ihre jungen Seelen das Gift der Lieblosigkeit, der Muthlosigkeit, eines thatlosen Verzagens träufeln? Willst du sie nicht erziehen, wenn auch durch Sorge und Entbehrung, zu einem frommen, frischen Leben?"

„Ach, Wilhelm, wenn du mir immer nahe wärest, mich

aufzurichten und zu halten! sieh, Niemand, so lange ich lebe, hat mir die Stütze eines starken, lebendigen Glaubens geboten."

„Die stärkste, mächtigste Stütze ist dir nahe, jeden Augenblick: ein immer offenes Herz, das dir nicht nur dein Halt und Aufrichtung, das dir Kraft und Leben selbst ist, Kraft auch für's Kleinste, liebe Minna!"

„O, du weißt nicht, wie oft man an diese Pforte vergeblich pochen kann! ich bin wohl noch nicht würdig dazu."

„Unwürdigkeit schließt nicht aus, nur Unredlichkeit. Wenn wir so oft verlangen nach menschlichem Rath, nach menschlicher Leitung, liebes Herz, so ist's manchmal nur, weil Menschen uns beurtheilen, wie wir uns zeigen, und weil wir fühlen, daß Gott uns sieht wie wir sind."

„Und doch muß ich das Weib glücklich preisen, die dem Gatten nur folgen darf; sicher, dann den rechten Pfad zu gehen. — Wilhelm, weiß Friederike, was sie an dir hat?" frug Minna ihn plötzlich mit der Rücksichtslosigkeit des Unglücks. „Ich weiß nicht," sagte lächelnd Wilhelm; „wenn sie mich nicht verwöhnt durch zu große Verehrung, so ist das um so besser für mich."

„Du aber hast nicht gewählt wie ich, vermessen, nach eignem Sinn, du hast aus Güte und Edelmuth ein Wesen gewählt, das unter dir steht, — bist du nun glücklich?"

„Ich weiß nicht," sagte Wilhelm zögernd, „ob meine Wahl so edel war, wie du meinst, ob sie nach Gottes Willen war. Ich hatte eine liebe Hoffnung begraben. Ich sah, wie dich dein poetischer Sinn zu einer raschen, unbedachten Wahl getrieben; ich wollte es mit der Prosa versuchen, hielt vielleicht häusliche Fertigkeiten für häusliche Tugenden, und vergaß über der fleißigen Hand nach der lebendigen Seele zu forschen. Wo eine Wahl nach Gottes Willen ist, da gibt er die tiefe, rechte Herzensfreudigkeit dazu, und wo diese sich

nicht findet, da ist die Wahl eigenmächtig, sei es nun Neigung, oder Berechnung, oder Ueberlegung, was sie bestimmt hat. — Das aber war Einmal gesprochen und nicht wieder," sagte Wilhelm sich aufraffend mit großem Ernst. „Es ist nicht an uns, zu grübeln, wie wir auf unsern Pfad gekommen sind, sondern zu suchen, daß er uns zum Himmelspfad werde, und das können wir finden mit Gottes Hilfe. Wir sind Beide reich gesegnet, liebe Minna, mit lieben Kindern; und um das Herz, dem wir Liebe und Treue geschworen bis zum Grabe, müssen wir ringen und werben, bis es uns und dem Herrn zu eigen gehört. Noch so jung, eine so hohe Aufgabe vor dir, und schon so müde! Hast du vergessen, daß du deiner sterbenden Mutter versprochen, glücklich zu sein?"

„Du spottest meiner! läßt sich das versprechen?" — „Versprechen leichter als halten: hast du es je versucht?" Minna schlug die Augen nieder und schwieg.

„Wir wollen's noch einmal versuchen, liebes Herz," sagte Wilhelm in heitrem Ton, „jedes auf seinem Weg und jedes in seiner Weise, und wenn wir uns wieder begegnen, wollen wir seh'n, wer's am besten gelernt hat."

Es war nahe an Mittag und Minna fiel ein, daß ihr Mann zu Tische komme, auch hatte sie seit lange nicht für einen Gast zu sorgen gehabt, seit den ersten Zeiten ihrer Ehe, wo ihr Haus jungen Künstlern, Literaten und Schauspielern offen gewesen war. Sie eilte geschäftig in die Küche und das Diner schien wirklich höchst umständlicher Berathung zu bedürfen.

Wilhelm unterhielt sich mit der kleinen Antonie, die übrigens ein scheues, wenig aufgewecktes Kind schien. „Freu'st du dich, bis der Vater heimkommt?" fragte er sie. Die Kleine schüttelte den Kopf: „er bringt mir nichts mit," sagte sie, „und er ist auch oft bös und zankt." — „Aber die Mutter

zankt nicht?" — „Nein, die Mutter liest," sagte sie kurz und bündig, „sieh, da schiebt sie die Bücher hin." Und sie zeigte Wilhelm hinter die Kissen des Sopha versteckt ein Buch, einen sehr zerlesenen Roman aus einer Leihbibliothek. „Geschwind, versteckt wieder, der Vater kommt!" rief die Kleine so hastig, daß Wilhelm instinktmäßig die Lektüre schnell versteckte und roth und verlegen, als hätte er selbst etwas Verbotnes gethan, dem eintretenden Arwed entgegen ging.

Es war nun freilich nicht mehr der jugendlich schöne Nordstern, wie er damals am grünen Ufer aufgegangen war, doch war seine äußere Erscheinung vortheilhafter als die Minna's, seine Kleidung war neben einer gewissen poetischen Nonchalance gewählt und sorgfältig, seine ganze Haltung hatte noch den Stempel natürlicher Noblesse, der ihn immer ausgezeichnet, aber seine Gestalt war abgemagert, seine eingefallenen Wangen zeigten eine gefährliche Röthe und sein Auge einen stechenden Glanz.

Er begrüßte den unerwarteten Gast zuerst etwas kühl und verlegen, aber Wilhelms offner Herzlichkeit konnte Niemand lang widerstehen, auch that dieser sein Möglichstes, den Wirth in lebhaftem Gespräch zu erhalten, um dessen ungeduldige Blicke von der Küchenthür abzulenken und Minna Zeit zu ihren Anstalten zu gönnen.

Endlich wurde servirt, es brauchte gar lange, bis das Essen in Gang kam, da Minna wohl zehnmal aufspringen mußte, um wieder ein vergeßnes Tischgeräth zu holen und zu suchen und sich alle Augenblicke in äußerster Rathlosigkeit fragte: „wo hab ich nur den Schlüssel zum Weißzeugkasten?" „Eduard, sitzst du nicht auf der Serviette? — Christine, seh Sie doch, ob nicht ein Kinderlöffel im Bettchen geblieben ist?" Arwed schien dabei wie auf Kohlen zu sitzen und seine nervöse Gereiztheit gab sich mit halben Worten oder Geberden

kund, was das Mittagessen nicht gerade zu einem Göttermahl machte, obwohl Minna's Küche zeigte, daß auch sie eine Tochter des alten gastlichen Amthauses sei. Sie nahm aber heute die unfreundlichen Mienen und knurrigen Seitenbemerkungen ihres Mannes mit so viel Sanftmuth auf, daß dieser allmählich entwaffnet wurde und sie in der Stille mit einiger Verwunderung zu betrachten schien.

Nach Tisch lud Arwed den Gast zu einem Spaziergang auf die nahgelegene Höhe ein; Minna zog vor, daheim zu bleiben; sie hätte so gern ihrem alten Freund, dem Gatten ihrer überpünktlichen Schwester, ihre Wohnung etwas freundlicher und mehr geordnet gezeigt, als er sie am Morgen getroffen.

Wilhelm fühlte, daß auch Arwed das Herz voll hatte, und es war ihm etwas bange auf seine Ergießung. Es ist eine schöne Sache um eine Vertrauen erweckende Natur, aber es hat sein Beschwerliches, der Vertraute von Jedermann zu sein. Arwed begann mit seinen vereitelten Hoffnungen, seinen fehlgeschlagenen Planen; er war natürlich ein Märtyrer der Gesellschaft, ein Opfer eines herzlosen Zeitalters. „Und alles wäre vielleicht anders geworden in einer andern Häuslichkeit!“ brach er dann endlich aus: „unbeengt von dem Druck häuslicher Unbequemlichkeiten, von den Sorgen und Chikanen des Alltagslebens hätte mein Geist sich freier entfaltet. Wie anders dacht' ich mir dies einst so anmuthige Geschöpf als Frau: meine lebende Muse, das Licht meiner trüben Stunden, der freundliche Genius, der die Steinchen kleinlicher Mühseligkeit aus meinem Pfade räume, daß ich frei und sicher zum höchsten Ziele voranschreiten könnte! Statt dessen ein schwaches selbstsüchtiges Wesen, die mir das kleinste Opfer, das sie mir je gebracht, zehnfach fühlbar macht, die in der Zeit des Mißgeschicks, wo sie mir Trost und Erheiterung sein sollte,

wehrlos klagend am Wege liegen bleibt, bei jeder kleinen Erholung, die ich mir gönne, ängstlich darnach hascht, auch sich ihren Theil Genuß zu sichern, eine nachläßige, zerstreute Hausfrau, die mich nöthigt, an die erbärmlichsten Details zu denken, wenn ich nicht darüber stolpern will, eine Mutter, die über einem interessanten Roman Haus und Kinder vergißt, die ihre gerühmte Frömmigkeit mit nichts als mit Kirchengehen bethätigt, wenn sie anders so fertig wird, daß ihr der Kirchgang möglich ist: — o, meine jungen Träume!"

Es ist unbeschreiblich traurig, zwei Herzen, die Eins sein sollten gegen eine Welt, sich in solchen Klagen spalten zu hören: und Wilhelms Lage war hier schwieriger. Verschiedene Geschlechter üben leichter Einfluß auf einander; wo es einen Tadel gilt oder eine Ermahnung, da muß Mann gegen Mann, oder Frau gegen Frau unendlich vorsichtig sein, um nicht zu verletzen.

Mit einer Bußpredigt, die bei Minna weichen Boden fand, wäre er hier schlecht angekommen. Er rief nur Arweds männliche Kraft auf, seinen Schutz, sein Mitleid für das verwöhnte Kind einer sonnigen Heimath, das für ihn die Freuden dieser Heimath und seinen ungetrübten Frühling hingegeben; er rief ihm den Tag zurück, an dem er Minna's Herz im Sturm genommen, schilderte ihm die begeisterte Liebe, mit der sie an seinem Bilde gehangen, und wußte so in seiner Seele eine Ahnung seiner eignen Verpflichtung zu wecken, dies schwache Wesen zu schützen und zu stützen, eine Pflicht, die ihm seither, wie es schien, noch gar wenig zu Sinne gekommen war. Es ist eine gar leidige Sache in der Ehe, wenn Jedes sich hinsetzt, erwartungsvoll, daß es das Andere nun glücklich machen soll: es kann auf diese Weise gar leicht dazu kommen, daß Beide allein und unbeglückt sitzen bleiben.

Mit noch größerer Schonung wies er ihn auf mehr

Eifer und Freude für seinen prosaischen Lebensberuf hin: „wer weiß, die Muse ist eine launige Frau, die sich entzieht, wo man zu feurig um sie wirbt, und sich naht, wo man sie nicht zu suchen scheint; vielleicht, wenn du dich fester ansiedeln, dich behaglicher fühlen würdest im nüchternen Geschäftsleben, die Poesie käme ungesucht."

„Du magst wohl Recht haben," entgegnete Arwed sanfter als Wilhelm gehofft, „ich glaube, es ist nicht so schwer, sich in der Philisterei zurecht zu finden, wenn man sich nur die andern Gedanken ein wenig aus dem Kopf schlagen kann. O, es kommen mir oft ganz leidige Gedanken, bei Nacht, wenn mich der verwünschte Husten nicht schlafen läßt, Gedanken, ob ich nicht besser gethan, hinter dem Aktentisch zu bleiben und meine Gedichte im Pult zu lassen. O, ein verfehltes Leben!" Nach einer Weile fuhr er heitrer fort: „wenn ich mich recht ernstlich hinter die langweilige Geschichte mache, habe ich vielleicht Aussicht auf Vorrücken, eine sichrere Verbesserung, als wenn mein Thatenloser gedruckt wird; und das wäre so nöthig! O, das Geld, dieser verwünschte, schadenfrohe Dämon, den ich mein Leben lang mit äußerster Verachtung behandelt, wie bitter hat er sich gerächt!" — „Das ist so seine Art," lächelte Wilhelm, „er will herrschen oder beherrscht sein."

Während Wilhelm Arwed erheiterte durch Reminiszenzen aus der Jugendzeit und die anmuthige Lage des Dörfchens bewunderte, erreichten sie das Haus wieder. Minna und ihr Dienstmädchen hatten mit namenloser Anstrengung die zerfallene Laube des Hausgärtchens geräumt und ein Tischchen dort arrangirt, auf dem sie den Kaffee servirte. Diese Anordnung erheiterte Arwed noch mehr; wenige Ehen sind so verknöchert, daß nicht Mahnungen aus der Frühlingszeit ihrer Liebe wieder einen Funken wärmeren Gefühls hervorlockten. Ein Frühlingstag, wie lange nicht mehr, ging über dem freudlosen

Hause auf, und es waren nicht nur vertrocknete Blüthen der Vergangenheit, die in der Beiden Herzen auflebten, es waren auch Keime einer bessern Saat für die Zukunft.

Wilhelm wollte noch vor Abend zur Stadt zurück, um von dort leichter nach Eduards Wohnort zu kommen, der die letzte Station seiner Reise war. Arwed rüstete sich, ihn zu begleiten; Minna näherte sich dem Gatten, eben als Wilhelm mit den Kindern beschäftigt war, etwas schüchtern und verlegen und gab ihm das Buch, das sie hinter dem Sophakissen vorgezogen hatte: „wolltest du das nicht gleich der Leihbibliothek zurückgeben?“ fragte sie leise, „ich will keine Fortsetzung.“ — „Und du hast wieder angefangen mit der verwünschten Leihbibliothek?“ fragte der Dichter Arwed Nordstern indignirt. „Ich will aber aufhören,“ sagte sie mit gesenkten Blicken, „darum habe ich dir das Buch gegeben.“ Demuth und Offenheit sind unwiderstehliche Waffen für ein Gemüth, in dem noch ein edler Funken lebt; Wilhelm war ungeheuer eifrig, die Bildchen zu betrachten, die ihm die Kinder zeigten, um die kleine Versöhnungsscene nicht zu sehen, die über dem beschmutzten Leihbibliotheksroman geschlossen wurde.

Er sah Minna noch einen Augenblick an. „Trage Sorge für deinen Mann, liebe Minna,“ flüsterte er, „was du ihm erweisen kannst an Liebe und Treue, das thue bald, du weißt nicht, wie lange du Zeit findest.“ Erschreckt sah ihn Minna an und blickte auf ihren eben eintretenden Gatten; nie zuvor war ihr sein gesunknes Aussehen aufgefallen, es war so allmählich gekommen! ach, und sie hatte ihn so lange nicht mehr mit den scharfsehenden Augen besorgter Liebe betrachtet!

Wilhelm fühlte, daß ihr ein Stich in die Seele ging, aber er hatte ihr das Weh nicht ersparen können.

Wehmüthig und doch nicht ohne Hoffnung auf bessere Tage schied er von ihr.

Ein glückliches Pfarrhaus.

„'S Letzt ist's Best'!" lautete ein schwäbisches Sprüchwort, das nicht allenthalben anwendbar ist. Auf Wilhelms Reise aber paßte es gut: das Pfarrhaus in Bergzimmern, mit dem er seine Familienreise schloß, mußte ihm den freundlichsten Eindruck zurücklassen, wie Kindern, denen man den ökonomischen Rath gibt: „iß zuerst dein Brod und nachher den Kuchen, so meinst du, du habest lauter Kuchen gegessen." Ein schönes Pfarrhaus war es eben nicht, und die Einrichtung war mehr als einfach, aber Blumen und Sonnenschein genug, und das geschäftige, glückselige Pfarrfrauchen, die immer noch so oft erröthete, wie vor sechzehn Jahren, war Blume und Sonnenschein zugleich, wenn auch längst keine Frühlingsblume mehr.

Es war eine alte und doch wieder eine nagelneue Liebe, die Eduard vor drei Jahren, als er endlich zu Amt und Brod gekommen war, zu der stillen Emma geführt. In Emma's Herzen war sein Bild seit jenem Morgen unverdrängt geblieben, aber es war eine so gar stille Liebe, die sie nicht sich selbst und nicht einmal Gott bekannte. Von Eduard können wir nun nicht dasselbe rühmen; bei jener Wasserfahrt war die schüchterne kindische Emma nur ein Gegenstand seiner Protektion und er hatte sie höchstens einmal mit dem Gedanken beehrt, das könne später ein nettes Mädchen geben. Gar manche liebliche Gestalt, manch blonde und braune Schönheit war indeß seinem beweglichen Herzen gefährlich geworden, und doch kehrte allmählich immer wieder ihr sanftes Bild in seiner stillen Jungfräulichkeit, eine verschloßne Knospe, in seinen Träumen wieder, und als am Ende all die glänzendern Erscheinungen vorübergezogen waren, da fand er, daß

dies jungfräuliche Bild geblieben. Als aber Emma's Mutter, nach ihres Gatten Tode seines Vaters Haushalt übernahm, kam diese zu entfernten Verwandten, und Eduard dachte ihrer selten mehr.

Als er aber nun endlich und endlich dem Schwabenalter nahe, zum Ziele gekommen war, und die Pfarre in Bergzimmern dringend einer Frau Pfarrerin bedurfte, da fiel ihm unter allen Töchtern des Landes eben doch wieder die schüchterne Emma ein, die nun in der alten Heimath mit ihrer Mutter lebte, vom Leben vergessen, wie sie dachte, in anspruchsloser Heiterkeit. Und er fand sie wieder, nicht mehr in erster Jugend, aber in unverwelkter Lieblichkeit, fast unberührt von der Zeit; und die verschloßne Knospe öffnete sich ihm, und er fand, daß sie sein Bild gehegt hatte, fast ohne es zu wissen, daß sie aber in der langen, langen Zeit der Einsamkeit nicht ein krankhaftes Schmachten und Sehnen genährt hatte, sondern sich geschmückt wie die Blume des Thales, auf die nur der blaue Himmel niederschaut, in keuscher Lieblichkeit mit sanftem und stillem Geiste.

Emma war's wie ein Traum, als Eduard der stattliche, junge Pfarrherr um sie warb, und ihre erste Antwort war der schüchterne Einwurf: „ich bin eben zu alt." Daß sie jung geblieben sei in ihrer mädchenhaften Anmuth, in der frischen Gesundheit eines reinen Herzens, das wollte sie nicht glauben, aber sie fühlte es allmählich an dem Gefühl jungen Glückes, das ihre Seele überströmte.

Noch jetzt hätte die Pfarrfrau von Bergzimmern, die doch schon die dreißig überschritten hatte, sich für ein Mädchen geben können, wenn man sie jemals ohne eins ihrer zwei Kinder gesehen hätte, den kleinen Martin an der Schürze, das niedliche Julchen auf den Armen. Das waren ein paar wunderbare Kinder! Der Martin, obgleich erst zwei Jahr

alt, sagte schon so erstaunliche Dinge, er nannte zum Beispiel den Mond einen lieben Gottskopf, oder nahm des Papa's Pfeife in den Mund und sagte: „ich Papa," daß seine Mutter immer den Vater und verstohlen den Gast ansehen mußte, ob sie auch gehört. Seine Reden und Thaten gaben noch lange Gesprächsstoff, nachdem er zu Bette gebracht war. Und die Emma! Gewiß und wahrhaftig sie hatte schon mit vierzehn Tagen gelächelt, die Wartefrau konnte es bezeugen, und die Art, wie sie jetzt schon mit ihren Händchen krabselte und wie sie nach Farben sah und wie sie der Mutter Stimme kannte, die war weit über ihr Alter und berechtigte zu den schönsten Hoffnungen, den kühnsten Erwartungen.

Viel zu thun hatte Frau Emma, erstaunlich viel, sie entschuldigte sich immer deßhalb und meinte, sie verstehe wohl noch nicht es einzurichten; aber hell und freundlich und ordentlich wie ihre Zimmer war ihre ganze Erscheinung, und sie war so glückselig und dankbar für ihr ganzes Dasein, daß niemand je den Eindruck bekam, daß ihr etwas sauer geschehe. Ein recht gesprächiges Pfarrfrauchen war aus dem stillen Mädchen geworden, und niemand hätte geglaubt, daß sie bei ihrer Schüchternheit ein so gutes, sicheres Hausregiment führen könnte.

Wilhelm sonnte und labte sich recht an diesem fröhlichen Hausstand, er ergötzte sich an der immer neuen Ueberraschung Eduards über die Vorzüge seiner Frau, an dem bescheidnen Selbstgefühl, mit dem er diese Vorzüge als sein besondres Verdienst wegen seiner guten Wahl in Anspruch nahm; er bewunderte gehörig die seltenen Talente der Kleinen und empfahl sich durch einen Hampelmann, eine Trompete und eine Kinderklapper, die fast den Rest seiner Reisekasse erschöpften, vollständig in die Gunst der Mutter und der Kinder, und schritt dann getrost und fröhlich seiner Heimath zu.

„Und ich will glücklich sein, mein Haus soll mir freundlich werden, und meine Kinder sollen sich ihrer Heimath freuen lernen," war der Endbeschluß, den er nach Hause zurücktrug; keine Liebe, keine Geduld und Treue soll mir zu viel sein, die Blumen zu pflegen, die unter Küchengewächs zu ersticken drohen."

Und seine Arbeit war nicht vergeblich. Was der Vater allein nicht vermochte, das gelang allmählich dem jungen, frischen Lebenshauch, der mit den Kindern das allzunüchterne Haus durchströmte, und der mit fröhlichen Klängen das knarrende Räderwerk eines übergeordneten Haushalts übertönte.

Die Schule des Lebens.

Es ist ein alter pädagogischer Streit, ob das Lernen gleich Anfangs als ernste Arbeit, oder ob es zuerst nur spielend betrieben werden soll. Ich denke, die Schule des Lebens könnte uns einen Wink darüber geben. Selten fängt sie frühe schon mit ernsten Lektionen an, für den aber, der die ersten leichtern Lektionen nicht verstehen will, ist das Muß nachher um so bittrer.

Minna war sich sehr spät erst bewußt worden, daß es Ernst sei mit der Schule des Lebens, und darum wurde ihr die verspätete Lehrzeit auch eine sehr schwere. Es ist so leicht, einen raschen Entschluß zu gänzlicher Besserung und Lebensänderung zu fassen, so unendlich schwer, ihn durchzuführen, namentlich wenn die Besserung am Kleinsten beginnen muß, und wenn die äußern Verhältnisse dieselben bleiben.

Dazu kommt die eigenthümlich falsche Scheu, die sich einer sichtbaren Besserung schämt, weil darin zugleich eine

Demüthigung, ein Eingestehen der frühern Schuld oder Versäumniß liegt.

Wenn nicht Wilhelms letzte Hindeutung auf ihres Mannes untergrabene Gesundheit einen Stachel in ihre Seele geworfen hätte, den sie nicht wieder los wurde, sie wäre vielleicht nach einigen Versuchen wieder muthlos ins alte Gleis zurückgekehrt und darin versunken. Aber der Gedanke „vielleicht zum letztenmal," der sie nun bei allem begleitete, was auf ihren Gatten Bezug hatte, hielt sie aufrecht und trieb sie immer wieder zur einzigen Quelle der Kraft, wenn sie ihre Schwachheit fühlte.

Zunächst also galt es die Aufgabe, den Mann für die Heimath zu gewinnen, ihm das eigne Haus lieb zu machen. Mit tiefer Beschämung empfand sie den Vorwurf der Unordentlichkeit aus Wilhelms Worten, den bittersten, wenn er der Frau von einem Manne gemacht wird. Sie war sich doch bewußt, daß sie immer Sinn für's Schöne, Freude am Zierlichen gehabt, warum doch war's ihr nie gelungen, was sie so hübsch zu ordnen verstand, auch geordnet zu erhalten? — Bei näherem Nachdenken kam sie darauf, daß es ihre Zerstreutheit vor Allem war, die sie die häuslichen Kleinigkeiten achtlos verwahrlosen ließ, die eine stete, stille Aufmerksamkeit fordern.

Die Romane, das Nippen und Schlürfen an unterhaltender Lektüre, das so leicht zum Berauschen wird, trugen wohl die erste Schuld. Der Leihbibliothek hatte sie entsagt und blieb standhaft dabei, sie setzte sich Stunden fest, wo sie sich überhaupt das Lesen noch gestattete. Aber gar oft wenn ihr beim Ordnen des Zimmers eins ihrer alten Bücher in die Hand fiel, fing sie an zu blättern und blätterte, bis viele kostbare Viertelstunden verstrichen, und ihre Sinne und ihre Gedanken weit weg von der kleinen Alltagspflicht geflogen waren.

Zu dem kam die gereizte Laune ihres Mannes, die oft eben ausbrach, wenn sie gewiß glaubte, alles auf's Beste gethan zu haben, die ihr allen Muth wieder nahm, und ihr die bittern Thränen in die Augen trieb. — Sie verzagte an sich, an aller Möglichkeit, daß es bei ihnen je besser werden könne, — bis ihr endlich der Gedanke kam, ihren Gatten selbst zum Vertrauten und Gehilfen bei dem Werk der Aenderung zu machen.

Ach, aber sie waren eines freundlichen, vertrauten Verkehrs so entwöhnt, daß sich lange nicht die rechte Stunde zu einem offenen, herzlichen Wort finden wollte.

Da kam Arweds Geburtstag. Gesegnet seien diese häuslichen Feste, die in das vertrocknetste Herz und Haus doch je und je wieder ein frisches Brünnlein der Freude und Liebe leiten! Minna hatte in all diesen Jahren auch des Gatten Geburtstag begangen, aber die schönen Handarbeiten, die sie aus eigner Liebhaberei dazu verfertigt, waren in den letzten Jahren kühl aufgenommen worden und der Dichter Arwed hatte einige Worte über verdorbene Zeit und hinaus geworfenes Geld fallen lassen. So dachte sie sich diesmal eine andre Ueberraschung aus, die sehr begünstigt wurde durch eine kleine Reise, die er in Geschäften der Bibliothek unternehmen mußte.

Arweds Zimmer war ein jahrelanger Zankapfel gewesen, bis zuletzt der Streit ohne Friedensschluß bei Seite gelegt worden war. Er hatte großen Werth auf die hübsche Einrichtung dieses Zimmers, auf seine Bewahrung vor häuslichem Gerümpel gelegt. In der ersten Zeit war das sonnige Oberstübchen auch wirklich das zierlichste und ordentlichste im Hause geblieben.

Es war auch noch hübsch gewesen, als Minna mit dem ersten Kinde sich manchmal beim Vater oben zum Besuche

einfand, und den Kleinen auf dem Boden spielen ließ. Als aber der Kinder dreie wurden, die die Mutter, wenn sie nichts mit ihnen anzufangen wußte, in des Vaters Stube sperrte, wo sie die Prachtbände seiner Bibliothek herumwarfen, mit den andern Büchern Häuser bauten, und Manuskripte zerrissen, da verbat sich Arwed ernstlich solches kindliche Zutrauen. Je launischer aber in spätern Tagen seine Muse wurde, je unergiebiger die Stunden seiner Einsamkeit, desto kürzer und seltener war er zu Hause zu finden, und desto mehr wurde das Heiligthum der Dichterstube zum Abstellquartier mißbraucht für alles, was unten der Frau im Wege stand.

Nun aber wurde oben gelüftet und gescheuert, Minna opferte ein Paar werthe Ohrgehänge aus ihrer Mädchenzeit um neue, freundliche Tapeten zu erschwingen, mit Epheugewinden und wohlfeilen Topfpflanzen wurde es hübscher, als es je zuvor war, hergestellt, und die kleine Antonie zeigte einen, für die Mutter überraschenden Ordnungssinn, wie sie mit ihren kleinen Händchen mitangriff.

Arwed kam am Abend vor dem Geburtstag spät nach Hause, etwas frischer und heiterer als sonst; die kleine Reise hatte ihm gut gethan. Seinen Geburtstag wollte er aber eigentlich lieber vergessen, es ist so ein Jahrstag auch stets ein Mahntag an unbezahlte Schulden, an unerfüllte Vorsätze, an getäuschte Erwartungen; er war sonst gewöhnt, wegen der letztern Gott und Welt in seinen Gedanken anzuklagen, diesmal aber ließ der Ankläger in der eignen Brust sich lauter hören als sonst.

Minna war früher als er aufgestanden, — eine ungewöhnliche Erscheinung; im Wohnzimmer, das frisch gelüftet und aufgeräumt war, fand er das Frühstück mit mehr Komfort als gewöhnlich angeordnet, — er suchte Frau und Kinder, die fröhlichen Stimmen leiteten ihn nach oben. Er öffnete

die Thür, — durch die hellen Fenster zwischen weißen Gardinen fiel der Schein der Morgensonne, die Schatten der hohen Bäume des Grasgartens spielten auf den hellen Wänden, leichte Epheuranken schlangen sich um die Fenster, — es war ihm, als ob sein Dichterfrühling ihn noch einmal begrüßte, obschon die Bäume draußen bereits an den Herbst mahnten. — Und die Kinder standen in festlichem Schmuck, Wilhelm deklamirte ihm mit militärischem Anstand ein Gedicht —

Ach, er erkannt' es wieder,
Sein eignes erstes Lied!

und hinter den Kindern stand sein Weib, die Liebe seiner Jugend: keine Klage auf den Lippen, keinen stillen Vorwurf im Blick, nur einen Strahl der alten Liebe, und eine tiefe innerliche Wehmuth; — o, es liegt eine wunderbare Heilkraft in der Luft des eignen Hauses, wenn ein Hauch von oben darein weht! so einfache Mittel können genügen, um tiefe und schlimme Schäden zu heilen.

Ein Vorwurf, der ihn früher mit tiefer Bitterkeit erfüllt, wenn er ihn aus seines Weibes Worten durchzufühlen geglaubt, der Vorwurf, wie wenig er bis jetzt seine Pflicht als Haupt und Stütze seines Hauses erfüllt, wie er ein schlechter Hausvater gewesen, wie er nach dem Schatten des Ruhms gehascht, statt in Treue und Selbstverläugnung sein Haus zu gründen, trat jetzt klar und unabweisbar vor seine Seele, und mit den Worten der alten Liebe strömten auch die einer heftigen, rückhaltlosen Selbstanklage über seine Lippen.

Es ist so schwer, demüthig und selbstlos zu sein, wo uns Egoismus und Selbstsucht entgegen tritt, es wird so leicht, gegenüber der Liebe und Demuth. Auch Minna fand nun Worte für ihre Reue; all ihre Vorsätze, das ganze Gefühl ihrer Schwachheit legte sie in sein Herz nieder und bat ihn,

ihr zu helfen, wo sie wieder wanke, und zum erstenmal hörte sie auch aus seinem Munde die Hinweisung auf eine Kraft, die in unserer Schwachheit mächtig ist. — Sie verlebten den Tag in einem Gefühl des Friedens und der Seligkeit, der alle bangen Ahnungen Minna's zur Ruhe wiegte. Nur wenn Arwed sich in Plänen und Entwürfen für die Zukunft erging, die sich nun ganz anders gestalten sollte, wenn gleich er sie nimmer auf die Schwingen des Pegasus bauen wollte, — dann ward ihr wieder bange um's Herz und sie blickte mit stiller Sorge in seine glänzenden Augen.

Arwed war es Ernst mit dem Bessermachen, und er bestätigte dies dadurch, daß er nicht verschmähte, am Kleinen und bescheiden anzufangen, um das Loos seiner Familie zu verbessern. Er vertraute seine Lage dem Oberbibliothekar, der sie freilich längst gekannt, und erhielt mit seiner Hilfe Lehrstunden in deutscher Sprache und Literatur in angesehenen Familien. Was er zuerst als mühsame Pflicht übernommen, weckte eine Lust und Freude an der Sache in ihm, die er nie geahnt; bald wurden seine Stunden gesucht, sie wurden Mode, und die interessante Persönlichkeit des Dichters, vereint mit seiner blühenden Darstellungsgabe, machten ihn zu einer Art von Löwen des Tages, ein Erfolg, der sein häusliches Glück, seine männliche Tüchtigkeit wieder von andrer Seite hätte bedenklicher gefährden können als zuvor Sorge und Noth, wenn nicht eben der gute Geist des eignen Hauses und die Erinnerung an frühere Täuschungen mächtiger entgegengewirkt hätte.

Minna's Aufgabe wurde ihr schwerer. Bei ihr bedurfte es nicht einer entschiednen That, nur eines täglichen, stündlichen Kampfes mit eingewurzelten Gewohnheiten, kleiner Opfer, die niemand bemerkte und niemand anerkannte, eben weil sie sich eigentlich von selbst verstanden.

Es wäre für eine gewissenhafte und aufmerksame Hausfrau leicht gewesen, ein hübsch eingerichtetes Hauswesen in guter Ordnung zu erhalten, für die reuige Frau, war es unendlich schwer, das herabgekommene mit spärlichen Mitteln wieder aufzubringen.

Aber Arwed hatte in seiner eignen Reue, in seiner Selbstverläugnung den guten Willen seines Weibes und seine Pflicht, ihr zu helfen, verstehen lernen. Er sparte nicht den freundlichen Dank für's Kleine, das gute Wort, das der Frau so wohl thut, und das selbst bei guten Männern oft eine so seltne Waare ist, weil sie eben meinen, das verstehe sich alles von selbst, und nicht begreifen, daß auch die vernünftigste Frau immer noch ein Bischen Kind bleibt. So richtete sie sich auf an seiner Liebe, und das Gute ist ja, Gott sei Dank, in keinem Haus und in keinem Herzen eine exotische Pflanze, die künstlich von außen ernährt werden müßte, sie hat heimathlichen Grund und Boden in unsrer eignen Seele, und Himmelsluft und Himmelslicht zu ihrem Wachsthum bleibt nicht aus.

Arwed rückte in seinem Amte vor; dies und seine Lektionen, aus denen bald Vorlesungen wurden, bestimmten die Beiden den Landaufenthalt zu verlassen, aber sie widerstanden glücklich den Gefahren des Residenzlebens. Arwed wollte keine geselligen Genüsse, die seine Frau nicht theilen konnte, und bald war ihm seine eigne Stube, die nun wirklich ein unentweihtes Heiligthum blieb, wieder doppelt lieb. Wilhelm hatte richtig prophezeit; nun er nimmer bedrängt war von äußerer Noth, nimmer gespalten von widerstrebenden Gefühlen und Bestrebungen, nimmer geärgert durch eine unerquickliche Häuslichkeit, stellte sich die Muse ungesucht wieder ein, und wenn er auch keine kühnen Hoffnungen mehr auf ihre Gaben baute, so sagte er sich doch oft im Stillen mit stolzer Freude: ‚und es war doch kein Traum.‘

Auch seine Gesundheit schien zu erstarken und Minna wiegte sich in frohen Hoffnungen einer schönen Zukunft, — aber es sollte nicht so sein. Zwei Jahre fast ungetrübten Glückes war ihnen gegönnt; bald nach dem zweiten Jahrestag jenes segensreichen Geburtstags fingen Husten und Brustbeschwerden bei Arwed an, sich stärker zu regen, Minna pflegte ihn unermüdet mit höchster Treue; er war gar nicht bekümmert über seine Krankheit, er hoffte auf den Frühling, — auf eine Badekur im Sommer, — auf eine Traubenkur im Herbst. Minna hatte bald die Hoffnung aufgegeben, sie nahm jeden Tag seines Besitzes als ein Gnadengeschenk, sie suchte jeden so reich zu machen an Liebe und Treue, als sie konnte, — in die Zukunft blickte sie nicht.

Arwed hatte Lektionen und Vorlesungen aufgeben müssen, bald konnte er auch sein Bibliothekamt nimmer versehen; es hatte noch nicht gereicht, in den kurzen Tagen des Wohlergehens einen Nothpfennig zu sammeln, so drohte die Noth auf's Neue hereinzubrechen. Jetzt erst lernte Minna, was aufopfernde Liebe vermag, und sie dankte Gott tausendmal für die guten Tage, in denen ihre neugewonnene Kraft hatte erstarken können, eh sie so schwere Proben zu bestehen hatte. Jetzt lernte sie klaglos entbehren, um die Bedürfnisse und Wünsche des Kranken zu befriedigen, heiter sein, wo ihr Herz blutete, arbeiten um Erwerb, wo ihre Kraft nimmer für das Nöthigste zu reichen schien, — aber sie erfuhr auch den vollen Segen solcher Hingebung, einen Frieden mitten im tiefsten Leid, wie ihn kein Glück der Erde gibt, einen Vorschmack der Zeit, wo kein Leid und keine Trennung mehr ist.

Freilich kamen auch unsäglich schwere Stunden, wo der Kranke von einem Nichts gereizt und verstimmt wurde, wo all ihre Opfer vergeblich und ihre Liebe unverstanden schienen,

— aber sie hielt aus, und verlor nicht den Glauben an die Sonne, auch wo sie tagelang umwölkt war.

Für die armen Kinder war der Wechsel, der freilich allmählich kam, ein gar trauriger. Sie hatten sich so fröhlich gesonnt in dem wieder aufgegangnen Glück der Heimath, sie hatten so kurz erst erfahren, wie ein andres es ist um eine treue Mutter, als um eine solche, die nur eben ihre Kinder ankleidet und füttert und dann laufen läßt, für die das beste Kind das ist, das ihr am wenigsten in den Weg kommt, sie hatten, wenn auch unbewußt, doch mit innigem Wohlgefühl empfunden, welch' kräftigenden, belebenden Einfluß das Vaterauge, die Vatersorge auf eine Kinderseele hat, und nun legten sich allmählig wieder so trübe Schatten auf die neugewonnene Heimath!

Aber es war doch besser als zuvor. Sie hatten, jung wie sie waren, in der kurzen Zeit gelernt, sich als lebendige Glieder des Hauses, nicht als zufällige Anwüchse zu fühlen, so waren sie auch jetzt nicht störend, und die frühe Schule des Leides wurde ihnen zum Segen.

Wilhelm war entschieden des Vaters Liebling, es kamen selten so schlimme Tage, wo er nicht in der Krankenstube willkommen gewesen wäre. Wenn er des Vaters Lieder deklamirte, wenn er seine selbstgebildeten kindlichen Reime vortrug, in die sich hie und da ein Funken höherer Poesie einstahl, den er da und dort aufgehascht, da sah Arwed mit seinem alten sanguinischen Sinn schon auf des Sohnes Stirn den Lorbeer, den er nicht errungen. Merkwürdig war, daß der Junge ein eben so großer Liebling seines prosaischen Großvaters und Onkel Karls war, bei denen er alle Ferien zubrachte, und daß diese versicherten, er gebe einmal einen kapitalen Landwirth, er sei nicht vom Vieh und vom Acker wegzubringen. Antonie, das älteste Töchterlein, glitt nur leise

durch die Krankenstube, glücklich, wo sie etwas ordnen, dem Vater etwas bringen und helfen durfte; das kleine Klärchen, das war wie der klare Sonnenstrahl an einem trüben Herbsttag, nicht kräftig genug, die welkenden Pflanzen wieder zu beleben, aber lieblich genug, um auch den hinsterbenden wohlzuthun und ihnen noch für Augenblicke den Glanz der frischen Blüthe zu geben. Alle aber lernten in diesen Tagen frühe, unbewußt, der Liebe ein Opfer zu bringen und die Sternlein zu finden auch in der dunkelsten Nacht.

Der alte Amtmann hatte sich noch der bessern Tage seines Kindes freuen dürfen, er hatte ihre Sorge getheilt, als sie mit dem kranken Mann einige Wochen in der alten Heimath zugebracht, aber er starb, eh sie das tiefste Weh erfahren, und als Minna im Spätherbst ihres Arwebs müde Augen zudrückte, da stand sie allein mit ihren drei Kindern, mit dem kleinen Theil, der ihr noch am Vatererbe zukam, verwaist, verwittwet, und doch getrost.

Sie war wunderbar gefaßt und stark, sie hatte an des Gatten Krankenbett ein unvergängliches Kleinod gefunden. Nicht nur die alte Liebe war ihnen neugeboren worden, schöner und reicher als in ihren Frühlingstagen, sie hatten ihre Herzen vereinen lernen im Quell aller Liebe, und ihr Scheiden war keine Trennung.

Muthig nahm sie den Kampf mit dem Leben auf. Es war kein leichter, obwohl sie die Liebe ihrer Geschwister treulich unterstützte, und die Kraft, die sie im Gefühle ihres tiefsten Leides getragen, drohte oft ihr zu sinken in den ruhigen Zeiten, wo das Leben mit seinen Forderungen den gewaltigen Schmerz mehr zurückdrängte. Aber Gott hat ihr durchgeholfen.

III.

Abendsonnenschein.

Mir gefällt der Herbst, der klare,
Weil er spät vom frühen Jahre
Bringt den milden Wiederglanz,
Weil er flicht für greise Haare
Einen Jugendliederkranz.

Mir gefällt der Herbst, der klare,
Weil er bringt zu Markt als Waare,
Frucht, die flücht'ge Blüthe war,
Daß man für den Winter spare,
Was der Sommer heiß gebar.
Rückert.

Die Zeit ging vorüber auch über diesen Häusern und Herzen, sie pflückte Rosen und sie nahm Dornen. Das Gewicht des Lebens würde uns erdrücken, wenn wir immer nur Schritt für Schritt gehen, nur Augenblick um Augenblick tragen und erwägen müßten, wenn es nicht Höhepunkte gäbe, auf denen auch der mühsamste Weg mit Ruhe überblickt werden kann, wo der Anblick seiner Krümmungen und Abhänge selbst zum Genuß wird, im Gefühl, daß sie überwunden sind und daß sie ja doch zum Ziele geführt haben.

Ein solcher Höhepunkt war denn auch ein fröhliches Familienfest, das auf der Stätte des alten Amthauses zu Feldheim gefeiert wurde.

Der alte Herr hatte sich lange schon zur letzten Ruhe gelegt, auch die Frau Karls, des Gutsbesitzers, war gestorben. Der kinderlose Wittwer hatte Minna gebeten, sich seines Haushalts anzunehmen, und ihr so die alte Heimath geöffnet.

Nur schüchtern hatte Minna diese Aufgabe übernommen,

obgleich sie der materiellen Mühen und Arbeiten des Haushalts enthoben war; sie war mißtrauisch in ihr Talent als Haushälterin und nach ihren Lebenserfahrungen zog es sie mehr zu Ruhe und Stille, als zur Leitung eines so großen geräuschvollen Hauswesens. Aber sie hatte gelernt, keine Pflicht mehr für unmöglich zu halten. Ein Juwel, wenn auch ein höchst ungeschliffener, war eine alte Hausmagd, die, als Erbstück des alten Amthauses, in ihr noch die Tochter desselben respektirte, und das häusliche Talent ihres erwachsenden Töchterleins erleichterte ihr, was ihr so schwer geschienen, und sie war dem Hause des Bruders eine sorgsamere und umsichtigere Verwalterin geworden, als zu Anfang ihrem eigenen. Brauerei und Landwirthschaft stand in blühendem Gedeihen; aber wie sich sein zeitlicher Besitz überreichlich gemehrt, war allmälich in Karl, dem nüchternen Mann der Arbeit und des Erwerbs, das Bedürfniß nach Verwandtenliebe, nach Familienfreude und häuslichem Glück erwacht; er freute sich seiner Neffen und Nichten wie eigner Kinder und ließ sie gern gewähren, so daß der neue Bau versprach, etwas von der Gemüthlichkeit des alten Amthauses wieder zu gewinnen.

Er wollte nun, da er sich mehr nach Ruhe sehnte, sein Geschäft theilen und heute in feierlichem Akt die Gutsverwaltung seinem Lieblingsneffen Wilhelm, dem ältesten Sohn Minna's übergeben, der zugleich seine Verlobung mit dem jüngsten Töchterlein Onkel Wilhelms und der Tante Friederike feierte. Als zweites Brautpaar schmückte die Familientafel Antonie, Minna's Tochter, mit einem Sohne des ehemaligen Herrn Oberregierungsraths, jetzt Staatsraths von Fürst.

Antonie hatte den langen Saal des Hauses, der sonst nur zum Hopfentrocknen benützt worden, mit Blumen und Laubgewinden zur schönsten Festhalle geschmückt, mit Jubel wurden auf dem Hofe die Ankommenden empfangen, und bald gruppirte

sich an zwei ansehnlichen Tafeln die Familie, die einst in einem so kleinen Schiffchen Raum gefunden.

Zu oberst an der Tafel thronte, wie billig, der Herr Staatsrath, jetzt ein alter Herr, im Gehen etwas beschwerlich keuchend, aber sitzend gar ansehnlich, mit den zwei Ordenskreuzen auf seinem stattlichen Bauch. Er sah äußerst wohlwollend und behäbig drein, was allgemeine Bewunderung und Rührung erregte. Auch erzählte Frau Mathilde, eine recht wohl erhaltene Matrone, ihrem Tischnachbar, dem Onkel Karl, wie ihr Mann, seit er pensionirt sei und Enkel habe, so viel für seine Familie lebe und nun erst die gemüthlichen Seiten seines Wesens offenbare, die man ihm gar nicht ansehe.

Dem Staatsrath zur Rechten, sehr geschmeichelt durch diesen Ehrenplatz, saß Frau Friederike, in einer etwas hoch aufgedonnerten Staatshaube, mit der sie Wilhelm bei der Konfirmation ihres jüngsten Kindes überrascht hatte, und die sie sich durch keine Einwendung ihrer Töchter hatte absprechen lassen, „sie war noch so schön erhalten, und hatte einmal so viel gekostet!“ Mit herzlichem Vergnügen blickte sie auf das junge Paar und vertraute Otto, der bei ihr saß, flüsternd an: wie sie nie geglaubt hätte, daß ein so tüchtiger, brauchbarer Mensch, wie der Wilhelm, von so unpraktischen Eltern herkommen könnte. „Und wenn man sieht, wie gut er den Landbau versteht und die Leute in Ordnung hält, so dächte kein Mensch, daß er daneben die schönsten Verse macht,“ fügte sie mit einigem Wohlgefallen hinzu, „ganz im Geheim, meine Marie hat mir's anvertraut, ich glaube, das einfältige Dinglein freut sich darüber noch mehr als über das Glück, das er durch Karls Gut macht. Aber ich muß der Mine nachsagen, daß sie sich, in spätern Jahren erst, noch über Verhoffen gut gemacht hat; und ihre Kinder sind alle brav: die

Antonie gibt eine ganze Frau, und Staatsraths werden nicht bereuen, daß sie die Heirath zugegeben haben."

Otto hörte diesem Erguß mit großem Vergnügen zu; er war neugebackner Medizinalrath, seine hübsche Frau, Lina, die älteste Tochter Mathildens, hatte er vor zwölf Jahren schon heimgeführt, und Mathilde war sehr erfreut, einen Tochtermann in derselben Würde zu sehen, die ihr Papa selig bekleidet hatte.

Eduard und Emma hatte man zusammen sitzen lassen müssen. Emma hätte man fast jetzt noch für die ältere Schwester ihrer Kinder halten können, sie erröthete über und über, als der Herr Staatsrath sie höchstselbst an jene Wasserfahrt erinnerte, wo sie aus Schüchternheit fast in's Wasser gefallen war.

Minna saß neben Wilhelm und ließ ihre Augen, die schon viel geweint, ausruhen auf den vielen fröhlichen Gesichtern, den alten Freunden und Genossen ihrer jungen Tage, auf den jugendlichen Gestalten, denen die Zukunft angehörte. Sie war frühe gealtert, und ihre eingesunknen Züge trugen kaum mehr eine Spur der früheren Lieblichkeit, aber es lag ein Friede darüber, wie ihn ihre jüngste, fröhlichste Zeit nicht gekannt.

Vertraulich, wie mit einem Bruder, erging sie sich mit Wilhelm in Erinnerung an die Vergangenheit, an den heitern Mädchenfrühling und an die Tage des Irrthums und des schweren Leides, die ihm gefolgt waren. „Gott segne dich, Wilhelm, für jenen Besuch vor sechzehn Jahren und für all deine Worte; mit jenem Tag brach der kurze Sonnenschein unsrer Ehe an. Du hast meinem armen Arwed nie gehuldigt und geschmeichelt wie Andre, die den Dichter nachher verhöhnten, aber du hast das Edle und Gute in ihm gekannt und geweckt, als sein eigen Weib nimmer daran

glaubte. Ach, daß jene Zeit des Friedens und der Liebe, wo wir miteinander und für einander gearbeitet und getragen haben, so kurz war! es war alles zu spät."

„Nicht zu spät," tröstete sie Wilhelm, „du hast den Kampf des Lebens ritterlich aufgenommen, Arwed hat dich gesegnet mit seinem letzten Hauch und du hast deine Kinder gewonnen für ein gesundes, thätiges Leben."

„Ja, Gott sei Dank," lächelte Minna unter Thränen, „wie hätte ich je geglaubt, noch als so reiche und glückliche Mutter hier einzuziehen. Und auch bei Euch hat sich alles so freundlich gefügt, unser Rikchen wird ja ganz poetisch im Glück ihrer Kinder. Meine Antonie hat wahrhaftig etwas vom wirthschaftlichen Geiste der Tante geerbt, sie meistert selbst hie und da ihre Mama ein wenig und gibt ein kapitales Hausmütterchen. Und unsre Kinder sind nun Eines."

Aber drüben an der Jugendtafel ging's so geräuschvoll her, daß man sich nicht lange irgend welchen Reminiszenzen und Betrachtungen hingeben konnte. Da war ein buntes Gemisch, und so oft auch Onkel Eduard das junge Volk in genealogische Ordnung bringen wollte, sie waren immer wieder durcheinander. Da war die Familie des Staatsraths: der Assessor, der Bräutigam Antoniens, Lina, die Frau Medizinalräthin, nebst einigen jungen Sprößlingen (ein Sohn des Regierungsraths hatte leider nach Amerika spedirt werden müssen, allwo er sich aber bereits gefaßt und dem Papa ein Kistchen ächte Havannahs zugesandt hatte), Alfred, der damals bei dem Vater Geld holen gemußt, und zwei stattliche Töchter. Die feinste, lieblichste Blume des Kranzes, aber auch die zarteste, war Klärchen, Minna's jüngste Tochter, in der die jugendliche Anmuth der Mutter wieder aufblühte, vergeistigt durch einen Hauch von der Poesie des Vaters, aber sie schien kaum für die Erde geschaffen. Wil-

helms Familie dagegen war stattlich und kräftig nachgewachsen; Dorchen, die älteste Tochter, zeigte gleich große Talente zur guten Hausfrau wie zur fürsorglichen Tante, aber viel mehr Humor als ihre Mama.

Eduards Aeltester hatte leider die glänzenden Hoffnungen nicht erfüllt, die seine frühen Talente erregt hatten: nach verschiednen vergeblichen Versuchen mit Landexamen ꝛc. hatte ihn endlich sein Vater der ehrsamen Buchbinderzunft einverleibt, als solcher versprach er aber ein ganzer Mann zu werden, überraschte auch die ganze Gesellschaft mit allerliebsten kleinen Fabrikaten seiner geschickten Hand und erfreute Alle mit seinem guten, treuherzigen Wesen.

Die beiden Brautpaare wetteiferten in bräutlicher Glückseligkeit. Der Assessor, der einige Anlage zu der Paschamiene des Papa hatte, wollte doch nicht hinter der zärtlichen Aufmerksamkeit Wilhelms des Zweiten zurückbleiben, und sie wurden von der übrigen Jugend vielfach geneckt.

Es wäre wirklich mühsam, Alle persönlich aufzuführen: es war unter andern noch ein Vikar, ein Referendar, etliche Studenten und ein Apothekerlehrling vorhanden, und da diese Jünglinge und Jungfrauen zu großem Theil aus Pietät wieder die Namen ihrer Tanten und Onkel trugen, da ein Wilhelm, Eduard und Otto, eine junge Minna, Emma, Mathilde und Frieda unter ihnen war, so gab das ein so fröhliches Durcheinander, so drollige Verwechslungen zwischen Jungen und Alten, daß man nimmer wußte, wo einem der Kopf stand, und zuletzt nur noch der Staatsrath wie ein ‚Meerfels unbewegt' in dem lustigen Getriebe sitzen blieb.

Onkel Karl rief zur Ordnung und hielt eine Rede, die in ihrer Art recht schön war, nur blieb er etlichemale darin stecken, und Onkel Wilhelm mußte mit seiner ernstesten Pfarrmiene die kichernde Jugend im Zaum halten. Dann aber

ließ Onkel Karl zu Friederikens gelindem Entsetzen Champagner springen zum ersten Toast: das alte Amthaus! hoch! Nun aber brach ein frohes Getümmel los, gegen das der frühere Lärm nur Aeolsharfenlaut gewesen. Mit der Familie des Staatsraths, die theilweise den andern noch etwas fern gestanden, wurde allgemeines Schmollis getrunken, Eduards Buchbinder stieß klingend an mit den sehr eleganten jüngsten Töchtern Mathildens, und Friederike fiel nicht in Ohnmacht, als ihr Jüngster, der Mediziner, dem Staatsrath mit gefülltem Champagnerkelch ein Schmollis anbot, in das dieser gutwillig einging und auf die übliche Formel: „Sei mein Freund und leih' mir ein Dubel!" einen wirklichen Sechsbätzner herauszog.

Der Staatsrath brachte der Wasserfahrt ein Hoch aus, und ein Toast folgte dem andern, niemand wußte mehr, was und wen er leben ließ, und die Dienerschaft blieb mit offenen Mäulern unter der Thüre stehen, zweifelhaft, ob nicht sämmtliche Herrschaften toll geworden.

Endlich legte sich das Getümmel ein wenig, auch den Wildesten that Stille wohl und die ernstere Miene, mit der Onkel Wilhelm sich erhob und um Gehör bat, wenn er nach den fröhlichen Sprüchen seine Gefühle in die Worte eines Liedes zusammenfasse, begegnete keinem Kichern mehr. So schloß er denn die heitre Tafel mit den alten Liedesworten:

Oft denkt der Mensch in seinem Muth,
Dies oder jenes sei ihm gut,
Und ist doch weit gefehlet;
Oft sieht er auch für schädlich an
Was ihm dein Rath erwählet.

Gott aber geht gerade fort
Auf seinen weisen Wegen,
Er geht und bringt uns an den Ort,
Da Wind und Sturm sich legen.
Hernachmals, wenn das Werk geschehn,
Kann erst der Mensch mit Augen sehn,
Was der so ihn regieret,
In seinem Rath geführet.

Die Gläser hatten ausgeklungen, die Thräne im Auge der Aeltern und Ernstern paßte besser als Champagnerschaum zu diesem Toast; die Tafel war aufgehoben und Jung und Alt zog paarweise in fröhlichem Zuge in den Garten.

Die Verschmähte.

„Die Liebe sucht nicht das Ihre.“ Kor. 13.

Und wäre mir kein Freudenkranz erlaubt,
So wollt' ich mich anstatt des Kranzes schmücken
Mit dem Gefühl, auf ein geliebtes Haupt
Mit sanfter Hand den Kranz des Glücks zu drücken.
Rückert.

Die kleine Luise.

Wenn junge Fräulein aus der Stadt, die das Pfarrleben nur aus Voß's Luise und aus ihren eigenen Illusionen kannten, hie und da einen Nachmittagsspaziergang in das Pfarrhaus zu W. machten, wenn sie in der Gartenlaube Kaffee tranken und frische Butter genoßen, so fühlten sie sich so recht durchdrungen vom Frieden des Landlebens und priesen Luise, das Pfarrtöchterlein glücklich, daß sie immer an diesem freundlichen Aufenthalt, dem Staub und Gezänk der Städte fern, verweilen durfte. Luise sah sie dann wohl etwas verwundert aus ihren freundlichen Augen an, und besann sich, ob wohl diesen jungen Mädchen, die nur für ihre Ausbildung und für ihr Vergnügen lebten, der Tausch auch in die Länge gefallen würde. Sie selbst kam sich dann recht undankbar vor, daß sie dies gepriesene Glück bis jetzt nicht höher geschätzt hatte, und griff noch viel frischer und unverdrossener ihre mannigfaltigen Pflichten an, von denen die Fräuleins wohl gar keine Vorstellung hatten.

Luise war das älteste Kind des Pfarrers und hatte ihre Mutter kaum gekannt. Ihr Vater war so angegriffen worden von dem Tode seiner Frau, daß er es für seine Pflicht hielt, als Hausvater, der sich den Seinen erhalten müsse, soviel als möglich für seine Erholung und Zerstreuung zu thun. Die Aufsicht über den verwaisten Haushalt hatte Jungfer Dore, eine entfernte Verwandte des Pfarrers, übernommen; eine zänkische Person, die Luisen spinnen und stricken lehrte, und der im Uebrigen sie und die zwei kleinen Brüder überall im Wege waren. Die Kinder bemerkten auch oft gar bedenkliche Zustände an ihr, zumal, wenn sie Kellergeschäfte besorgt hatte, sie zogen sich dann scheu in eine Ecke des Zimmers oder des Gartens zurück. Luise machte ihnen Berge von Sand und Nestchen von Heu, oder sie tummelte sich mit ihnen auf dem Rasenplatz des alten Kirchhofes. Die Kinder wurden nicht geplagt, sie hatten nicht Mangel zu leiden, aber der Druck, der auf einer freudlosen Heimath liegt, senkte sich schwer auf ihre junge Seele.

Da kam Tante Jette, eine entfernt wohnende Schwester des Pfarrers, zum Besuch, und entdeckte mit Entsetzen die unordentliche Wirthschaft der Jungfer Dore. „Christian," sagte sie dem Pfarrer mit Entschiedenheit, „es hilft alles nichts, du mußt wieder heirathen, dein Haus und deine Kinder gehn zu Grund." — „Ich glaube es selbst," sagte dieser ergeben, „ich habe lange schon gemerkt, daß es nicht recht im Hause zugeht, und aus lauter Verdruß und Mitleid mit den armen Kindern mochte ich gar nicht mehr daheim bleiben. Wenn du mir ein taugliches Frauenzimmer weißt . . ."

Zunächst wurde Jungfer Dore entlassen, was den Kindern nicht leid that, obgleich sie von der heulenden Zärtlichkeit überrascht waren, mit denen sie sie beim Abschied umarmte. Die Tante blieb vor der Hand da, sie wurden

gründlich gewaschen und bekamen neue Kleider, und bei jeder vorkommenden Unart pflegte die Tante zu seufzen: „aber um Gotteswillen, was wird dazu eine Stiefmutter sagen!“

Eines Tags wurde Haus und Kinder besonders schön geputzt, Gugelhopfen gebacken und der Kaffee viel heller braun, als gewöhnlich geröstet. Die Tante ermahnte die Kinder, sich ordentlich aufzuführen: „es kommen Besuche, da müßt ihr hübsch freundlich und artig sein, und wenn ein Fräulein mit euch redet, so seid nur nicht so dumm schüchtern, ihr dürft auch ein Späßchen machen und zu ihr sagen, „sei du unser Mütterlein,“ das wird sie freuen, und ich geb' euch dann nachher Kuchen.“ — „Aber unsere Mutter ist ja todt,“ meinte Luise; „und Stiefmütter sind bös,“ sagte der kecke Fritz. — „Schweig, naseweiser Bube,“ schalt die Tante, „ihr dürft ja froh sein, wenn der Vater wieder eine brave Mutter für euch bringt! Theodor ist gewiß artig und kann ganz nett Mutter sagen zu dem Fräulein, das bin ich gewiß.“

Nun, die Besuche kamen. Es war eine Bekannte der Tante, eine wohlhabende Kaufmannswittwe der nahen Stadt und ihre Tochter, eine sehr stattliche, elegante Dame von etwa achtundzwanzig Jahren. Die Mama sah sich recht gehörig in allen Räumen des Hauses um und ließ sich beim Kaffee von der Tante alle Zehent- und sonstigen Verhältnisse der Pfarrei gründlich auseinander setzen, der Pfarrer unterhielt sich mit der Tochter, die trotz der großen Sicherheit ihres Benehmens doch hier etwas verlegen schien und sich zuletzt zu den Kindern wandte, die von Luisen beaufsichtigt an einem Kindertischchen in der Ecke saßen. „Die Kleine hat schöne, blaue Augen,“ sagte Fräulein Amalie, als sie Luisens stillem, aufmerksamem Blick begegnete, „und sieht verständig aus;“ — „und recht gutmüthig,“ fügte ihre Mama hinzu. „Das sind alle drei,“ bestätigte die Tante, „das ist

in unsrer Familie.“ Fritz verstand dunkel die bedeutungsvollen Blicke der Tante, und ihrer Ermahnungen zur Zutraulichkeit eingedenk, zeigte er Amalien sein Bilderbuch und fragte: „gelt, das ist schön.“ — „Ja wohl, ihr habt viel schöne Sachen,“ sagte Amalie. „So bleib du eben da, und sei unser Mutterlein,“ stieß Theodor ziemlich apropos heraus und blickte dann triumphirend nach der Tante und nach dem Kuchen. Amalie wurde roth, Tante und Mama stießen sich an: „wie wunderbar,“ meinte die letztere. — „Sichtbar Gottes Finger,“ sagte die Tante.

Nun wurde noch ein Spaziergang durch den Garten gemacht, bei dem die Kinder entbehrlich waren; Theodor rühmte sich sehr seiner Heldenthat und Fritz sah etwas neidisch auf das größere Stück Kuchen, das er zum Lohn dafür erhalten, Luise aber machte sich in ihrem fünfjährigen Köpfchen ihre eignen stillen Gedanken.

Nicht gar lange nach diesem Besuche wurden wieder festliche Anstalten im Pfarrhaus getroffen, nicht nur Gugelhopfen, sogar Biskuit und Zimmtsterne gebacken. Das Fräulein kam wieder, viel schöner geputzt als damals, und der Pfarrer stellte sie den Kindern als seine Braut und ihre künftige Mutter vor. Sie brachte Luisen, die seither noch Trauer um die Mutter getragen hatte, ein Rosakleidchen mit, den Knaben Trommel und Gewehr, und küßte die Kinder; die Tante sagte ihnen, daß es ein großes Glück für sie sei, eine so gute Mutter zu bekommen, und es war Eine Freude und Herrlichkeit.

Als nun bald darauf die Hochzeit gefeiert wurde, als man die alten geweißten Zimmer tapezirte und die neue Mutter mit vielen neuen und schönen Sachen einzog, da ging es der kleinen Luise eigen. Sie mußte viel mehr an die verstorbene Mutter denken als zuvor: wie sie an dem Arbeits-

tischchen am Fenster gesessen, die Kinder auf Schemeln zu ihren Füßen, wie man sie am letzten Tag noch zu ihr gebracht, wo sie so bleich auf ihrem Bett gelegen war, und ihnen nur stumm die Hand gegeben hatte, und wie sie nachher mit dem todten Brüderlein im Arm ganz unter Blumen im Sarge gelegen. Sie konnte darüber mit niemand sprechen, konnte auch nicht sagen, wie es ihr weh that, als man das alte runde Tischchen der Mutter in eine obere Kammer trug und dafür einen eleganten Arbeitstisch mit gedrehten Füßen an's Fenster stellte. Aber sie war ein Kind und freute sich auch wieder wie ein Kind an allem Neuen: an den tapezirten Zimmern, den schönen Möbeln und auch an der neuen Mutter.

Gar zu viel konnten sie nun diese freilich nicht genießen; die junge Frau versicherte den Pfarrer mit angenehmer Heiterkeit, daß sie nicht auf's Land gezogen sei, um daheim einzurosten: da wurden denn kleine Reisen zu Verwandten und zahlreiche Besuche in der Nachbarschaft gemacht und erwidert. Die Kinder hatten gar nichts dagegen, da stets etwas Gutes für sie dabei abfiel, und sie zu Anfang öfters mitgenommen wurden; auch erbaute sich jedermann an der Zärtlichkeit der jungen Stiefmutter für die Kinder, namentlich für Theodor, der gar ein netter Junge war. Mit der Zeit wurde es freilich lästig, die Kinder mitzuschleppen, auch bekam Theodor einen Ausschlag um den Mund, der ihn nicht sehr produzibel machte, so ließ man ihn daheim und die Andern ihm zur Gesellschaft.

So saß denn Luise wieder mit den Brüderlein zusammen, im Grasgarten oder in der Zimmerecke, tröstete den ungeduldigen Theodor, den die Mama nicht mehr gern bei sich hatte, weil ihr sein Aussehen Eckel einflößte, und erzählte den Beiden Geschichtchen, — sie war wie ein kleines Mütterlein mit den Brüdern, noch ehe sie sieben Jahre alt war.

Da kam zu großem Jubel der Kinder ein neues Schwe-

sterchen zum Vorschein. Die Wärterin aus der Stadt, die angekommen war, ließ die kleinen Bursche aber nicht in's Wochenzimmer, nur Luise durfte dableiben, das Schwesterlein wiegen, der Mutter die Fliegen wehren, die kleinen Hemdchen vom Trockenplatz holen, — sie machte sich gar brauchbar, die kleine Luise, aber die Brüder seufzten unaufhörlich nach ihr und kamen in sehr verwilderten Zustand.

Die Mama war wieder auf und pflegte ihrer Erholung, Luise führte das Kind im Wägelchen im Grasgarten, lachte und sang ihm vor, wenn es weinen wollte, und auch die kleinen Zigeuner von Brüdern ließen sich wieder blicken. Die Mama fand es entsetzlich, daß es auf dem Dorf keine Kleinkinderschule gebe, wo man so unmüßige kleine Bursche aufheben könne. Als nun im nächsten Jahr der Abwechslung halber ein neues Brüderlein gekommen war, da fand sie es unumgänglich nöthig, die Buben in einem guten Kosthause unterzubringen, wo sie unter beständiger Aufsicht seien. Der Pfarrer meinte, sie seien doch noch gar zu jung, aber die Frau sagte mit großer Bestimmtheit: „ich habe Mutterpflichten für diese Kinder übernommen und muß für ihr Bestes sorgen, auch wo es Opfer kostet. Du siehst, ich lasse Luise nicht von mir und wollte gern das Aeußerste thun, aber Alles ist mir leider nicht möglich, die armen Kleinen haben doch auch einiges Anrecht an mein Mutterherz." Die Frau blickte mit nassen Augen auf die zwei armen Kleinen, die eben von Luise und dem Kindermädchen geschwaigt und gehätschelt wurden und der Pfarrer willigte seufzend ein.

Die Pfarrerin wurde eine wahre Löwin von Mutterliebe für die zwei Knaben, sie ließ Schneider und Nähterinnen kommen, um ihre allerdings sehr verwahrloste Garderobe herzustellen: gesunde, neue Stücke auf Knie und Ellbogen, die den verblichenen Gewändern wieder ihre Jugendschöne vor

Augen stellten; sie ließ sich nicht nehmen, die Knaben selbst zu der Frau Präzeptorin zu bringen, die sie in Kost nehmen sollte, sie gab dieser geplagten Frau, die achtzehn Kostgänger neben sechs eignen Kindern auf mütterlichem Herzen tragen sollte, die allerumständlichste Anweisung, wie der Charakter und die Garderobe ihrer Kinder zu behandeln sei, sie empfahl sie ihr zehnfach zu bester Aufsicht und Pflege, und wurde über ihre eigene Muttertreue so gerührt, daß sie Thränen vergoß. Dem Pfarrer wurde das Herz gar schwer, als er die armen kleinen Bursche in fremdem Hause zurücklassen mußte, aber seine Frau theilte ihm auf dem Heimwege noch so viele und gründliche Beweise von ihrer mütterlichen Fürsorge für die Knaben mit, daß es seine eigne Schuld war, wenn er nicht gehörig glücklich und dankbar wurde.

Luise war daheim geblieben, mit der Kindsmagd, bei den kleinen Geschwistern; sie lehrte gerade Gabrielchen gehen und hatte unbeschreibliche Freude an ihr, aber das Kissen des kleinen Bruno, in das sie ihr Köpfchen barg, wurde naß von den vielen heißen Thränen, die sie den Brüdern nachweinte.

Es brauchte nicht viele Jahre, bis auch diese Lücke im Pfarrhaus wieder ausgefüllt wurde, das Mittelalter und die Römer- und Griechenzeit mußten Namen für den jungen Nachwuchs liefern: eine Kornelia, Adelgunde und Thorilde, ein Bruno, Arthur und Thuisko füllten allmählich alle Räume des Pfarrhauses, und es gab kaum in den Ferien und bei den jeweiligen Tauffesten mehr Raum für Fritz und Theodor, die sich mit der neuen Bevölkerung gar nicht mehr zurecht fanden, und wenn sie einmal wieder zum Besuch nach Hause kamen, Luisen beim Eintritt am Aermel zupften und leise fragten: „du, ist wieder Eins da?“

Die große Luise.

Luise, die wußte Bescheid unter der neuen Geschwisterschaar, die kleine Luise, die allmählig groß geworden war, sie wußte nicht wie; und die Geschwister alle kannten Luise und riefen Luise und plagten Luise viel mehr als die Mutter, die, ‚obgleich sie am Liebsten immer daheim geblieben wäre,‘ es doch um ihrer Kinder willen für heilige Pflicht hielt, sich nicht verrosten zu lassen, und darum häufig kleinere Ausflüge und größere Reisen machte.

Der Vater hatte seine Herzensfreude an Luise, und oft traten ihm Thränen in die Augen, wenn er so das kleine Mütterchen unter den Geschwistern sah, wie sie das Kleinste auf dem Arm hielt, dem Größern Steinchen zum Spielen gab, dem Andern erzählte, für die fernen Brüder sorgte und dachte, und Keines vergaß, als sich selbst. Ueber ihre Erziehung war er nicht so ganz beruhigt. Es hatte so schwer gehalten, ihr nur zum regelmäßigen Besuche der Dorfschule zu verhelfen, und seit sie konfirmirt worden, war gar nichts mehr für ihre Ausbildung geschehen. Er hatte einigemal die Absicht, sie in eine auswärtige Bildungsanstalt zu bringen, oder ihr wenigstens Musikunterricht bei dem Dorfschullehrer geben zu lassen, aber seine Frau bewies ihm in einer schönen Rede, wie die häusliche Wirksamkeit Luisens eigenthümliches Element und allein ihrem Charakter angemessen sei; was den Musikunterricht betreffe, so müsse das ein rechter sein oder gar keiner; — es war kein großer Zweifel hier, daß für das letztere entschieden wurde. Man hatte sie zu der alten Nähterin gesetzt, die als stehender Gast im Pfarrhause das Weißzeug der Kinder im Stand halten mußte, und sie war ohne besondere Anleitung allmählich von den

geringsten bis zu den feinsten Nähtereien aufgestiegen; je blöder die Augen der alten Kathrine wurden, und je gröber ihre Stiche, desto feiner und geschickter lernte Luise ihre Nadel führen. Ebenso hatte sie der Schneiderin, die die Mutter aus der Stadt kommen ließ, ihre Geheimnisse abgelernt, und sie betrachtete mit gerechtem Stolz die Schwesterlein, deren zierliche Kleidung ihr Werk war, denen zu lieb sie sogar alle Eitelkeit der Putzladen studirte, — wenn sie je einmal zur Stadt kam, — um die dort gesehenen Herrlichkeiten auf wohlfeile Weise nachzuahmen.

Um aber doch auch für die geistige Bildung der Stieftochter zu sorgen, ordnete die Pfarrerin an, daß Nachts, wenn endlich die Gabrielen, Adelgunden, Thuisko's und so weiter zur Ruhe gebracht waren, bildende Werke vorgelesen wurden. Es war recht schön, aber die gute Luise, die seit ihrem elften Jahr nicht mehr wußte, was ungestörte Nachtruhe sei, war meist so müde, daß sie bald fest eingeschlafen war und selbst bei den klassischen Stellen nicht erwachte.

„Du siehst das gute Kind," sagte die Pfarrerin mitleidig lächelnd, „wie lächerlich wäre es, ihr eine Bildung aufzudrängen, für die sie nicht Sinn und Bedürfniß hat! Ich habe es immer für die erste Mutterpflicht gehalten, jedes Kind nach seiner Individualität zu behandeln. „Luise, meine Liebe!" rief sie mit erhobener Stimme, „ich glaube, du wolltest noch den Buttertaig auf morgen rüsten?" Luise erhob sich eilig und beschämt von ihrem Schläfchen und machte sich emsig an die Arbeit. „Siehst du?" sagte die Mutter leise und triumphirend zu dem Mann, „so etwas erhält sie munter, das ist nach ihrem Sinn!" Die Mama las für sich in dem bildenden Werke, bis sie, erbaut über sich selbst und ihre individuelle Erziehungsweise zur Ruhe ging, während Luise noch bis tief in die Nacht emsig waltete im Hause,

und sich dann neben die kleine, schreiende Thorilde legte, um sie zur Ruhe zu bringen.

Man bewunderte allgemein, wie gut sich die Pfarrerin konservirte, wie sie immer noch Zeit und Frische für den geselligen Verkehr behielt. Auch wurde das gute Verhältniß zu der Stieftochter sehr gerühmt; man hörte hier nichts von Zank und Streit, nichts von unterdrücktem Aerger und Uebelwollen, es ging alles in der größten Freundlichkeit: „liebe Luise, besorge doch den Kaffee; meine Liebe, du wirst dich wohl der Kleinen annehmen müssen ꝛc.," und wenn die Pfarrerin eine Landparthie mit ihren Gästen machte, so zog es Luise meist vor, daheim zu bleiben, die Pfarrerin bemerkte dann freundlich gegen ihre Gäste, „man muß sie gewähren lassen, sie ist ganz für den engsten Kreis der Häuslichkeit geschaffen."

Und recht wohlgefällig nahm sie die Komplimente über die gelungene Erziehung der Stieftochter hin und bemerkte bescheiden: „die Kleine selbst hat es mir wirklich erleichtert und vergilt mir jetzt die Mühe, die es mich gekostet, sie nach ihrer Individualität zu behandeln."

Und Luise? war sie ein willenloses Opferlamm oder die stille Dulderin eines freudlosen Daseins? Kein's von Beiden. Sie war noch gar nie dazu gekommen, sich ihrer Ansprüche ans Leben bewußt zu werden, sie dachte nur ihrer Pflichten, denen sie nach ihrem demüthigen Sinn so wenig genügte, und bat Gott von einem Tag zum andern um die Kraft, ihr Tagwerk besser vollbringen zu können. Von früher Kindheit an für Andre bemüht, hatte sie fast unbewußt die schwere Kunst gelernt, die Viele durch ein ganzes langes Menschenleben nicht lernen, oder nicht lernen wollen, die Kunst, sich selbst zu vergessen. Der beste Panzer gegen die Stacheln fremder Selbstsucht ist ein selbstloses Gemüth. Was Andre als Last von sich wegschoben und auf

ihre Schultern legten, das übernahm sie freudig als Zeichen ehrenden Vertrauens.

Ihr Leben war nicht freudlos; sie freute sich des Gedeihens der Geschwister, ihrer Zuneigung und Anhänglichkeit, besonders der unbeschreiblichen Liebe der ältern Brüder, denen sie immer das Nächste und Liebste auf Erden blieb, sie freute sich des Gartens, der ausschließlich ihrer Sorge übergeben war, ihrer Nelken und Monatrosen; unbewußt freilich, sie schrieb keine Reflexionen darüber in ihr Tagebuch, aber sie empfand den Segen dieser Freude in der ungebrochenen Kraft und Frische, mit der sie ihr mühevolles Tagewerk vollbrachte.

Bruno und Arthur hatten längst das Alter erreicht, in dem Theodor und Fritz das Elternhaus verlassen hatten, die Mutter aber fand, daß es für ihre Individualität besser wäre, sie zu Hause zu behalten, auch hätte es doch des Pfarrers Kasse kaum aufgewendet, für alle Söhne Kostgelder zu bezahlen. Da nun auch für Gabrielens und Kornelias aufkeimende Fähigkeiten der Unterricht des Dorfschullehrers nimmer zureichend befunden wurde, hielt es die Mutter für das Beste, einen Vikar anzunehmen, der den Unterricht der Kinder gemeinsam mit dem Papa übernehme. „Wir haben zu große Opfer für unsre ältern Kinder gebracht," sagte sie mit edler Selbstverläugnung, „ich muß suchen, die Erziehung meiner eignen Kinder weniger kostspielig zu bestreiten, ich habe mich immer bestrebt, meine Mutterpflichten zu erfüllen." Und sie schwieg wieder mit stiller Rührung über sich selbst.

Der Vikar.

Herr Lehner der Vikar kam, ein junger Mann von kräftiger Gestalt, der Pfarrerin aber viel zu unkultivirt in Kleidung und Aussehen, und fatal durch die Pfeife, deren Rohr nebst Quästchen unter allen Lebensumständen aus seiner Rocktasche hervorsah, wenn sie nicht in seinem Munde dampfte. Aber er war ein guter Prediger, hatte schöne Sprachkenntnisse, eine gutmüthige Weise, die Kinder an sich zu gewöhnen, und war recht frisch und unverdrossen zu den verschiedenen Leistungen, die ihm aufgetragen wurden.

Er war armer Leute Kind, hatte eine entbehrungsvolle, freudenarme Jugend verlebt, und seine ärmliche Heimath, in der leider auch die Armuth zum Zankapfel geworden, stand in grellem Kontrast zu den erwachenden Bedürfnissen äußern Komforts, die unzertrennlich von erweiterter Geistesbildung sind.

Da war es ihm denn unendlich wohl, aus der schmutzigen Schusterstube, aus den kasernenartigen Räumen des Seminars, in ein hübsches, wohleingerichtetes Pfarrhaus zu kommen; und das bescheidne Vikariatsstübchen, das aus einer alten Rumpelkammer hergestellt und mit alten Inventarstücken verschiedener Zeitalter meublirt war, dünkte ihm der Inbegriff von Behaglichkeit.

Die stattliche, schöngeputzte Frau Pfarrerin imponirte ihm ungemein und er war ein gläubiger und bewundernder Zuhörer, als sie ihn ihre Verdienste als Mutter im Allgemeinen und als Stiefmutter in's Besondere, allmählich errathen ließ. Luise, deren schlichte Gestalt neben der ahnsehnlichen wohlkonservirten Mama kaum bemerkt wurde, die zum Mittagessen immer zu spät mit hochgerötheten Wangen aus der Küche kam, und meist keine Suppe mehr und nur noch erkaltetes Ge-

müse fand, die nach dem Abendessen sogleich wieder verschwand, um die kleinern Geschwister zu Bette zu bringen und den größern Gesellschaft zu leisten, wenn sie sich fürchteten, — beachtete er Anfangs kaum. Er kannte sie aus der Mutter Schilderung, die sich freute, einen neuen Zeugen ihrer Vortrefflichkeit zu haben, und die sich mit der Pfeife versöhnte, die den Vikar zu einem so geduldigen Zuhörer machte, als ‚ein gutes einfaches Geschöpf von höchst bescheidenen Gaben, nur für den engsten Kreis der Häuslichkeit geschaffen', und er dachte, sie scheine dazu wirklich recht gut und brauchbar.

Nun traf es sich aber, daß es die Frau Pfarrerin um ihrer nun erwachsenen Kinder willen immer mehr für Pflicht hielt, die geselligen Kreise der Nachbarschaft zu besuchen; es gab kleine, allwöchentliche Pfarrkränze in den Häusern, größere allmonatliche in einem Gasthofe der Umgegend, auf dem Jahrmarkt war es unumgänglich nöthig, Einkäufe für's Haus selbst zu machen, die wichtigern freilich mußte man auf der Weihnachtsmesse der Residenz besorgen; — dann war die Frau Dekanin eine sehr artige Frau und höchst empfindlich, wenn man sie nicht oft besuchte; Doktors endlich, vor denen durfte sie sich nimmer sehen lassen, wenn sie nicht bald auf einen Tag zu ihnen kam, und mit Oberamtmanns konnte es die tödtlichste Feindschaft geben, wenn man nicht Gabriele und Adelgunde zu ihrer Alwina und Rosalie brachte! Die gute Frau Pfarrerin erlag fast unter der Last ihrer geselligen Verpflichtungen, und seufzte schwer, so lang ihr Luise Shawl, Hut und Sonnenschirm herbeitrug; wie gern wäre sie heute daheim geblieben!

Luise genoß dieses Glück des Daheimbleibens reichlich. „Es ist jetzt Schade, wenn heute nicht die Wäsche wäre, so hättest du wohl mit können," meinte die Mutter, oder hieß es: „willst du nicht auch mit, Luise? ich fürchte aber, Thuisko,

der arme Schelm, läßt dich nicht fort, er ist so eigen, wenn ihm etwas fehlt, und so an dich gewöhnt."

Luise fand das ganz natürlich und ließ sie beruhigt ziehen, sie hatte genug aufzuräumen nach den Abgehenden, es that ihr wohl, wenn es stiller wurde und wenn sie ihre Geschäfte allein besorgen konnte, ohne die beständigen Anweisungen und Bemerkungen, mit denen die Pfarrerin ihre Hausfrauen- und Mutterwürde retten wollte. Auch war es ihr dann nur möglich, ruhig an Einer Arbeit zu bleiben. Da nun auch der Pfarrer meistens seine Frau begleitete, und dem Vikar als Beweis seines Vertrauens Haus und Amt übergab, traf es sich gar manchmal, daß dieser und Luise mit einigen der Kinder allein zu Hause waren. Er fühlte sich in ihrer Gesellschaft viel behaglicher als in der der Frau Pfarrerin; dort wurde er es allmählich müde, beständig den Zuhörer zu machen, der nur hie und da ein Zeichen der Aufmerksamkeit oder ein Murmeln der Anerkennung von sich geben durfte.

Luise hörte ihm zu, wenn er jezuweilen den Nachmittagskaffee mit ihr trank, oder sich mit seiner Pfeife in die Nähe des runden Nähtischchens setzte, das sie für sich in einer bescheidnen Ecke wieder aufgestellt hatte, und es war wunderbar, wie er ihr alles erzählen konnte: seine verkümmerte Kindheit, das Elend und den Unfrieden seines Vaterhauses, die sparsamen Genüsse seiner Studienjahre, — und wenn dann ihre blauen Augen so mit dem Ausdruck tiefer Theilnahme, innigen Verstehens auf ihm ruhten, so fand er, daß sie wirklich recht schön seien, auch ihr Gesicht angenehm, nur etwas zu blühend. Luise, die in Anwesenheit der Mutter fast stumm war, und der sich erst in der Einsamkeit die Zunge löste, wußte nichts zu klagen, sie fand nur Grund zum Dank in ihrer Vergangenheit, aber sie konnte hier zum erstenmal den dämmernden Erinnerungen von ihrer seligen Mutter Worte

geben. Auch Lehner hatte seine Mutter früh verloren, nur ihr sanftes, blasses Gesicht schwebte ihm in dunkler Erinnerung noch vor. Freilich, wenn er dann seiner zänkischen, neidischen Stiefmutter gedachte, wie vielen Grund fand dagegen Luise, ihr Geschick zu preisen: sie hatte nie Härte von der zweiten Mutter erfahren! Lehner hatte so seine eignen Gedanken darüber, wenn ihm allmälich die Augen aufgingen über die Art, wie die Mama die Individualität der Stieftochter benützte, aber er hütete sich, ihren glücklichen Glauben zu stören.

Sehr ungestört blieben freilich solche Mittheilungen nicht, wenn nicht einmal zufällig das ganze Heer auswärts war. Da zupfte einmal Gabriele am Kleid: „Luise, schneid' auch das Puppenkleid!" Dann kam Bruno: Luise, stich mir ein Heft ein!" Arthur verlangte eine Schnur zu seinem Drachen und Thorilde hatte ihr Schnupftuch verloren, die Magd wußte nicht, welches Beet sie umschoren sollte, und ein paar Dorfmädchen baten um Blumen zu einer Hochzeitfeier. „Luise!" „Jungfer Luise!" tönte es allenthalben und überall.

Und allenthalben und überall gab sie Antwort und Auskunft und Beistand mit unermüdeter Geduld, mit unzerstörbar guter Laune. Wenn der Vikar, wüthend über die endlosen Störungen, eben im Begriff war, wenigstens unter die unmüßige Kinderschaar mit einem kleinen Donnerwetter zu fahren, so sah Luise ihn gutmüthig lachend an und meinte: „nun wollen wir sehen, was es das nächstemal gibt?" — „Aber, wie können Sie nur geduldig bleiben bei dieser ewigen Plage?" — „Ei," lächelte sie, „es steht nirgends geschrieben, daß es gerade mein Beruf sei, zu nähen und stillzusitzen, ich muß ja froh sein, daß so viele Leute etwas von mir wollen."

Und Luisens unübertreffliches Talent, die Liebhabereien und Bedürfnisse von jedermann zu errathen! Nur einmal hatte sie bemerkt, daß er den Schnittlauch auf der Suppe

mit dem Löffel etwas bei Seite geschoben, und von diesem Tage an wurde er nimmer auf die Suppe gestreut, sondern besonders auf einem Tellerchen gegeben. Wie sie seinen Geburtstag errathen, blieb ihm ein Räthsel, aber es konnte nicht Zufall sein, daß gerade an diesem Tage lauter Leibgerichte gekocht waren und die Kinder ihm frische Blumen auf's Zimmer brachten. Er hätte dies nun freilich auf Rechnung eines besonderen Interesses für sich schreiben können, aber er hörte zufällig an einem Sonntag Morgen die Hausmagd verwundert fragen: „aber Jungfer Luise, warum ziehn Sie sich nicht in die Kirche an, ich kann ja heut Nachmittag darein gehen?“ Luise erwiederte freundlich: „nein, Christine, heut ist dein Geburtstag, da gehst du in Ruhe zur Kirche, Nachmittag erlaubt die Mutter, daß du deine Eltern besuchst.“ — „Ach du lieber Gott!“ rief die gerührte Magd, „hab ja selbst kaum gewußt, daß mein Geburtstag ist und hat sein Lebtag noch niemand daran gedacht, woher wissen denn Sie's?“ Da hörte denn der geschmeichelte Vikar, daß Luise solche zarte Aufmerksamkeit nicht nur für ihn allein hatte.

So ferne von Absichtlichkeit und Koketterie auch Luisens einfaches Wesen war, ein aufmerksamer Beobachter hätte doch zugeben müssen, daß sie nun Alles, was sie immer gethan, noch viel williger, heitrer, frischer that als zuvor: ein Geist der stillen Freudigkeit beseelte all ihr Thun und Wirken, der dem Werthe ihrer treuen Pflichterfüllung den Reiz der Liebenswürdigkeit beifügte. Das war nicht Gefallsucht, es war wohl kaum schon ein aufkeimendes wärmeres Gefühl für den Vikar, es war zunächst nur die unbewußte Empfindung, daß zum erstenmal ein theilnehmendes Auge auf ihr ruhte, daß ihre kleinen Opfer, ihre emsige Sorge um Andre verstanden und anerkannt wurden, — es war die Sonnenwärme der Sym-

pathie, die all den Blüthen ihrer stillen Seele mit einemmale Duft und Farbe gab.

Und diese selbstlose Luise, die noch nicht wußte und ahnte, woher ihr diese ungewohnte Freudigkeit kam, ertappte sich doch hie und da auf selbstsüchtigen vermeßnen Gedanken, wie sie sie nie zuvor gehegt: Gedanken an eine eigne Heimath, etwas stiller, einfacher vielleicht als ihr Vaterhaus, eine Heimath, in der sie die Herrin war, und die sie nach ihrem Sinn gestalten durfte; an ein Herz sogar, das ihr eigen gehörte, das sich bekümmerte, wenn sie litt, sich freute, wenn sie froh war; aber sie scheute sich, diesen Träumen Gestalt zu geben, und konnte bisweilen, wenn sie einen Augenblick still gesessen, auffahren und mit einer ihr fremden Hast eine Arbeit vornehmen. Auch schlief sie nicht mehr ein, wenn Abends der Vikar vorlas, und der Vater hatte sie zu seinem unaussprechlichen Erstaunen schon in seinem Zimmer ertappt, wie sie eifrig im Konversationslexikon nachschlug, um einigen Lücken ihres Wissens nachzuhelfen.

Der Vikar, eine reelle Natur, hing nicht so lange unbewußten Eindrücken nach. Gar bald, nachdem sich ihm der Gedanke aufgedrängt: „das gäbe eine gute Frau," fragte er sich weiter: „warum nicht meine Frau?" und die Sache schien ihm mit jedem Tag mehr einleuchtend. Freilich, er hatte noch nicht lange die Universität verlassen, und die Aussichten auf Anstellung lagen in weiter Ferne, aber Luise war ja erst neunzehn und konnten sie nicht einen Patronatsdienst erhalten? Er war von Hause aus arm und Luise nicht reich; aber er hatte ja oft gehört, daß eine häusliche Frau ein Kapital sei, und wer konnte häuslicher sein, als Luise? Auch schien ihm ein Einkommen von dreihundert oder gar fünfhundert Gulden eine gar schöne Sache, und er wußte noch

nicht recht, wie man es nur angreifen sollte, das aufzubrauchen. Luisen allein konnte er ohne Erröthen in sein armes Vaterhaus führen; — kurz, er fand immer mehr, daß Luise die einzig mögliche Frau für ihn auf der Erde sei, und er beschloß, einmal die wichtige Frage bei ihr zu wagen.

Aber das war nicht so leicht gethan; und was konnte er ihr bieten, um ein Jawort zu hoffen? Ein solches Kleinod von einem Mädchen, die brauchte nicht zehn Jahre lang auf einen armen Vikar zu warten, der reiche Pfarrer von Lengsfeld, ein Wittwer mit nur zwei Kindern, hatte sich gegen ihn selbst schon höchst beifällig über „dieses höchst brauchbare, thätige Frauenzimmer" ausgesprochen, sogar der Oberamtsrichter, der zur Indignation der ganzen Umgegend noch ledig war, hatte nach einem längern Besuch im Pfarrhaus geäußert: „er glaube mit einer so anspruchslosen, aufmerksamen Person wäre man am Ende für alte und kranke Tage besser berathen, als mit einer glänzenden Parthie." Wie viel brillantere Aussichten für Luise!

Wenn er nur gewiß gewußt hätte, ob sie ihn ein wenig lieb habe! gut und freundlich und aufmerksam war sie gegen jedermann, er mußte noch ein besonderes Zeichen abwarten.

Verlobung.

Es war ein schwüler Tag im Mai, als er zu einer Krankenkommunion auf das ziemlich entlegene Filial gehen mußte. Luise hatte ihm durch Bruno einen Regenschirm nachgeschickt, da gewiß ein Gewitter komme, aber mit männlichem Muthe hatte er den Schirm verschmäht und zurückgeschickt. Dieser Trotz rächte sich; auf dem Heimweg überraschte ihn das Gewitter und furchtbare Regengüsse durchnäßten ihn,

schaudernd vor Frost und Nässe, in der abgekühlten Abendluft eilte er heimwärts, die Pfarrkutsche begegnete ihm; sollte Luise sie ihm entgegenschicken? Ach nein, Herr und Frau Pfarrerin waren ja in der Stadt bei dem Abschiedsschmaus eines abziehenden Beamten, denen galt die Kutsche, nicht ihm. Endlich erreichte er das Haus, — keine freundliche Seele, die ihn empfangen hätte! Luise hatte wohl genug zu thun gehabt, bis sie Shawl und Tücher in den Wagen gerichtet, und mußte jetzt für die heimkehrenden Eltern sorgen. Etwas verstimmt und verbittert stieg er in sein Stübchen. Da war ihm als ob auf dem dunklen Gang eine Gestalt an ihm vorbei die Treppe hinabschlüpfte, er erkannte sie nicht. Er trat in's Stübchen, dessen Fenster er offen gelassen hatte; sie waren sorgfältig verschlossen, die Bücher weggeräumt, die vom einschlagenden Regen hätten naß werden können, auf dem Tischchen an seinem Bette dampfte einladend ein duftender Thee. Nun, das war ja prächtig. Er eilte, sich unter die Decke zu stecken, das Bett war angenehm durchwärmt: eine Wärmpfanne! Nein, das war gar zu rührend, daran zu denken! Kaum konnte er vor Rührung den Thee trinken, erwärmt an Seele und Leib schlief er unter den angenehmsten Empfindungen ein. Die Bettpfanne leuchtete noch in seinen Träumen als aufgehende Morgensonne seines Glücks.

Er mußte noch gewiß sein, ob er diese zarte Fürsorge auch wirklich Luisen verdanke. Als sie am folgenden Tag endlich zu Tische kam, lenkte er die Rede auf das gestrige Gewitter: „Sie sind auch naß geworden, Herr Vikar?“ fragte der Pfarrer. „So ziemlich,“ entgegnete er; „aber ich habe mich herrlich erholt, ich trank köstlichen Thee und wurde durch die sorglichste Aufmerksamkeit überrascht.“ Er wagte, verstohlen nach Luisen hinzusehen, nein, die Röthe! die konnte nicht vom Küchenfeuer kommen.

Er war so hingenommen von seinen eignen Gedanken, daß er kaum des Pfarrers Erwiderung und eine etwas spitze Zwischenrede der Frau vernahm. Noch im Gehen hörte er aber auf der Treppe, wie die Pfarrerin noch in ziemlich scharfem Tone zu Luisen sagte: „ich muß sagen, meine Liebe, daß ich nicht liebe, daß andre Leute über meinen Thee verfügen, auch halte ich für Pflicht, dich aufmerksam zu machen. . . .“ Auf was? verstand er nimmer, da eben die Kinder aus dem Zimmer kamen, aber Nachmittags beim Kaffee sah er Luise, die er noch nie anders als heiter gesehen, mit rothgeweinten Augen, er fand nicht wie sonst seine Tasse am gewohnten Platz und die Fidibusse dabei, sie schenkte schweigend auf einem Nebentischchen ein und verschwand wieder. „Ist Fräulein Luise unwohl?“ fragte er besorgt. „O nein, sie hängt die Kindswasch auf,“ sagte die Mutter kurz. Das arme Kind, sollte sie seinetwillen noch leiden!

In diesen Gedanken gerieth er statt in seine Stube ganz zufällig in den Grasgarten, wo die besagte Kindswäsche aufgehängt wurde. Thuisko und Thorilde saßen im Gras und spielten mit Waschklammern, riefen daneben Schwester Luise jede Minute wieder von der Arbeit ab; die aber war so vertieft in ihr Geschäft und in ihre Gedanken, daß sie den Vikar nicht bemerkte, bis er dicht bei ihr stand. „So fleißig, Fräulein Luise?“ — „Ein wenig,“ sagte sie, ohne ihn anzublicken. „Ich habe Ihnen noch nicht einmal gedankt.“ — „O ich bitte,“ sagte sie, unfähig ihre Thränen zurückzuhalten, „ich habe ja das Nämliche schon für unsre alte Nachbarin gethan, wenn sie naß nach Hause kam.“ — „Also nicht mir zu lieb,“ sagte er traurig, und faßte ihre Hand. Keine Antwort. „Und dürfte ich nie hoffen, eine so treue Fürsorge für mein ganzes Leben zu genießen?“ Abermals keine Antwort, aber ein halber, schüchterner Blick. „Ach, ich weiß wohl, ich kann Ihnen

so wenig bieten, ich bin arm, ohne Familie, allein.“ Jetzt leuchtete Luisens Auge auf und ihr gesenktes Haupt erhob sich, er war arm, er fühlte sich allein, er bedurfte ihrer.

„Ich bin nicht schön, so einfach erzogen, so wenig gebildet,“ sagte sie leise. „Sie sind das allerbeste Mädchen, das ich je gekannt habe, und ein Segen für einen Mann!“ rief feurig der Vikar; es wurden nicht viel Worte mehr gewechselt, aber Blicke, die mehr sagten, — und vielleicht sogar noch mehr als das. Und die Vögel sangen und der Apfelbaum streute seine Blüthen auf die Beiden, die da standen und sich glückselig in die Augen schauten, und Luise fragte sich wie im Traum, womit denn sie solche Seligkeit verdient habe?

„Und nun zum Vater!“ rief Lehner, der sich in diesem Augenblick zu Allem stark fühlte, „und um seinen Segen gebeten!“ — „Ach nein,“ flüsterte Luise, die plötzlich wieder zu der Wirklichkeit erwachte, „wer sollte die Wäsche aufhängen? ich bitte, gehn Sie, wenn man uns so hier sähe?“ Man hatte sie aber gesehen. Das kleine Volk nemlich, das sie in ihrer Seligkeit ganz vergessen hatten, Thorilde die kleine Schwester, war hinauf geeilt und der kleine Thuisko nach gequaddelt, so schnell seine krummen Beinchen erlaubten, und sie hatten verkündet, daß der Herr Vikar Schwester Luise geküßt habe. Das gab große Bewegung in's Haus, und es war ein Glück, daß bald nach dieser entsetzlichen Kunde der Vikar selbst kam und, da er an dem Kichern und Köpfezusammenstrecken der naseweisen kleinen Kreaturen bald merkte, daß sie seine Unthat verrathen, es für's Beste hielt, seine Werbung schnell vorzubringen, so geschickt oder ungeschickt als er konnte.

Der Pfarrer war nicht so sehr überrascht, desto mehr die Pfarrerin, die in Wahrheit nie an eine mögliche Verheirathung Luisens gedacht hatte, sie schien ihr, wie sie sich

ausdrückte, „so ganz zur liebevollen Gehilfin für ihre jüngern Geschwister geschaffen.“ Unter sothanen Umständen war aber nichts zu thun, als den elterlichen Segen zu ertheilen, was der Vater mit tiefer Rührung, die Mama mit viel mütterlichem Anstand that. Es wurde sogar in den nächsten Tagen eine Art von Verlobungsmahl gehalten, wobei Luise nur schmerzlich Fritz und Theodor vermißte, die man natürlich nicht aus der Lehre und aus dem theologischen Seminar berufen konnte. Wer noch nicht wußte, wie groß die Verdienste der Frau Pfarrerin um ihre Stiefkinder seien, der konnte es an diesem Abend recht gründlich erfahren.

Luise lebte noch wie in einem seligen Traum und wußte nicht, wie sie genug ihr demüthiges und dankbares Herz zeigen sollte für all diese unverdiente Liebe und Güte. Sie war nun für eine Weile der Mittelpunkt des Hauses, ihr brachte man Glückwünsche dar, sie mußte mit Besuche machen, um den Bräutigam den Verwandten zu zeigen! Es war ihr eigentlich recht wohl, als die gewandte Mama die Sachen wieder in's alte Geleis gebracht hatte, als ihr vergönnt war, wieder in den Hintergrund zu treten.

Es blieb alles wie zuvor, sie blieb zu Haus, sie kochte, nähte, flickte, besorgte Haus und Geschwister, und doch wie so viel anders! was für ein goldener Hauch lag auf dieser Alltagswelt, wie fühlte sie bis zum innersten Herzensgrund das Auge, das mit Liebe und Beifall ihren Schritten folgte. Sie meinte gar nicht genug thun zu können, um zu zeigen, daß sie nicht übermüthig sei in ihrem Glück, und um der Heimath, der sie nun doch nicht mehr so ganz eigen gehörte, noch alle ihre Liebe und Treue zuzuwenden. Die Mutter hätte gar nicht nöthig gehabt, so oft ihre Zuversicht auszu-

drücken, daß Luise ihre kindlichen Pflichten nicht versäumen und die Opfer ihrer Eltern nicht mit Undank vergelten werde. Ein halbes Stündchen im Garten verplaudert, ein kleiner Abendspaziergang, ein verstohlener Gruß und Blick beim Begegnen den Tag über, ein Händedruck unter dem Tisch, das waren alle bräutlichen Genüsse, die sie sich gestatten durften, aber für Luisens genügsames Herz war es eine Welt von Seligkeit.

Und die Zukunftspläne, die goldnen Träume, mit denen sie die Nachtstunden kürzte, in denen sie noch feinen Flachs zu ihrer Aussteuer spann! Ein eignes Pfarrhaus mit einem Blumengärtchen vor den Fenstern, wo sie allein, ganz allein für den geliebten Mann leben und sorgen, wo sie frei und ungehemmt als Mutter einer Gemeinde sein schönes Amt theilen durfte, — sie malte sich die Abende, wo sie ihn im traulichen, warmen Stübchen empfangen würde, Schlafrock und Pantoffeln am warmen Ofen bereit, und sein Pfeifchen angezündet, die Gänge an seiner Seite durch's Dorf, die stillen Stunden, wo er ihrer Unwissenheit freundlich nachhelfen würde, — o ein Leben voll Frieden und Freude. Die Einrichtung des Pfarrhauses besprachen sie zusammen; es mußte freilich alles viel einfacher werden als im elterlichen Haus, dem die Stiefmutter einen städtischen Anstrich gegeben hatte, und wo beim Eintritt ungewiß war, ob man in ein Porzellan- und Glaswaarenlager oder in eine Pfarrstube trete, aber doch recht traulich, recht hübsch. Gardinen hielt der Vikar für unnöthig wegen des Rauchens, aber darauf bestand Luise: „das ist so gemüthlich, ich will sie schon oft genug waschen.“ Dafür bildete sich aber der Vikar große Stücke ein auf einen Doktor Luther, den er als künftige Wandverzierung bereits erworben hatte, er hatte noch Plane auf eine Katharina von Bora und eine mater amabilis; er hielt es

für sehr nöthig, etwas in Kunstwerken aufzuwenden, da an Tapeten natürlich nicht zu denken war.

Wann diese rosigen Plane in's Leben treten sollten, das war freilich noch nicht abzusehen, und „die weite Aussicht" war das einzige Bedenken aller Bekannten gegen diese Verbindung, aber die Jugend ist hoffnungsreich, und ein Patronatsdienst blieb stets der letzte Rettungsanker.

So bescheiden auch das Paar seines bräutlichen Glückes genoß, so fanden es die Eltern doch in die Länge nicht passend, daß der Bräutigam Hausgenosse blieb. Die Mutter meinte, Luise könne sich ungestörter auf ihre häuslichen Pflichten vorbereiten, wenn er entfernt sei, und Luise fügte sich willig in die Trennung, war doch das Dorf, wo der Vikar eine andre Stelle bekam, kaum drei Stunden entfernt.

Da kam er denn manch liebes Mal zum Besuch herüber, und es war ein neues Glück für Luise, wenn sie ihn von ihrem Fenster aus weit über's Feld her schreiten sah, oder wenn er sie unvermuthet bei einer häuslichen Arbeit überraschte. Und wenn sie ihn Abends begleiten durfte bis zu dem Weidengebüsch, und sie dann noch still beisammen saßen, alles so ruhig umher und so friedevoll, und von der Zeit sprachen, wo sie nicht mehr Abschied nehmen dürften, gar nicht mehr, — o, das Alles war auch so schön und gut!

Die Mutter hielt es für unnöthig und nicht passend, daß Luise mit Lehner die arme Hütte seines Vaters besuchte: „man könnte ja die Leute herkommen lassen," aber Luise ließ sich nicht davon abhalten.

Eine traurige Heimath! sie meinte dem Geliebten mit zehnfältiger Liebe einbringen zu müssen, was er hier so lange entbehrt, — die keifende Stiefmutter war todt, der Schuster

leidend und elend, ein kümmerlicher Knabe und ein verwahrlostes Mädchen, alles verdorben, vernachläßigt, trübselig.

Luise kam in die düstre Hütte wie der Sonnenschein, aber nicht wie ein greller, der das Elend erst deutlich zeigt, nur wie ein mildes Frühlicht. So natürlich, so einfach gab sie den Geschwistern die Hand, setzte sich zu dem Vater und ließ sich seine Leiden erzählen, so bescheiden ertheilte sie der Schwester guten Rath, wie sie des Vaters Leiden erleichtern könne, und ermuthigte den Bruder, den Betrieb des vernachläßigten Handwerks doch zu versuchen. Lehner selbst erschien seine Heimath und Kindespflicht wieder in ganz anderem Lichte, und hätte er Luise nie geliebt, er hätte sie jetzt lieb gewinnen müssen. Zu den Zukunftsplanen gehörte von nun an auch ein Oberstübchen für den alten Vater: „du wirst sehen," sagte Luise heiter, „er erholt sich bei uns wieder so weit, daß er selbst unsern Hausbedarf verfertigt, damit ersparen wir sehr viel, Schuhe sind auf dem Lande eine große Ausgabe! und Katherine nehmen wir natürlich auch zu uns, dann brauche ich keine Magd, wir arbeiten dann alles zusammen, es soll ihr gewiß nicht schwer werden. Der Christian, der muß natürlich hinaus, um was Rechtes zu lernen, wenn er ein wenig erstarkt ist; ich denke, der arme Junge hält sich gewiß gut, wenn er weiß, daß er eine freundliche Heimath hat, wo man für ihn sorgt."

Daheim wagte Luise zum erstenmal, den Vater um ein kleines Taschengeld zu bitten, und sie fand von nun an immer Mittel und Wege, den kranken Vater oder die Katherine mit einer kleinen Gabe zu erfreuen.

Hoffen und Harren.

Der Pfarrer in der Nähe starb und Lehner kam in eine entlegenere Gegend, die Besuche wurden gar selten, aber dafür kamen Briefe: wieder eine neue und ganz unerhörte Glückseligkeit für Luisen, die noch nie einen Briefwechsel angeknüpft hatte. Ursel, die alte Bötin, mit ihrer ungeheuren Ledertasche war ihr nun die holdseligste Erscheinung von der Welt; es wurde ihr manchmal möglich, in lauen Sommernächten aus dem Haus zu schlüpfen und über den alten Kirchhof hinaus der Ursel entgegen zu gehen, wenn sie von der Stadt kam. Wenn diese dann mit gutmüthigem Brummen: „wurd et so pressiera“ den gewünschten Brief fand, mit welchem innern Jubel schob ihn dann Luise in's Täschchen und flog nach Haus und stahl sich in das Stübchen, das sie mit den Kleinen theilte, und küßte diese in ihrer Herzensfreude und las bei dem Sparlicht, das ihr gestattet war, die geliebten Zeilen!

Ihr selbst, die just keine geübte Briefstellerin war, machte es freilich einiges Drangsal, bis sie die Antwort zu Stande gebracht, sie probirte wohl hie und da ein Wort auf der Schiefertafel, bis es orthographisch richtig aussah, oder fragte heimlich Gabriele um Rath, die unter Anleitung eines neu engagirten Hauslehrers gute Fortschritte machte; — aber allmählig lernte sie leichter und freier ihr liebendes Herz im Briefe ausdrücken, und sie war so glücklich, so dankbar für diese neue Freudenquelle.

Die Leinwand war gesponnen und gebleicht, die Mutter hatte auch Luisen auf ihr Bitten von den Leinwandvorräthen der verstorbenen Mutter übergeben, obgleich sie es für höchst vorzeitig hielt, und Luise, die ja so leicht einige Nachtstunden

opfern konnte, seit die kleinen Geschwister ruhig schliefen, sah mit stiller Freude ihren kleinen Vorrath sich mehren, und überraschte den Bräutigam bei seinen seltnen Besuchen immer wieder mit neuem Zuwachs.

Lehner hatte ihr einmal den Magisterzettel mitgebracht, das Verzeichniß sämmtlicher Theologen die auf Anstellung warteten, in Reih und Glied nach den Altersklassen aufgeführt, auf dem strich sie gar pünktlich die Angestellten aus und zählte und zählte, wie viele Namen noch vor dem lieben Namen stünden, der einst der ihrige werden sollte; ach es waren noch viele, gar viele. Luise, die sanfte liebevolle Luise, ertappte sich einst mit Schrecken auf einer gottlosen Regung von Freude, als der Vater bei Lesung der Zeitung ausrief: „was? drei Pfarrer gestorben!“ Für minder gottlos hielt sie den dringenden Wunsch, daß einige alte Pfarrherrn ihrer Bekanntschaft sich doch zur Ruhe setzen möchten.

Es verging ein Jahr um's andre, Lehner zog Land auf und ab, wenn irgend wo ein Patronats- oder Gemeindedienst erledigt wurde, — immer vergeblich. Alte Pfarrer, gleichfalls längst Verlobte, ehemalige Hofmeister des Gutsherrn, gewandte, elegante, junge Leute in Glaçés, liefen ihm den Rang ab; immer kleinlauter kehrte er von solch vergeblichen Feldzügen zurück, immer aber fand er Luisen trostvoll und hoffnungsreich.

Gabriele und Kornelie, ein paar schnippische, gewandte Backfische, waren in eine Pension gebracht worden, „aus mütterlicher Fürsorge für Luise,“ wie die Frau Pfarrerin ihren Freunden im Vertrauen sagte, „damit ihre aufblühende Schönheit nicht Luisens verblühendes Aussehen zu sehr hervorhebe. Theodor war Vikar beim Vater und Fritz als Kaufmanns-

kommis auf Reisen, Bruno auf der Universität, Arthur im Gymnasium, — Luise saß noch immer am runden Tischchen und nähte an der Aussteuer, wenn eben nichts für Mama und Schwestern und Brüder zu arbeiten war, und sah auf den Weg, den die alte Bötin heraufkommen mußte. Sie flog ihr nicht mehr nächtlicher Weile entgegen, wäre auch gar manchmal vergeblich gegangen, denn wenn nicht eben eine Meldung im Gang war, so wußte August nicht viel zu schreiben: „weißt, es bleibt ja beim Alten bei uns," meinte er, „du weißt schon lange Alles, was ich dir schreiben könnte." Ach, sie hätte es so gar gern noch einmal gelesen, — doch blieb sie guten Muthes und unverdrossen.

Gabriele und Kornelie kehrten aus der Pension zurück mit feiner Bildung und neuen Stickmustern und machten Furore in der Nachbarstadt, es dauerte nicht lange, so war Gabriele die Braut des jungen praktischen Arztes daselbst mit Anwartschaft auf die Oberamtsarztstelle, Luise half das Haus bekränzen zur Verlobungsfeier und kochte das Festmahl; was von ihren verfertigten Aussteuervorräthen fein und tauglich genug erfunden wurde, das nahm man für Gabriele, die bald Hochzeit feiern sollte: „du hast ja Zeit, Luischen, Neues anzufertigen!" Sie lächelte gutmüthig und fing von Neuem an, doch meinte sie von selbst, die Stiche flögen nimmer so rasch wie das erstemal.

Der Pfarrer starb und Luise mußte das Vaterhaus verlassen; den Apfelbaum, unter dem sie sich verlobt, das Fenster, von dem aus sie so manchmal den Bräutigam kommen gesehen, die Stätte ach! wo sie ein Recht hatte, daheim zu sein.

Luise und ihre Brüder bezogen ein höchst bescheidenes Erbtheil, die Stiefmutter aber war durch Erbschaften von Mut-

ter und Tanten sehr wohlhabend. „Ihren Kindern zu lieb, um ihre Erziehung passend zu vollenden," beschloß sie das Opfer zu bringen, in die Residenz zu ziehen, ‚obgleich sie selbst die Stille des Landlebens weit vorzogen hätte.'

„Du bleibst natürlich vor der Hand bei uns," sagte sie gnädig zu Luise, „wir müssen eben sehen, wie wir's mit dem Raum machen; sind freilich jetzt Mädchen genug." Diese fühlte erst bei diesen gutgemeinten Worten mit tiefem Weh, daß sie kein Heimathrecht mehr habe. Doch faßte sie sich bald wieder und meinte, wenn die Mutter erlaube, wollte sie sich nach einer Stelle umsehen, da nun ja Kornelie und Adelgunde erwachsen zu Haus seien. Großmüthig gab dies die Mutter nicht zu, zumal da bei Gabrielen, die längst Hochzeit gefeiert, ein Wochenbett in Aussicht stand, und ein junger Vetter, ein vielgereister, gewandter Kaufmann, Absichten auf die aufblühende Adelgunde zeigte, wo es dann wieder eine Aussteuer zu fertigen gab.

Lehner war in den Tagen der Trauer der Familie treulich und theilnehmend zur Seite gestanden. Es that ihm sehr weh, daß er Luisen jetzt keine Heimath bieten könne, und er meinte, er dürfe nun doch auch beginnen, sich um Staatsdienste zu melden.

Ach, aber der Magisterzettel zeigte noch lange Reihen von Vormännern, und obgleich Luise sich bereit erklärte, ihm auf die rauhe Alp oder selbst auf's öde Hardfeld zu folgen, so war doch selbst bei den bescheidensten Meldungen keine Idee von Hoffnung.

Theodor war nun auswärts Vikar, der Schwager stand ihm gutmüthig mit seiner Erfahrung bei im neuen Amt, Luise freute sich dessen von Herzen: aber als sie einmal, wie Lehner ihre Anwesenheit nicht bemerkte, diesen zum Bruder arglos sagen hörte: „hör, nimm dich doch in Acht, da so

viel Töchter im Haus sind; zu frühe Brautschaften taugen nichts," da zog sich schmerzlich ihr Herz zusammen und ein leiser Stachel blieb in ihrer Seele.

Lehner wurde als Amtsverweser in eine entferntere Gegend berufen, er meldete sich fanatisch und unaufhörlich, fast um jeden aufgehenden Dienst, so daß er beim Konsistorium fast sprüchwörtlich wurde und es bei Sitzungen ein allgemeines Gelächter gab, so oft der Präsident sein Meldungsgesuch mit den plegmatisch ausgesprochenen Worten bei Seite legte: „wird warten können."

Luise pflegte Gabrielen im Wochenbett, nähte Adelgundens Aussteuer und Brautkleid und begleitete sie zum Altar. Bei Gabrielens Hochzeit war sie noch als weißgekleidete Brautjungfer mitgegangen, bei Adelgunde meinte die Mutter, ein dunkles Kleid sei für sie tauglicher.

Der alte Schuster war gestorben, noch eh er das Ruhestübchen im Hause des Sohnes erlebt; Katherine, deren sich Luise, soweit es ihr immer möglich war, treulich angenommen, war in Diensten, und der Christian auf der Wanderschaft. Lehner schrieb mit neuer Hoffnung: die Schwester eines Oberkonsistorialraths, eine Frau geheime Oberfinanzräthin war mit ihrer Tochter, einem kränklichen Fräulein, in das Dorf gekommen, wo er Amtsverweser war, um Landluft und Kuhausdünstung zu genießen, er wurde oft zu den Damen berufen, um dem Fräulein Trost zuzusprechen, vorzulesen rc. Die Frau geheime Oberfinanzräthin war sehr dankbar, sehr gütig und verbindlich gegen ihn und hatte ihm Vorsprache bei ihrem Bruder zugesichert, die Pfarre Kaltennest war frei mit fünfhundert Gulden festem Gehalt und beweglichem Holzeinkommen, da konnte es nicht fehlen. In Luisens Herzen ging's auf wie Sonnenschein; ‚immerhin nach Kaltennest! ich will es schon warm und heimisch machen.‘

Scheiden und Meiden.

Es war Luisens Geburtstag. Man hatte eben nicht große Notiz davon genommen, doch hatte sie die Mutter glücklich gemacht durch das Geschenk einer eisernen Herdschaufel und eines Bügeleisens, die sie zufällig in einer Auktion erstanden; das war ihr lieber als Rosenstöcke, waren es doch Vorboten der nahen eignen Heimath! Sie dankte Gott, daß sie indeß nicht entbehrlich gewesen auf der Welt; Gabriele und Adelgunde stritten sich um ihre treue umsichtige Hilfe bei neuen Aussichten auf Mutterfreude.

Kornelia aber vertraute ihr, daß sie vielleicht bald Braut sein würde: der junge Regimentsquartiermeister gehe nicht umsonst so oft am Fenster vorbei: „da gibt's genug für dich zu thun, Luischen, darfst nicht bälder Frau Pfarrerin werden!" Auch die auswärtigen Brüder richteten alle Wünsche, die sie wegen moderner Hemden, neuer Kravatten ꝛc. hatten, direkt an Luise. Ein gichtkranker Onkel der Mutter, der selbst von seiner Haushälterin geplagt, nun seinerseits alle Welt plagte, hatte Luisens unübertreffliches Talent der Verträglichkeit entdeckt, und berief sie gar manchmal zu seinem Beistand; nein, sie war nicht überflüssig, aber sie blickte doch mit geduldiger Sehnsucht, mit inniger Freude nach dem nahen Friedensport, der sich ihr in Kaltennest aufthat.

Es war ihr Geburtstag. Mutter und Schwestern waren auf die Messe gegangen, sie war allein. Sie hatte sich Lehners Briefe geholt, neun Geburtstagsbriefe waren darunter, sie las sie durch vom ersten bis zum letzten, ihre Augen hatten etwas gelitten von den langen Nachtarbeiten; zu sehr feinen Nähtereien oder Buchstaben bediente sie sich verstohlener Weise einer Brille, aber Lehner hatte dies nie gesehen. Der

erste Brief war vier Blätter lang, die spätern wurden allmählich kürzer, der Geburtstagsbrief vom vorigen Jahr enthielt nur Eine Seite, „aber um so herzlicher,“ meinte Luise. Er lautete:

Liebe Luise!

Ich wünsche Dir von Herzen Glück zu Deinem Geburtstag. Du hast ihn nun schon manchesmal allein gefeiert, ich hoffe, den nächsten begehen wir zusammen. Mit der Meldung um Gabelheim oder Steinberg kann es kaum fehlen. Ich hätte Dir so gern auch eine kleine Freude gemacht, aber man kann hier gar nichts haben, und ich weiß wirklich nicht, was Du brauchen kannst. Ich bin so sehr gedrängt von Amtsgeschäften und muß schließen. Wenn es möglich ist, besuche ich Dich in der Heuvakanz; da dies nicht mehr lange ansteht, so erspare ich Alles auf's Mündliche. In treuer Liebe

Dein

Lehner.

So gar herzlich kam er ihr beim Durchlesen nicht mehr vor, „aber er ist doch gut gemeint,“ tröstete sie sich, „Worte thun's nicht.“

Heute war noch kein Brief gekommen und sie lauschte mit klopfendem Herzen, ob die Hausklingel nicht töne. Sie erhob sinnend den Blick; sie sah auf keinen grünen Weg mehr, der ihr den Liebsten oder seine Grüße brachte, aber über die zahllosen Hausdächer und Kamine sah sie im Geiste hinaus auf ein kleines Gärtchen, — ein solches mußte doch selbst in Kaltenneſt sein! — auf ein Pfarrhaus, wie klein und bescheiden es immer sein möchte; und sie fühlte sich nicht weniger glücklich, wenn auch ruhiger, als an dem ersten Ge-

burtstag, der ihr die warmen mündlichen Wünsche des Geliebten gebracht.

Die Klingel tönte, sie sprang hinaus, dem Briefträger zu öffnen und — fuhr mit einem Freudenschrei zurück; er war es ja selbst, groß und lang, ganz elegant in schwarzem Meldungsfrack, der unverändert jeder Tyrannei der Mode trotzte; sie führte ihn in's Zimmer, sie bewirthete ihn mit allem, was sie hatte, und fand im Vorbeigehen Gelegenheit, die fatale Brille nebst den Briefen im Nähkörbchen zu verstecken. In ihrer Geschäftigkeit merkte sie nicht, wie auffallend still und kühl Lehner war.

„Und wie steht's mit Kaltennest?" fragte sie endlich schüchtern, als sie an seiner Seite saß.

„Nichts ist's," brach August ärgerlich aus, „der Gukenberger hat's! der uralte Kandidat, der schon wegen dummer Streiche suspendirt und abgesetzt und was alles war. ‚Er habe sich gefaßt,' meinte der Herr Präsident, ‚da dürfe man ihm den Weg zur Rückkehr nicht verschließen, und er habe eine arme Mutter.' Ueberhaupt waren trotz der Empfehlung die Herrn gar nicht gnädig, sie zeigten mir auf dem Magisterzettel, wie viele noch vor mir stehen, machten mir bemerklich, wie unangenehm man sich durch solche unendliche Zudringlichkeit mache und wie ein unverständig eingegangener Brautstand noch kein Recht auf vorzeitige Bedienstung begründe." Lehner ging heftig im Zimmer auf und ab, Luise zerdrückte eine Thräne, sie wagte nicht zu sprechen, aus Furcht, sie werde dann in Weinen ausbrechen.

Die Mutter kam mit den Schwestern, sie begrüßte den Herrn Tochtermann und hörte mit Bedauern den Bericht seines Mißlingens, den er ihr in aller Kürze gab. Lehner war auffallend still und zerstreut, Luisens Geburtstage hatte er noch gar nicht erwähnt; er brach Nachmittags bald auf,

er müsse noch den Abend einige Stunden gehen, um am nächsten Morgen nach Hause zu kommen. Luise schickte sich an, ihn zu begleiten, wie sie immer gethan. Sie gingen schweigsam durch den schönen Schloßgarten. Luise, die sich von seinem Schweigen gedrückt fühlte, wollte ihm scherzend erzählen, wie sie einmal beim Eingang in den Garten geweint, weil sie auf dem Anschlag am Thore fälschlich gelesen: „Vikare und Hunde* dürfen nicht in die Anlagen," das sei ihr doch gar zu hart vorgekommen, — aber sie wagte es nicht, als sie in sein finsteres Gesicht gesehen.

Sie setzten sich auf einer abgelegenen Bank, alles stand wunderschön in Grün und Blüthe, geputzte Kinder suchten Veilchen auf dem Rasen, Vögel zwitscherten und sangen, aber Luise konnte sich nicht freuen wie sonst, es war ihr, als hinge eine schwere Wolke über ihr.

„Liebe Luise," begann Lehner, „ich habe noch mit dir zu reden und ich weiß gewiß, daß wir uns verständigen werden." Er fühlte nicht, wie sie zitterte bei diesem Eingang. „Unsre Hoffnung ist auf's Neue fehlgeschlagen und wieder in ungewisse Ferne gerückt: du trittst heute dein einunddreißigstes Jahr an . . ." — „Das dreißigste," warf sie leise ein. — „Nun ja, das dreißigste legst du zurück und trittst das einunddreißigste an," sagte er etwas ärgerlich, — es war diese Jahresrechnung eine schwache Seite von ihm, — „das thut nichts zur Sache. Es thut mir leid, daß ich dich um so manches schöne Jugendjahr mit vergeblichem Warten gebracht. Mit deinen häuslichen Vorzügen könntest du gewiß jetzt noch eine passende Partie machen, wenn du nicht an mich gebunden wärest. Auch ich könnte ruhiger meinem Beruf vorstehen und eine endliche Entscheidung abwarten, wenn

---

* Fiacres und Hunde.

ich nicht immer durch den Gedanken gedrückt wäre, daß du an mich gebunden und zu diesem endlosen Warten, diesen zahllosen Enttäuschungen verurtheilt bist. Da halte ich es als redlicher Mann für Pflicht, dir dein Wort zurückzugeben. Ich überlasse es aber gänzlich deiner Ansicht.“ Er erschrack vor dem Blick voll unsäglichen Weh's, vor dem todtbleichen Angesicht, das Luise langsam zu ihm erhob. „Wenn es dir wehe thut, Luise, wenn du glaubst, ich habe selbstsüchtige Beweggründe,“ sprach er hastig, „so lassen wir's immerhin beim Alten, ich meine es nicht bös, ich dachte nur, es sei besser für dich und für mich . . .“ Da erhob sich Luisens weibliches Gefühl, sie wollte nicht seine Treue und Liebe als eine Gabe des Mitleids annehmen: „Du hast wohl recht,“ sagte sie sanft und ruhig; „wenn du glaubst, es sei so besser, so thue es in Gottes Namen; — ich wollte es dir selbst vorschlagen,“ setzte sie leise und zögernd hinzu; es war vielleicht ihre erste Unwahrheit.

„Siehst du?“ rief er wieder lebhafter, „so haben wir Einen Gedanken gehabt; es ist freilich sehr schmerzlich, aber wenn wir ruhiger geworden sind, so werden wir beide einsehen, daß es das Beste war. Wir waren eben gar jung und unbesonnen, als wir den Schritt eingingen.“ — „Du wirst gehen müssen, es wird spät,“ sagte Luise nach einer langen, stummen Pause, „leb' wohl, Gott behüte dich und segne dich.“ — „Ich habe wirklich alle Eile,“ sagte er hastig, „lebe wohl, liebe Luise, und mißverstehe mich nicht.“ — „Lebe wohl, August,“ sagte sie wieder, „Gott sei mit dir.“

Er ging, kehrte sich aber noch einmal um: „nicht wahr, du glaubst mir gewiß, daß ich es aus Rücksicht für dein Bestes gethan?“ Luise nickte mit sanftem Lächeln. „Und,“ sagte er nochmals zurückkehrend, „wenn ich dir oder den Brüdern einen Freundschaftsdienst thun kann, nicht wahr,

dann zählst du auf mich?" — „Gewiß," sagte sie wieder und gab ihm die Hand.

Er ging, und sagte im Gehen oft und wiederholt vor sich hin: „es war gewiß das Beste, es ist nur, bis es überwunden ist; so ein langes Herumziehen hätte uns Beide noch unter den Boden gebracht."

Er ging, und mit ihm ging Luisens Freude und Lebensglück, die Liebe und die Hoffnung langer Jahre. Sie blieb sitzen, wo er sie verlassen, lange, lange unbeweglich; sie weinte nicht, sie schluchzte nicht, ihr mattes Auge sah auf den Weg, auf dem er fortgegangen, und nur leise Thränen floßen nieder auf ihre zusammengelegten Hände. Die Sonne sank nieder zwischen den blühenden Bäumen, die Vögel sangen und zwitscherten, süßer Duft stieg aus Blumen und Gesträuchen, die Kinder hüpften heimwärts, geputzte Damen zogen den Hauptweg hinab, junge Mädchen, die sich etwa ein hochwichtiges Geheimniß zu vertrauen hatten, gingen an der einsamen Bank vorüber und sahen mit verstohlener Neugierde auf das schmerzverzogne Gesicht. Nicht eine Seele ahnte, welch kummerschweres Herz unter diesem goldnen Abendhimmel schlug, welch heißer Kampf hier lautlos gekämpft wurde.

Er war gewonnen. Langsam erhob sich Luise, leise, leise sagte sie vor sich die Worte:

Dein' ewig Treu und Gnade,
O Vater, weiß und sieht,
Was gut sei oder Schade
Dem sterblichen Geblüt.

Und langsam ging sie ihren Weg zurück durch den stiller gewordnen Garten, und niemand, selbst Gott im Himmel nicht, hat eine Klage von ihr gehört.

Männertreue.

Mehr als ein Jahr dauerte es, bis der nun freie Amtsverweser eine Anstellung fand. Der Pfarrverweser hatte lange Zeit sich und dem Konsistorium Ruhe gegönnt von Meldungen. Er ging gern und viel in Gesellschaft, er fühlte sich wirklich leichter und freier, seit er des ewigen Wechsels von Hoffnung und Enttäuschung enthoben war, er sagte sich oft und viel und bewies auch dem jungen Rektor der Nachbarstadt, seinem vertrauten Freunde, der ihm eigentlich zu der Auflösung des Verhältnisses gerathen hatte, daß diese Lösung wirklich das allerbeste und vernünftigste gewesen sei, aber ein leiser Wurm saß doch in seinem Innern, dessen Nagen er zu Zeiten fühlte. „Nun, wenn ich endlich doch einen Dienst bekomme, so kann ich ja immer noch thun, was ich will," war der letzte Trost mit dem er dies Nagen beschwichtigte. Er hörte, es gehe Luisen gut; sie hatte jetzt drei verheirathete Schwestern, bei denen sie sehr gesucht war, „und daheim hat sie's dann auch angenehmer," tröstete er sich, „wenn nicht so viele Mädchen mehr da sind."

Da wurde die Pfarrei Tannhausen erledigt. Einmal wollte er es doch wieder versuchen, er meldete sich, ohne die Sache näher zu betreiben. „Du Glücksvogel!" verkündete ihm der Rektor, nachdem er die Meldung fast vergessen hatte, „nun hast du noch etwas Gutes abgewartet! Das ist ja eine allerliebste Anfangspfarrei, nicht weit von der Residenz, ein ganz neues Haus, prächtiger Garten, kleine Gemeinde, du könntest dir's nicht schöner malen!"

Also endlich! Lehner hatte selbst nicht geglaubt, daß er sich noch freuen könne, am Ziele zu sein. Er ward allgemein beneidet, und der Oberkonsistorialrath, bei dem er sich

dankend einstellte, meinte gnädig lächelnd: „ja, sehen Sie, wir gewähren lieber auf ruhige Bitten, als auf solch unabläſſiges Drängen.“

Und nun wäre es ja Zeit gewesen, noch ‚zu thun, was er wollte,‘ und sein altes Wort zu lösen. Luise lebte nicht mehr in der Residenz, sie war mit der Mutter in die Garnisonsstadt gezogen, wohin Karolinens Regimentsquartiermeister versetzt worden war, und lieh von dort aus je nach Bedürfniß den Schwestern, die nun auch noch durch zwei Schwägerinnen vermehrt worden waren, ihren Beistand. Vor dem Rektor durfte er den Gedanken gar nicht laut werden lassen, seine alte Liebe wieder heimzuführen, der erklärte es ohne weitere Motivirung für: „baren Unsinn;“ nur eine lautlose Stimme in seinem Innern führte doch eine andre Sprache als der Rektor.

Aber neben die verblühte Gestalt seiner alternden Braut mit ihren treuen, blauen Augen, ihrem guten hausbacknen Gesicht und ihrer einfachen Gestalt, stellte sich ein andres, jugendliches Bild, das er je und je schon in wachen Träumen gesehen, ein feines Gesichtchen von zarter Röthe angehaucht, geistvolle, dunkle Augen ausdrucksvoll auf ihn geheftet, eine Gestalt voll unnachahmlicher Grazie in all ihren Worten und Bewegungen: das leidende Fräulein, dem er vorgelesen, Adele, die Tochter der Frau Geheimen Oberfinanzräthin.

„Wie einfältig,“ schalt er sich selbst wieder, „die würde wohl einen vierunddreißigjährigen Pfarrer nehmen! und wie würde die auf's Dorf passen?“ Aber dennoch gedachte er wieder und wieder ihres freundlichen, verbindlichen Wesens und der Vorliebe, die sie immer für's Landleben gezeigt hatte.

„Nun, einen Besuch muß ich jedenfalls dort machen,“ beschloß er, „ich glaube doch, daß ich der Mama zum Theil

meine Anstellung zu danken habe, dann kann ich ja immer noch thun was ich will."

Der alte Meldungsfrack that's freilich nimmer zu diesem Besuch, der Kleiderhändler lieferte einen Löwenfrack von glänzendem Schwarz. Mit einigem Herzklopfen zog er die Klingel des stattlichen Hauses, er traf Mutter und Tochter zu Hause, Adelen blühender als sie damals vom Dorfe geschieden war, das Bad im vorigen Sommer hatte ihr so gut gethan. Man gratulirte ihm und freute sich über sein Glück, und als er von seiner bescheidnen Zukunft sprach, da sprach sich Adele mit so vielem Feuer über den Reiz und die Poesie des Landlebens aus, daß ihm ganz warm um's Herz wurde und seine kühnsten Hoffnungen wuchsen.

Die Frau Räthin lud ihn auf den Abend zum Thee; ganz berauscht von dieser Güte, von der aristokratischen Atmosphäre, die Adelen, das liebliche Wesen umgab, brachte er die Zwischenzeit im Schloßgarten zu, aber vermied die Bank, auf der er damals mit Luisen gesessen, er vermied am Ende seine eignen Gedanken, und trieb sich lieber an den Fenstern der Buch- und Kunstläden herum, bis die Theestunde seiner Meinung nach schlug.

Er kam etwas zu früh, die Mutter war noch ausgegangen, Adele allein saß an dem kleinen, zierlich arrangirten Theetisch. Das Gespräch kam wieder auf ihren Landaufenthalt, auf ihre Neigung zur Einfachheit und Stille überhaupt, es wurde immer lebendiger, immer wärmer, — und eh die Beiden wußten wie? hatte Lehner eine kühne Frage gewagt und eine süße Antwort erhalten, und die Mama traf zu ihrer höchsten Ueberraschung bei der Nachhausekunft eine erkaltete Theemaschine und ein seliges Paar.

Das kam ihr sehr unerwartet, sie hatte den gesetzten Pfarramtsverweser für eine ganz ungefährliche Person ge-

halten und andere Erwartungen für ihre junge schöne Tochter gehegt. Nun aber war es geschehen, Adeles romantische Ideen hatten ihre Plane überflügelt, und sie war nicht von Stein, hielt auch am Ende den Sperling in der Hand für sicherer, als einen Fasan auf dem Dache. Sie ertheilte den mütterlichen Segen in sehr herablassender Weise und mit der Voraussetzung, ‚daß Lehner das Opfer, das ihm ihre Tochter bringe, mit der aufmerksamsten Rücksicht für ihr feinbesaitetes Gemüth und ihre zarte Gesundheit vergelten werde.'

Die Gemeinde des Amtsverwesers mußte sich bis zu seinem Aufzug meist ohne Hirten behelfen, er hatte gar zu oft Geschäfte in der Residenz, auch sollte das neue Pfarrhaus nach Angabe der Schwiegermama durchaus tapeziert und der Garten neu angelegt werden. Sämmtliche Ersparnisse seiner Amtsverweserzeit wurden dafür und für neue Garderobe aufgewandt: er mußte sich doch in der angesehenen Familie anständig präsentiren. Auch wußte die Schwiegermama immer gar viele Kleinigkeiten, womit er der Kleinen Freude machen würde: Odeurs, Figürchen auf ihren Nipptisch, auch einmal eine Uhr, was für eine pünktliche Pfarrerin unumgänglich nöthig sei. Es war ihm immer wie ein Traum, wenn er die eleganten Anstalten für die künftige Einrichtung sah, wenn er neben seiner schönen Braut auf dem weichen Divan saß, oder wenn er mit ihr ausging und ihren zarten Arm mit reichen Spangen geschmückt in dem seinen hielt und das Rascheln ihres seidnen Kleides hörte; — aber in den Schloßgarten ging er nicht gern spazieren.

Ein einsam Herz.

Zehn Jahre waren vergangen seit jenem Abend, wo Luise allein geblieben war im Schloßgarten, — allein auf der Welt. Sie lebte nicht mehr bei der Stiefmutter, die zu einer ihrer jüngern Töchter gezogen war: ein Legat des alten Onkels sicherte ihr eine bescheidene Unabhängigkeit und sie wohnte nun bei Bruder Theodor, der seit einigen Jahren auch in den Hafen einer Pfarrei eingelaufen war.

Also doch in einem Pfarrhaus! Sie war dankbar dafür, und wenn sie auch die Verwaltung von Haus und Garten der rüstigen jungen Schwägerin überlassen mußte, so hatte sie doch im Dorf ihren stillen Wirkungskreis, und der Bruder nannte sie im Scherz den Herrn Unterpfarrer.

Die Zeit und das Leid waren schonend über ihre Züge hingegangen, die Geduld hatte sich nach den schönen Worten des alten Liedes an ihr bewährt:

Als wie ein schönes Licht,
Davon, wer an ihm hanget,
Mit Gottes Hilf erlanget
Ein fröhlich Angesicht.

Sie war nicht erlegen unter der Wucht ihres Leides, und ehe sie angefangen, das Schicksal und den Geliebten ihrer Jugend anzuklagen um die zerstörte Saat ihrer Freuden und Hoffnungen, hatte sie ernste Rechnung gehalten mit ihrem eignen Herzen. Was war es, das ihr jetzt die Stunden so lang und schwer machte, die Gegenwart freudlos und die Zukunft öde? was sie alle Abend wünschen ließ, einzuschlafen und nimmer aufzuwachen? War sie nicht nach wie vor das Kind des ewigen Vaters, dessen Tagewerk sie zu

vollbringen hatte auf Erden, der ihr einen ewigen Trost gegeben hatte und eine selige Hoffnung? Was hatte ihr indessen die Mühe so leicht gemacht und die Arbeit so süß? War es der Aufblick zum Herrn der Erndte oder der Hinblick auf irdische Liebe und irdisches Glück? Sie erkannte die milde Vaterhand, die sie zu sich ziehen wollte, und haderte nicht mehr über den Weg, der sie zum rechten Ziel führen mußte, sie lernte sagen aus tiefstem Herzen:

Du bist's, der, was wir bauen,
Mild über uns zerbricht,
Daß wir den Himmel schauen, —
Darum so klag ich nicht.

Vor acht Jahren, als die Hochzeit Lehners in der Residenz gefeiert wurde, hatte sie eine Freundin dort besucht und in einer verborgenen Ecke der Kirche der Trauung zugesehen.

Sie sah zum erstenmal wieder ihre erste und einzige Liebe, Lehners kräftige männliche Gestalt, und an ihn gelehnt die schlanke zarte Braut in schneeweißen Gewändern, in silbergesticktem Schleier und Myrthenkranz.

Sie blickte ruhig hin zum Altare mit ihren stillen Augen, die Hände gefaltet. Kein innigeres Gebet um Segen für die Vermählten ist zum Himmel gestiegen, als aus ihrer Seele, und Keines aus der Versammlung ist mit ruhigerem friedevollerem Herzen nach Hause gekehrt, als die einsame Luise.

So war sie denn keine schmerzumfloßne Niobe, sie war die alte heitere Luise, fröhlich, gutmüthig und selbstvergessen, dankbar für all die schönen Tage, die sie Gott hatte erleben lassen, die Hilfe aller Hilfbedürftigen, die liebe, wenn auch oft mißbrauchte Tante der zwei kleinen guten Neffen.

Luise saß auch einmal wieder an dem runden Nähtischchen der seligen Mutter, das ihr mehr zu erzählen hatte als

alle magnetisirten und klopfenden Tische: von den alten Tagen, wo sie als junges Mädchen dies werthe Erbstück glückselig aus der Rumpelkammer geholt, wo später August mit seinem Pfeifchen neben ihr gesessen, wo sie aufblickend ihn hatte von fern durch die Kornfelder schreiten sehen, — wo sie an diesem Tischchen, in den Stunden stiller Arbeit allmählich hatte erkennen lernen, daß Gott Gedanken des Friedens und nicht des Leides über sie gehabt, — o, es war ein kostbares Tischchen, sammt seinem Fachwerk mit Faden und Bändern und alten Knöpfen von verschiedener Gestalt, und der runden Nadelbüchse von Buchsbaum, die ihr August einmal von dem Jahrmarkt mitgebracht!

Der kleine Gustav Adolph, der älteste Sohn und künftige Stammhalter des Geschlechts, kam die Treppe herauf geklettert, „Tante Uis!" rief er, und brachte ihr, stolz über seine Wichtigkeit, einen Brief. Das war eben nichts seltenes. Luise, obgleich auch jetzt noch nicht stark im Briefschreiben, erhielt zu Zeiten Briefe von allen Seiten, je nachdem irgendwo in der Familie eine Krankheit eingekehrt war, eine Kindtaufe, ein Umzug oder eine Reise der Hausfrau bevorstand, und man wußte unten fast gewiß, daß Tante Luise unmittelbar nach Empfang eines Briefs auf den Boden stieg, um ihren alten Lederkoffer hervorzusuchen und auszustäuben, und der Bruder pflegte sie gewöhnlich mit der Frage zu empfangen: „nun, wo ist's diesmal los?" Warum aber bewegte sie dieser Brief in so ganz andrer Weise? warum stieg ihr das Blut in die Wangen, und klopfte ihr Herz und zitterte ihre Hand so heftig, daß sie ihn kaum öffnen konnte. Gustav Adolph, nachdem er vergeblich auf einen Botenlohn oder wenigstens auf Anerkennung von der zerstreuten Tante gewartet, war wieder hinabgeklettert und hatte sie verklagt: „Tante so bös, nix g'eben, nix g'sagt." Etwas beunruhigt

stieg der Bruder hinauf, um nach dem Inhalt des Briefs zu fragen. Luise hatte sich wieder gefaßt und bereits den Lederkoffer auf den Platz geschafft, der Brief lag offen auf dem Tischchen, und sie gab ihn mit tiefem Erröthen dem Bruder zu lesen, während sie sich zu thun machte. Theodor las:

Liebe Luise!

Meine theure Freundin!

Ich habe kein Recht zu diesem Brief und der Bitte, die er enthält, als den Glauben an Ihre selbstvergeßne Güte, die ich einst so vielfach erfahren.

Sie wissen, daß ich seit acht Jahren verheirathet bin. Meine liebe Frau, immer von zarter Gesundheit, ist seit einem halben Jahre ganz bettlägerig, meine Kinder sind ohne Mutter, mein Haus ohne Aufsicht, meine Frau ohne rechte Pflege. Wir haben es vielfach mit bezahlter Hilfe versucht, es geht nicht; und, liebe Luise, ich muß ganz offen gegen Sie sein, es ist auch fast unmöglich für unsere Verhältnisse. Da wage ich denn die Frage an Sie: könnten, wollten Sie uns in dieser äußersten Noth beistehen? Ich frage nicht, ob Sie vergeben haben, aber ich frage, ob Sie so weit vergessen können. O Luise! Leidenszeiten, wie ich sie schon durchlebt, sind strenge Richter vergangner Tage! Doch, ich will hier nichts als meine Bitte aussprechen, meine Frage wiederholen: können, wollen Sie uns beistehen?

Ich will vom künftigen Sonntag an jeden Abend auf der Post zu K. nachsehen, ob Sie nicht da sind: ich kann nicht erwarten, daß Sie kommen, ich wage kaum, es zu hoffen, aber — ich glaube es.

In inniger Hochachtung

August Lehner.

„Und du willst gehen?" fragte heftig der Bruder, „zu dem, der dich um deine Jugend und dein Lebensglück gebracht, und dem du jetzt gut genug bist zur Krankenwärterin und Haushälterin?" — „Ich will gehen zu denen, die meiner bedürfen," sagte Luise sanft, „du weißt ja, wie ich über das Vergangene denke; und wenn er mir je Leides gethan hat, soll ich Gott nicht danken, der mir vergönnt, ihm Liebes zu thun?" Luise blieb fest, trotz dem Widerspruch des Bruders und den Bedenken der Schwägerin, die sie kopfschüttelnd ziehen lassen mußten, mit dem Schlußresultat: „man kann auch gar zu gut sein."

Wiedersehen.

Der Abend dämmerte bereits, als Luise vor dem Posthause zu K. abstieg, wo der Pfarrer von Hochbronn bereits ihrer harrte — das erste Wiedersehen seit jener Trennung. Lehner war es gar beklommen zu Muthe, aber Luise bot ihm freundlich die Hand und sagte treuherzig: „da bin ich denn, und soll mich freuen, wenn ich Euch von Nutzen sein kann." Nachdem sie für Abladung des Koffers gesorgt und ihre enorme Tasche an den Arm gehängt hatte, machte sie sich mit dem Pfarrer auf den Weg und bemühte sich, seine Befangenheit zu zerstreuen: „Ihr seid nicht mehr in Tannhausen?" — „Ach, nein, nach dem Tode meiner Frau Schwiegermutter hätte es Adele zu sehr angegriffen, noch in der Nähe der Residenz zu sein, auch hielt man die Luft nicht für gut, und — meine Ausgaben nöthigten mich, auf einen einträglichern Dienst zu sehen." — „Was fehlt denn eigentlich Ihrer Frau?" Mit dieser Frage Luisens war ein Gesprächsthema angeschlagen, das reichlich vorhielt bis zum

Pfarrhause. Er erzählte, wie Adele immer nervenschwach gewesen, wie es ihr von den Nerven auf's Herz und vom Herzen wieder in die Glieder und von da auf die Brust gezogen sei, wie die Badereisen in den letzten Jahren ihren Zustand nur immer verschlimmert hätten, und wie sie jetzt so über alle Begriffe angegriffen sei, daß die kleinste Aufregung die heftigsten Krämpfe bringen könne, und dazu die Haushaltung, die Gärten, die Kinder mit ihrer Unruhe und unbrauchbare oder eigenwillige Mägde! „O, es ist oft ein Elend, von dem Sie keinen Begriff haben."

„Nun, das wird mit Gottes Hilfe auch wieder besser, wir müssen nur der armen Frau nicht mit häuslichen Sorgen das Herz schwer machen und selbst guten Muth behalten." — „Ach, wenn ich mich zusammennehme und heiter scheine, so sagt sie, ich sei gleichgültig, und klage ich, so weint sie und wünscht sich den Tod! Aber sie ist bei allem dem die beste Frau von der Welt, nur der angegriffene Zustand . . ."

Sie hatten das Haus erreicht. Es war ein schönes stattliches Haus, das Pfarrhaus zu Hochbronn, so im Mondschein gesehen, der die vernachläßigte Umgebung nicht so erkennen ließ wie das Sonnenlicht, und als der Pfarrer die Klingel zog, um die als Fremde einzuführen in sein Haus, die einst so vertrauensvoll ihre Hand in die seine gelegt hatte zum Gang durch's Leben, da durchzuckte wohl Beide ein seltsames Gefühl. Zum erstenmal wagte er Luisen anzusehen, das helle Mondlicht fiel auf ihre Züge, sie aber blickte ihn an mit einem so klaren, ruhigen Blick, so voll von Frieden und Vergebung, daß dieser Blick ihm die Tiefen eines Herzens zeigt, das über den Stürmen steht und die Welt überwunden hat.

Die Magd kam herab, öffnete das Haus und stellte dem Pfarrer, eh er die Treppe betrat, Stiefelknecht und Pan-

toffeln hin. „Meine Frau greift es so an, das Knarren der Stiefel auf der Treppe zu hören," sagte er entschuldigend zu Luise. „Aber die Bauern?" fragte diese unwillkürlich. „Wer vom Dorf ein Anliegen an mich hat, den empfange ich im Schulhaus," sagte er etwas verlegen.

Die Frau durfte heute nimmer beunruhigt werden mit der Kunde von Luisens Ankunft; Luise genoß den Rest angebrannter Suppe, den die Magd noch warm gehalten hatte, und ließ sich ihr Schlafgemach zeigen. Das Gastzimmer schien längst als Rumpelkammer zu dienen, das Gastbett war ordentlich aufgemacht, nur war unter der Matraze ein Depot für schwarze Wäsche angelegt; Luise hatte bis tief in die Nacht zu thun, bis sie nur das Zimmer einigermaßen wohnlich geordnet, und poetische Gemüther mögen ihr verzeihen, daß in dieser ersten Nacht unter dem Dach des Hauses, das ihre Heimath hätte werden sollen, die Prosa der Gegenwart mächtiger wurde in ihr, als die Poesie der Vergangenheit, und daß ihre Gedanken beim Einschlafen sich mehr um künftige Hausreformen drehten, als um begrabne Träume.

Ein Wirkungskreis.

Am nächsten Morgen ging sie zeitig in die Küche hinab und fand dort den Pfarrer geschäftig hin- und hertrippelnd, während er mit dem Schweif seines langen Schlafrocks Zwiebel- und Eierschalen und sonstigen Kehricht, mit dem der Küchenboden bedeckt war, nach sich schleppte; eine stämmige Köchin, wild, wie es schien, über den ungehörigen Eingriff in ihre Rechte, warf ganze Arme voll Scheiter in ein loderndes Feuer, auf dem der Kaffee überkochte, während der Pfarrer mühselig daneben ein kleines Feuerchen auf einer Kohlenschüssel

anblies. „Aber was machen Sie da?“ fragte Luise verwundert. „Ach, nur Adelens Mooschokolade,“ sagte er, etwas beschämt, „es war indeß jeden Morgen der Jammer, daß sie nicht gut bereitet sei, da wollt' ich's selbst einmal versuchen.“ — „Nun, das überlassen Sie jetzt mir,“ sagte sie, das Feuerchen anblasend, „und gehen ruhig auf Ihre Studirstube. Nicht wahr, wir leiden nicht gern Herrn in der Küche?“ sagte sie lächelnd zur Köchin hinüber, die, durch diese Vertraulichkeit schon gewonnen, ihren Kaffee in etwas ruhigerer Weise besorgte.

Eben war die Chokolade fertig, als aus einer Hinterstube ein vieltöniges Geschrei ertönte: „Mine, wo sind meine Schuh?“ — „Ich finde meine Strümpfe nicht!“ — „Ich muß andere Hosen haben!“ — „Der Otto will aufstehen!“ — „Hab' ich die Kindsmagd in's Dorf schicken müssen um Milch,“ brummte die Köchin, „jetzt schreien sie gleich alle zusammen! Könnt ihr nicht warten, ihr Racker?“ Luise winkte lächelnd den Pfarrer zurück, der so eben mit kläglicher Miene zu Hilfe kommen wollte, und ging hinüber in die Kinderstube, die weder für's Auge, noch für den Geruchssinn anziehend war. Da wälzten sich vier kleine Kreaturen von sieben bis zu zwei Jahren in verschiedenen Stellungen und sehr unreinlichen Negligees auf dem Boden oder im Bett herum, stritten und schrieen: „mich muß man zuerst anziehen!“ — „Nein, mich!“ — „Meine Schuhe sind ja zerrissen!“ und so fort. Die Erscheinung einer Fremden imponirte ihnen etwas, und sie ließen sich lautlos ein's um's andre von Luisen waschen, kämmen und ankleiden, soweit dies mit höchst mangelhaften Hilfsmitteln überhaupt möglich war. Es war ein unerhörter Prozeß, daß sie noch vor dem Frühstück angekleidet wurden, und sie starrten bald einander, bald die fremde Frau an, die so emsig und rasch an das schwierige Werk ihrer Reinigung gieng.

Der Pfarrer war indeß noch in Verlegenheit gewesen, wie er Adelen von der Ankunft der neuen Hausgenossin benachrichtigen solle, ohne sie zu sehr anzugreifen. Die isländische Mooschokolade bahnte den Weg dazu. „Wer hat sie diesmal gemacht? die schmeckt nun doch einmal, wie sie soll," sagte die Kranke, als sie ihr gebracht worden. „Luise Stein, die ich ja hieher gebeten zu deiner Unterstützung, kam gestern Abend und hat sie zu machen versucht." — „So, das ist gut, ich möchte sie bald sehen." Es war der Kranken auf dies Sehen bang, wie auf alles, was einem Ereigniß glich; aber Luisens anspruchs- und geräuschlose Weise, die herzliche Theilnahme, die ihr die Thränen in's Auge trieb, als sie die junge Frau so krank und abgezehrt auf dem Lager fand, die sie nur einmal gesehen in der Blüthe der Jugend und des Glückes, beruhigte diese leicht, und Luise saß bald an ihrem Bette und ordnete ihr die Kissen und reichte ihr den Trank, als hätte sie immer da gesessen. Als nun der Vater draußen beim Frühstück, das in der Studierstube genossen werden mußte, damit die Mutter den Kinderlärm nicht hörte, die Kinder gewaschen und gekleidet vorfand und zum erstenmal keinen Streit zu schlichten hatte, weil alle noch von dem unerhörten Ereigniß mit der fremden Frau, die sie gewaschen hatte, verblüfft waren, da dämmerte es ihm seit lange wieder wie das Morgenroth einer bessern Zukunft.

Es war sehr schwierig, dieses Morgenroth heraufzuführen. Luise stieß allenthalben auf solche Berge von Hindernissen, Kammern voll angehäuften unnennbaren Gerümpels, Schränke voll ungeflickter Wäsche, im Besuchzimmer Motten in den eleganten Möbeln, gestickte Vorhänge, von Mäusen zerfressen, in den andern Zimmern kein einziges wohlerhaltenes Stück. Der Garten war eine Art von Thiergarten, in

dem Katzen und Hunde, Hühner und Gänse freien Spielraum hatten und den die Magd der Bequemlichkeit halber fast ganz mit Salat angebaut hatte, an dem sich Herr und Kinder fast krank essen mußten.

Des Pfarrers Studierstube diente bei schlechtem Wetter zur Kinderstube, um der kranken Frau den Lärm ferne zu halten, seine Pfeifen waren in's Gartenhaus verbannt, weil die Frau nicht einmal das Dasein einer Pfeife im Haus ertragen konnte, Schuhe und Speisereste wurden in ein- und demselben Kasten verwahrt; — es überstieg Luisens Begriffe und sie glaubte der Aufgabe erliegen zu müssen.

Sie erlag aber nicht. Sie griff mit frischem Muth an, nicht im Sturm, nur leise und allmählich, aber rastlos und unabläßig. Sie drückte über keine ihrer Entdeckungen Verwunderung aus, sie fragte nur die Köchin, ob es ihr nicht etwa so auch passend vorkomme, und ließ sie Theil nehmen an jeder Reform. „Es ist eine rechte Jungfer," gab selbst diese zu; „ja, es ist gut mit ihr arbeiten," gestand auch die Stubenmagd.

Und die Kinder hingen an ihr mit einer Liebe, wie sie sie nimmer erfahren, seit man ihre kleinen Brüder fortgeführt, und folgten ihrem Wink und der Pfarrer schaute sie so dankbar an, und die Kranke, die nichts ahnte von den Gebirgen, die Luise überstiegen, wenn sie so harmlos zufrieden sich zu ihr setzte, lächelte ihr entgegen, so oft sie ins Zimmer trat. — Luise betete oft, Gott möge ihr ein demüthiges Herz erhalten, daß sie sich nicht überhebe, weil ihr so viel anvertraut sei, und sie hatte gar nicht Zeit, an vergangnes Leid zu denken.

Innere Mission.

Adele fühlte ihren wohlthätigen Einfluß nur allmählich, unsichtbar wie frische gesunde Luft. Sie war so einfach gebildet diese Luise, ihre Gedanken bewegten sich so im Kreis des Gewöhnlichen, sie schien die pure simple Gutmüthigkeit mit etwas gesundem Hausverstand, und doch lag oft in ihren einfachen Worten eine Tiefe und ein Ernst, die Adelen hier etwas ahnen ließ, was sie mit all' ihrer Bildung, ihren zarten und schönen Gefühlen bis jetzt noch nicht gefunden hatte: ein Herz, das Frieden geschlossen hatte mit sich und seinem Gott.

Luise schlief bei den Kindern, der kleine Otto, der äußerst schwächlich war, schlief noch sehr unruhig, die erste Hälfte der Nacht aber, wo die Kinder meist ruhig lagen, brachte sie bei der Kranken zu. „Ach, Luise, nicht wahr, ich bin recht wunderlich?“ fragte seufzend Adele in einer Nacht, wo Luise sie bald hoch, bald nieder gebettet, ihr bald frisches Wasser, bald warmen Thee gebracht, bald die Lampe gelöscht, bald sie wieder angezündet hatte. „Du weißt ja, daß es mir Freude macht, dir etwas nütze zu sein,“ sprach beruhigend Luise. „Ach nein, du mußt mich nicht auch verwöhnen, wie alle Welt gethan. Du hast mir's nie gesagt, und doch ist mir's erst eingefallen, seit du da bist, wie unnöthig ich Euch plage, wie viel ich an mich selbst denke; gewiß, ich will noch anders werden.“ — „Du bist krank, liebe Adele.“ — „O, ich weiß, wenn du auch krank wärest, du würdest doch anders sein. Siehst du, ich war nie recht gesund und so lang ich lebte, sorgte meine arme gute Mutter fortwährend mir jedes Steinchen aus dem Weg zu räumen, und sie brachte es so weit, daß mir ein Sandkorn weh that; ich war das beste

Geschöpf von der Welt und gönnte jedermann alles Gute, nur so lang mir selbst nichts abging.

„An Bällen konnte ich nicht theilnehmen; so oft die Mutter meinte: man müsse mir armen Tropfen doch zu einem Bischen Vergnügen verhelfen, mußte ich es nachher mit wochenlangem Kranksein büßen, da suchte man denn alles Erdenkliche auf, was mir sonst Freude machen könnte: Bücher waren mir das Liebste. O wie lebte ich mich ein in diese Welt der Poesie, und mit wie reizenden Farben malte ich mir besonders das Landleben aus! Da lernte ich Lehner kennen . . .“

„Hast du ihn lieb gehabt?“

„Nun, weißt du,“ sagte Adele erröthend, „ich lernte ihn auf dem Land kennen, da war es eine große Wohlthat, daß er mir vorlas; aber ich hätte doch nicht daran gedacht, je seine Frau zu werden, er war ja sechzehn Jahre älter als ich! Aber als er nach Tannhausen kam, da erst wurde er mir wichtiger, das Pfarrhaus war so einzig! Wir Mädchen alle hatten uns schon in der Nähschule darum gestritten, wer einmal Frau Pfarrerin in Tannhausen werden dürfe, und August kam mir so recht würdig und edel vor . . .“

„Hast du ihn denn nicht so gefunden?“

„Ach gewiß, er ist ganz brav und gut, nur zu gut gegen mich, aber ich hatte mir einen Geistlichen gar nie im Alltagskleid gedacht, und es störte nachher meine Illusion, ihn im gestreiften Schlafrock mit der Pfeife im Munde zu sehen. Nun also, ich fühlte recht, daß mein weichliches schwankes Wesen einen Halt und eine Stütze brauche, und ich sagte recht von Herzen ja, obgleich es so schnell kam, daß ich nicht recht wußte, wie mir geschah. So ward ich seine Frau. Nun wollte ich zwar einen Mann, wie ihn sich ein Mädchen denkt: männlich und fest, eine Ulme für das schwanke Epheu, daneben aber hatte mir die Mutter so oft

und viel gesagt, wie ein unerhörtes Glück es sei für August, daß er mich bekomme, und wie er mich ehren und schonen und auf den Händen tragen werde. Und mein Lebenlang hatte man mich gelehrt, zumeist und zunächst an das zu denken, was etwa meiner Gesundheit schädlich oder zuträglich sein könnte.

„Wo denn einmal August mit der Festigkeit auftreten wollte, die ich mir als Mädchen so reizend gedacht, da that es mir entsetzlich weh; ich zerfloß in Thränen, wenn er eine verbrannte Suppe tadelte, und bekam ein solches bittres Mitleid mit mir selbst, daß ich mir die ärmste Frau schien und unendlich edelmüthig, wenn ich wieder vergab. Dazu kam die Mutter, die in ihrer Güte mich so übermäßig hätschelte und pflegte und schonte, daß mein guter Mann wie ein wahres Monstrum von Gleichgültigkeit und Härte daneben stand.

„Es kamen die Kinder. Ich war wirklich der Last nicht gewachsen, und je nöthiger dem Haushalt eine thätige, rüstige Frau gewesen wäre, desto schwächer wurde ich. Die Versuche, die ich zu Anfang gemacht, thätig im Haushalt zu wirken, mußt' ich bald unterlassen, und der arme August verzehrte sich in Sorge, daß er mir nicht alle Hilfe und Erleichterung schaffen könne, die mein Zustand fordre. Die gute Mutter war unerschöpflich in Vorschlägen von Bädern, Reisen und Kurorten, die mir gut thun sollten, ich ließ mir alles gefallen, ich hatte nie klare Einsicht in Geldverhältnisse gehabt, und wenn ich auch wußte, daß unser Einkommen nicht reichte, so tröstete ich mich damit, daß ich ja der Mutter einziges Kind sei, die würde uns schon zu rechter Zeit helfen.

„Nach der Mutter Tode gingen mir darüber freilich die Augen auf und ich sah, daß wir lange Jahre auf einem Fuß gelebt, der unsre Mittel aufgezehrt, aber ich war körperlich zu schwach und hatte meine geistige Kraft zu wenig geübt, als daß ich jetzt an eine durchgreifende Aenderung hätte

denken können, ich hoffte, auf den neuen bessern Dienst würde alles gut werden.

„Jetzt erst, Luise, seit du hier bist, sehe ich, daß ich trotz meiner Schwäche hätte mehr thun können, zumal für meine Kinder. Es ist zu spät. Liebe Luise, gewöhne du meine Kinder, das Leben frisch anzufassen und hinzunehmen, lehre du sie, sich selbst vergessen auch im Leiden, daß Gott sie bewahre vor dem Stachel, der unbewußt an meiner Seele genagt hat durch all diese Jahre, an der Seite eines guten Mannes und lieblicher Kinder: behüte sie vor dem Gefühl unerfüllter Pflicht."

Es war zu spät für die arme Frau, ein neues Leben des Wirkens zu beginnen; aber nicht zu spät, in der Schule des Leidens zu lernen, was noch zu lernen war. Die Kinder, die sonst ängstlich fern gehalten worden, durften sich nun um ihr Bett sammeln, sie lernte sich freuen mit ihnen und Theil nehmen an ihren kleinen Leiden und Freuden. Sie war so sanft und geduldig, so besorgt, Andre nicht zu bemühen, daß sie ohne die aufmerksame Liebe Luisens und ihres Gatten manches Nöthige entbehrt hätte. Und, was vielleicht das Größte, das Ergebniß des schwersten, stillen Kampfes war, — sie sah neidlos mit sanftem Lächeln, mit welcher Liebe und Achtung die Kinder an Luisen hingen, an sie sich wandten, wie sie von ihr Belehrung und Trost und Hilfe suchten, wie der Pfarrer mit rückhaltlosem Vertrauen alle Angelegenheiten des Hauses und der Kinder in ihre Hand legte und das Gesinde ihren leisesten Wünschen Folge leistete.

Sie fühlte in dieser Verläugnung einen Frieden, wie sie ihn nie empfunden, nicht in den schönsten Tagen ihres kurzen Frühlings, einen Frieden, der ihr Krankenbett den Ihrigen zu einer lieben Heimath, der nach langen, langen Leidenswochen ihr Sterbebett zu einer heiligen Stätte seliger Hoffnung machte.

Das letzte Opfer.

Adele ruhte im Grabe, auf dem schon die weißen Rosen blühten, die Luise vor ihrem Abschied aus dem Pfarrhause noch gepflanzt. Der Pfarrer hatte seinen ältesten Knaben in eine Kostschule gegeben und führte das Hauswesen, das Luise in gute Ordnung gebracht, mit einer braven Magd.

Und Luise saß wieder am Nähtischchen in dem Oberstübchen des Bruders; den kleinen Otto, der noch vieler Pflege bedurfte, hatte sie mit sich genommen, er belebte das stille Jungfernstübchen und spielte zu ihren Füßen.

Luise hatte nicht nur gegeben im Pfarrhause zu Hochbronn, sie hatte auch gelernt, und an Adelens Kranken- und Sterbebette vieles gewonnen. Die höhere Bildung der jungen Frau, die, als sie von den Schlacken der Selbstsucht gereinigt war, sich wirklich als edler Schatz ihres Innern kund gegeben, hatte den Kreis ihrer eignen Gefühle und Gedanken erweitert; der ungetrübte Friede, mit dem sie frisch und heiter durch die kleinen Wechselfälle, die unvermeidlichen Störungen des Alltagslebens ging, entsprang mehr noch als zuvor aus einer tiefern Quelle als natürlichem guten Muth: aus einem Herzen, das himmelwärts gestellt war.

Da kam Gustav Adolph, der nun bereits an mensa war und den kleinen Otto gnädig protegirte, auch einmal wieder mit einem Brief in der Tante Stube. Ein Brief vom Pfarrer Lehner an die Pflegerin seines Kindes war nichts Neues mehr, Luise war lange wieder mit der Aufschrift vertraut, — und doch stürzte sie dieser Brief in eine Bewegung, wie sie ihr stilles Herz seit Jahren nicht mehr gekannt, so daß Gustav Adolph diesmal die Botschaft in's Wohnzimmer hinunter brachte: „die Tante ist ganz betrübt und weint und geht immer in der Stube herum.“

Der Inhalt des Briefs hätte sie nicht mehr überraschen dürfen. Er enthielt die innige herzliche Bitte Lehners, zu allem, was sie ihm und den Seinigen gegeben, noch die höchste Gabe, sich selbst, zu fügen, seinen Kindern eine treue Mutter, seinen einsamen Tagen eine Gefährtin, seinem verwaisten Hause die segnende Hausfrau zu werden.

Luise hatte diese Bitte voraussehen können, ihre Geschwister, der ganze Kreis ihrer Bekannten hatten längst als ganz natürlich erwartet, daß sie des Pfarrers Gattin werde. Er bot ihr eine Heimath, wie sie sich einst gedacht, er war ihre erste und einzige Liebe; und doch, — nur ein Frauenherz vielleicht wird glauben und begreifen, daß Luise bei dieser Bitte den schwersten Kampf ihres Lebens mit ihrem weiblichen Stolze zu durchkämpfen hatte. Willig, gerne, ohne Zögern war sie zu ihm geeilt in der bescheidnen Eigenschaft einer Gehilfin des Hauses, einer Pflegerin seiner Frau, sie hatte ihm beigestanden wie eine Schwester, gedient wie eine Magd. Aber sein Weib zu werden, die Hand, die er verschmäht, nun doch in die seine zu legen, nachdem ihre Gefühle für ihn lange schon zur ruhigen, fast mitleidigen Schwesterliebe geworden waren, so daß sie mit einem Herzen, lauter bis zum tiefinnersten Grunde, am Sterbebett seines Weibes hatte stehen können, — dagegen sträubte sich ihr innerstes, weibliches Gefühl, und mehr als einmal ergriff sie die Feder, um ihm schwesterlichen Dank für seine Werbung zu sagen und sie abzulehnen.

Aber sie dachte an seine einsame Zukunft, an die verwaisten Kinder, die ihr die Mutter so oft auf die Seele gebunden, sie bedachte, ob es nicht Gottes Finger sei, der ihr hier ihren Wirkungskreis angewiesen und ob ihr darauf eine andere Antwort zieme als: siehe, ich bin des Herrn Magd, mir geschehe, wie du gesagt hast.

So hat sie Ja gesagt und einen stillen Einzug gehalten in das Pfarrhaus, dessen Schwelle sie das erstemal schon als hilfreicher Engel betreten, und sie ist dem Gatten ein gutes, treues Weib geworden, die ihm Liebes gethan und kein Leides sein Lebenlang. Ihre fleißige Hand brachte den Segen in's Haus, und Adelens Kinder, die ihre einzigen blieben, wuchsen und gediehen wie Oelzweige.

Ob sie das alte Gefühl ihrer Jugend, das Glück und das volle Vertrauen ihres jungen Herzens wieder gefunden, — ich weiß es nicht und ich glaube es kaum. Aber ihr Mann wurde gepriesen als ein glücklicher und gesegneter Mann und er hat in ihr seinen guten Engel erkannt bis zu seinem letzten Hauch.

Ihre Kinder sind mit einer Liebe und Achtung an ihr gehangen, wie sie nur eine Mutter als köstlichste Gottesgabe erbitten kann. Luise ruht nun lange im Grabe neben Adelen und ihrem Gatten, und Adelens Söhne sind Männer geworden, aber das Auge dieser Männer wird feucht und ihre Hände falten sich wie zum Gebet, wenn sie der zweiten Mutter gedenken und ihrer Treue.

Unabhängigkeit.

Erzählung in Briefen.

Es wird des Glaubens heil'ge Flamme
Erst hell im Herzen angefacht,
Wenn wir des Herzens liebste Träume
Als stilles Opfer dargebracht.

Drum, wenn das stille Leid dir nahet,
So werde dir recht innig kund,
Es ruht die edelste der Perlen
Auf der Entsagung dunklem Grund.

Und hast die Perle du errungen,
Erblühe freundlich dein Geschick;
Weit über Bitten und Verstehen
Gibt uns der Herr das rechte Glück.

Als Gottes Diener, Gottes Hausgenossen
In Demuth willig und in Liebe frei,
Das Ihre schaffen froh und unverdrossen,
In kleinen Dingen zeigen große Treu.

Spitta.

Helene an Lottchen.

Grünberg, im März 1832.

Weißt Du noch, liebes Lottchen, wie oft Ihr in der Pension über mich gelacht habt, wenn ich Euch feierlich über einen Vorsatz um Rath befragte und Euch dann hinterher meinen bereits unabänderlich gefaßten Entschluß verkündete, der meistens sehr im Widerspruch stand mit Eurer Meinung?

Diesmal will ich ehrlicher sein und Dir zum Voraus sagen, daß für meinen neu gefaßten Entschluß der gute Rath

zu spät käme. Ich habe mich nämlich an Madame Coulin mit der Bitte gewandt, mir eine Stelle als Erzieherin zu verschaffen, und habe bereits zwei Anträge meinen Eltern zur Begutachtung vorgelegt.

Nicht wahr, das ist schnell gekommen? Und nun, mein allerliebstes, vortreffliches Lottchen, die Du allezeit die Weiseste und die Brävste unter uns warst, aber auch allezeit die Freundlichste: sei auch diesmal so freundlich, meinem Entschluß beizustimmen! denn ruhig bin ich doch nicht, wenn Du nicht damit einverstanden bist.

Mein Vater hat mir die Einwilligung weniger schwer gemacht, als ich gefürchtet; denkt er vielleicht, unsere Verhältnisse seien der Art, daß einst Nothwendigkeit werden könne, was jetzt freie Wahl ist? „Versuch's in Gottes Namen und verstoß' dir den Kopf in der Welt draußen, wirst gern wieder heimkommen!“ sagt er.

Die Mutter nimmt es schwerer und räth mir ernstlich ab. Sie meint es gut, und ich glaube, sie fürchtet auch, als böse Stiefmutter zu erscheinen, die das Kind aus dem Vaterhause treibt. Damit hat's gute Wege. Jedermann weiß, daß sie sich gut und treulich um des Vaters Haushalt und um die Geschwister angenommen, und wenn mir's auch zu Anfang weh gethan hat, die selige Mutter so bald ersetzt zu sehen, und wenn ich auch nicht gerne mein Hausregiment wieder abgegeben, so habe ich doch bald eingesehen, daß ich Jugendfreude und Jugendfrische verloren hätte in den Sorgen des Haushaltes und der Plage mit den Kindern, und ich sehe nun die Zügel neidlos in reiferen Händen.

Freilich meint die Mutter, ich solle zunächst mein Talent im Unterrichten an den kleinen Geschwistern üben; ich habe es auch schon versucht, aber es geht wahrhaftig mit Geschwistern nicht gut: der eigentliche Respekt fehlt. — Es gibt

ja gute Schulen hier, und — zuletzt könnte ich aus der Gouvernante leicht zum Kindermädchen werden.

Ich verlasse die Heimath nicht, um müssig zu sein; was ich gelernt, soll Früchte tragen. Ich sehne mich nach geistiger Thätigkeit, — und erstens und letztens: ich sehne mich hinaus, hinaus in eine freiere, frischere Lebensströmung. Ich habe es satt, dies Leben einer Kleinstadt, diese Bälle, wo ich die erste Tour mit dem Gerichtsaktuar tanze und die zweite mit dem Oberamtsaktuar und die dritte mit dem Assistenten und so fort, bis die Reihe wieder an den Gerichtsaktuar kommt; diese Kaffeevisiten, wo die Frauen verhandeln, wie vielfache Aussteuer ihr Minele bekommt, und die Mädchen sich erzählen, wer ihnen die Kur mache und wer sie ihnen vielleicht auch noch gemacht haben würde. Ich will Freiheit, Unabhängigkeit, auf einem Wege natürlich, wo sie einem Mädchen zugänglich ist.

Dieses gutgemeinte, tägliche, stündliche Kontroliren meines Thun und Lassens (so wenig ich im Elternhause über Zwang und Beschränkung klagen kann), dies ewige Fragen: Was thust du, Helene? Wohin gehst du, Helene? Willst du denn dies Kleid schon für Werktags anziehen?" wird mir nachgerade unerträglich; und Ihr mögt sagen was Ihr wollt von den Schattenseiten des Gouvernantenlebens, laßt mich nur einmal in der Welt draußen sein, ich weiß gewiß, da wird alles anders und besser. Wie? kann ich freilich noch nicht sagen, aber ich weiß, daß ich mich freiwillig in alles fügen kann, während mir gezwungen das Kleinste sauer geschieht, darum wird mir bei einem selbstgewählten Beruf nichts zu schwer werden, und ich halte die vielen Einwürfe gegen ein Leben, das nun einmal von unsren philisterhaften Verhältnissen verschieden ist, für leeres Vorurtheil.

Tante Merz meinte mit bedeutsamem Lächeln: es gäbe

ja noch andre Wege für Mädchen, um selbstständig zu werden: ich sei hübsch, der Vater angesehen, da werde sich's schon noch schicken mit einer guten Parthie, u. s. w. — Da kam sie mir eben recht! Davor behüte mich Gott, daß ich dasitzen sollte und auf einen Mann warten! Nein, nichts empört mich mehr, als wenn man das für das einzige Lebensziel, für das höchste Glück für Mädchen ansieht.

Die erste der mir angebotenen Stellen ist bei einer Professorswittwe in der Schweiz, die mich freundlich bittet, ihr als Freundin und Gehilfin bei dem Unterricht ihrer Kinder beizustehen, — das lautet hübsch und gemüthlich, aber ich fühle schon, das wäre die alte Sauce wieder: dieselbe kleinliche Beschränkung. Ich bin gesonnen, die andre bei einer gräflichen Familie auf Schloß Welsen, in Preußen, einige Meilen hinter Berlin, anzunehmen.

Meine Stellung dort wird vielleicht einsamer, gewiß aber freier und unabhängiger, und dann — ich gestehe Dir, das Leben der Schlösser hat einen gewissen Reiz für mich: ein Dasein in edlen und schönen Umgebungen, überhoben der Gemeinheit des Alltagslebens, der kleinlichen Sorgen und Mühen, in denen sich in unsern Verhältnissen die edelste Kraft der Frauen verzehrt, — und ich möchte dies Leben einmal beim Lichte besehen.

So ist denn dies vielleicht der letzte Brief, den Du von mir aus der Heimath erhältst, und wenn Dir die Putz- und Waschfeste Deiner Tante und die Staaren Deines Onkels freie Zeit lassen, so komm noch einmal, mich zu sehen.

Wenn ich an Deiner Stelle wäre, ich wüßte, was ich thäte: mit Deinen Talenten, mit Deiner unvergleichlichen Umgangsgabe bist Du wahrhaftig zu gut zur Sklavin kindischer Launen.

Mich halte nimmer zurück, liebes Herz, nicht einmal mit Deinen Gedanken, so lieb und so treu sie sind!

Laß mich hoffen, laß mich wagen,
Denn die Götter leihn kein Pfand.

Laß mich hinaus, wohin der innerste Zug meines Wesens mich führt, der Zug nach Unabhängigkeit! Nah und fern in Liebe

Deine Helene.

Lottchen an Helene.

Eichthal, April 1832.

Liebste Helene!

Wenn ich ein Vöglein wär'
Und auch zwei Flüglein hätt'
Flög' ich zu dir,
Weil's aber nicht kann sein, nicht kann sein:
Bleib ich allhier.

So hab ich nun schon manch liebes Mal in meinem Leben gesungen und gedacht, und das „nicht kann sein," sollte ich wohl auswendig können, und doch fällt es manchmal noch schwer. Es sind recht lehmerne Schwingen, die diesmal meinen letzten Flug zu dir hemmen: Tante hält es für rein unmöglich, unsre große Wäsche zu verschieben, natürlich noch viel unmöglicher, mich während dieser Zeit ein paar Tage fort zu lassen, und so muß ich mich begnügen, den eilenden Wolken, die ich morgen auf dem Trockenplatz Gelegenheit habe zu beobachten, Grüße für Dich mitzugeben. Wer hätte auch gedacht, daß die Frau Gräfin so bald schon Ansprüche

auf Dich machen würde! ich meine, es hätte den Komtessen vielleicht auch nicht geschadet, wenn man sie ein paar Wochen unerzogen gelassen hätte.

Nun, weil es denn sein muß, mein liebes Herz, so leb wohl und reise glücklich! Gott behüte Dich und geleite Dich, und wenn er Dich nicht Alles finden läßt, was Dein Herz sucht, so möge er Dir etwas Besseres dafür bescheeren. Ich meine, Dir könne es nicht schlimm gehen, und ich will Dir auch das Herz nimmer schwer machen mit meinen Bedenken, auch wäre das wohl nicht so leicht bei meiner sichern, freien Helene, die ihres Weges so gewiß ist. Deiner Tante mußt Du nicht so böse sein um ihren gutgemeinten Wunsch. Wenn sie uns Mädchen nichts Besseres und Lieberes zu wünschen weiß, als einen Mann, so ist das immerhin ein Zeichen, daß sie mit dem ihrigen glücklich gewesen; meine Tante, das weißt Du wohl, die spricht anders.

Wenn man ihr von Bekannten die Geburt eines Mädchens anzeigt, so seufzt sie: „auch wieder ein so armer Tropf weiter auf der Welt!“ Wenn sie einem Hochzeitzug begegnet, so versichert sie, sie möchte lieber einen Leichenzug sehen, und doch ist's der guten Tante, so viel ich weiß, gar nie schlimm gegangen auf der Welt, und der Onkel ist die beste Seele, seine kleinen Eigenheiten abgerechnet. Nun, man muß ihr das zu gute halten; wenn sie auch die Welt für ein Jammerthal ansieht, so thut sie doch viel in ihrer Weise, den Jammer zu mildern; sie ist sehr gut gegen Arme, und um dies bittre Leben zu versüßen, backt sie wenigstens Bisquittorten für alle Welt.

Ich meines Theils gönne allen Mädchen ihr Bischen Leben von Herzen; wenn's keiner schlimmer geht als mir, so haben sie Alle Grund, sich ihres Daseins zu freuen. Ich könnte eh Mitleid mit den armen Männern haben, wenn ich

nicht dächte, daß sie doch auch auf der Welt sein müßten. Was ist das für ein Leiden, bis man weiß, was so ein Junge werden soll, was für eine Sorge, ob man auch das Rechte errathen! Soll er studiren, so geht das Drangsal mit Examen an; hat er die gemacht, so fühlt er sich nicht befriedigt von seinem Fach; bleibt er in seinem Fach, so bekommt er lang keinen Dienst; hat er einen Dienst, so hat er noch kein Weib; ist er Kaufmann, so will er sich etabliren und kann falliren; ist er Apotheker, so muß er sich nach einer Wittwe oder Erbtochter mit einer anerstorbenen Apotheke umsehen; kurz — aber Du wirst denken, ich habe von der Tante lamentiren gelernt. Wie gut haben's wir Mädchen dagegen! immer etwas zu thun, Dienste genug und kein Examen, und dürfen warten in aller Stille, wozu uns der liebe Gott brauchen will. Doch ich vergesse, daß ich zu meiner stolzen Helene rede, die ihr Schicksal selbst gestalten will!

„Wenn Du an meiner Stelle wärest, so wüßtest Du was Du thätest?" Liebe Seele, wenn Du ich wärest, so bliebest Du wo Du bist. Wenn ich Gott alle Morgen bitte, mir mein reichlich Tagewerk in diesem meinem kleinen Kreise anzuweisen, so ist das, glaub' ich, pure Bequemlichkeit, weil mir's so sauer würde, wenn ich mich erst auf meine Bestimmung besinnen müßte. Du meinst, ich versplittere meine Zeit und Kraft in elenden Kleinigkeiten? Liebe Helene, wenn ich denen gehorsam bin, die mir an der Stelle der Eltern sind, so wird mir's nicht zum Unrecht werden, auch wenn nicht alles, was ich thue, einen besondern Nutzen und Zweck für die Menschheit hat. Es mag sein, daß ich an andern Orten mehr wirken und — vielleicht besser für meine Zukunft sorgen könnte, als hier, aber ich glaube doch nicht, daß ich vergeblich hier bin, und es ist gewiß Gottes Wille, der mich an diese Stelle setzte.

„Zu thun habe ich einmal genug, vom frühen Morgen, wo ich des Onkels Essigkolben arrangire, seine Amseln und Staaren füttre und seine Wetterglasbeobachtungen zu Protokoll bringe, bis Nachts, wo ich alle Stühle in Ueberzüge hülle und auf den Gang stelle, damit sie in der Früh schon draußen stehn, wenn das Zimmer gekehrt wird, und bis ich die siebenhundert Töpfchen alle in ihrer Ordnung erhalte und sorge, daß die Katze kein Schüsselchen bekommt, aus dem der Hund schon gefressen hat, und bis ich die Thürklinken polire und in Leder wickle, und die Asche siebe, aus der verschiedene Laugen gegossen werden, zur Reinigung des Geschirrs je nach seinen vielerlei Rangklassen, — o, ich sage dir, es ist eine komplizirte Tagesordnung, und damit mir das Geschäft nicht entleidet, habe ich gelernt, es mit so viel Interesse zu thun, daß mir oft selbst bange wird, ich könnte einmal gerade so werden, wie meine arme, gute Tante, und die ist sich doch selbst zur Last mit ihren Wunderlichkeiten.

„Aber das sind erbärmliche Beschäftigungen, eines denkenden Wesens unwürdig!" rufst Du aus. Schatz, ich sage Dir, ein undenkendes Wesen könnte gar nicht damit fertig werden, und erbärmlich ist am Ende nichts, was zur Zufriedenheit eines Menschen beiträgt.

„Aber Deine Verwandten sollen nicht ihre Zufriedenheit in solchen Elendigkeiten suchen!"

Theuerste, ich habe gar nichts dagegen, wenn Du die jungen Weltbürger, die nun Deiner achtzehnjährigen Leitung anvertraut werden, zu freien, starken Menschen erziehst, frei von dem Hängen an Kleinigkeiten, zu gut, um andere zu quälen mit selbstgeschaffenen Lasten, — thue das nur und laß keine sogenannten Eigenheiten an ihnen aufkommen; ich mach es auch so mit dem einzigen Menschen, den ich zu erziehen habe, mit mir selbst nämlich. Aber meine alte Tante

werden wir zwei schwerlich mehr anders ziehen, und nun sie so ist, so ist's ja doch besser, es geschieht im Frieden, was sonst unter Zank und Streit geschehen müßte.

„Aber das könnten bezahlte Personen von geringeren Fähigkeiten verrichten," lautet einer Deiner weitern Einwürfe. Da verstehst Du's wieder nicht; bezahlte Personen bleiben erstens nicht da und zweitens thun sie's nicht und drittens, wenn sie's thun, so sind sie grob. Es gehören gar keine so geringen Fähigkeiten dazu, diplomatisch zwischen den Staaren, Amseln, Kaninchen und Essigkolben des Onkels, und zwischen den reinen Fußböden, weißen Gardinen, polirten Feuerzangen und angezogenen Tischfüßen der Tante durchzusegeln, ohne auf beiden Seiten anzustoßen, dem Azur, Mignon und Nero der Tante gerecht zu sein, ohne die vier Katzen des Onkels zu beeinträchtigen. Eh ich kam, hat die Tante vierzehn Hausjungfern nacheinander gehabt und unzählbare Mägde, nun walte ich und Christine doch schon seit zwei Jahren einträchtig neben einander, ein unerhörter Fall in den Annalen des Hauses; und wenn Christine sagt: „ich halt's eben nimmer aus," so sag ich: „ich thät's doch noch einmal probiren," dann tröstet sie sich wieder mit dem Gedanken: „ja Sie sind freilich noch ärger geschoren, Jungfer Lotte," und es geht wieder.

Aber da komm ich in ein Schwatzen und Plaudern hinein über meine Angelegenheiten, und Du hast jetzt so viel nöthiges und wichtiges zu bedenken und ich wollte nichts als Dir Lebewohl sagen.

Das nächstemal sollst Du erst noch mehr hören, über die Lichtseiten meiner Existenz, die gar nicht unbedeutend sind, zumal seit wir auf dem Lande wohnen.

Für heute aber nichts mehr, als leb wohl, leb tausend-

mal wohl, meine Liebe! Ich weiß keinen bessern Wunsch auf Deinen Weg als den Schluß des alten Reiseliedes:

Gott führ' uns ein, Gott führ' uns aus
Bis an der ew'gen Heimath Haus.

Behüt Dich Gott und denk an

Deine Lotte.

Helene an Lottchen.

Schloß Welsen, im Juni 1832.

Der erste Gruß, der dir aus meiner neuen Heimath zufliegt, meine Theure! Heimath? das wäre für den Anfang fast zu viel gesagt, was aber nicht ist, kann ja noch werden.

Seit acht Tagen bin ich hier, noch etwas reisemüde, aber glücklich in der Erinnerung an diesen ersten größern Ausflug meines Lebens. Ich war von der Gräfin an eine ältere Dame empfohlen, die beinahe dieselbe Tour machte, aber diese ewige Beschränkung war mir lästig. Da sollte ich in Gesellschaft die obligaten Merkwürdigkeiten besuchen, Abends zu guter Stunde im Gasthof einrücken, in den goldnen schönen Morgenstunden nicht allein ausgehen, mit niemand auf eigne Hand ein Gespräch anknüpfen, „das jeht nicht," war die stehende Antwort der gnädigen Frau. Ich bekam das am ersten Tage satt. In Leipzig, das ich doch gern auch länger angesehen hätte, machte ich mich von der Gnädigen los; edle Weiblichkeit braucht keinen Schutz als sich selbst. Magdeburg, ‚die Starke, des deutschen Reiches Halt', wollte ich doch auch nicht bloß im Vorüberflug kennen lernen, und das lange Reisen im Eilwagen ist sehr ermüdend, zumal da

ich auf dem langen Wege auch nicht eine interessante Bekanntschaft gemacht habe: ich hatte mir das so ganz anders vorgestellt.

Dies Alleinbleiben hatte nun freilich seine Unannehmlichkeiten: ich kam um meinen Koffer, den ich mit viel Mühe und Kosten erst einige Tage nach meinem Hiersein wieder erhielt, ich wurde von unverschämten Kutschern, naseweisen Kellnern und zudringlichen Reisenden vielfach geärgert, so daß ich mich zuletzt doch wieder an einen Kaufmann und seine Frau anschloß, die nach Berlin reisten.

Da war ich denn vom Regen in die Traufe gekommen, obgleich das würdige Paar äußerst besorgt um mich war; die Frau konnte keine Luft im Wagen ertragen, der Mann war entsetzlich ängstlich und voll Sorge, wir möchten uns verlieren. Abends auf dem Weg in den Gasthof, oder wo irgend ein Gedränge auf der Straße war, schrie er fortwährend: „Jotte, Jotte, Sie jeh'n man verloren! Halten Se mir doch jefälligst an meenen Frackzipfel, weil ich in die eene Hand meenen Rejenschirm und an die andre meene jeliebte Juste habe!" Da ich um einen halben Kopf höher bin, als das Männchen, so kannst Du Dir denken, daß ich, mit seinem Frackzipfel in der Hand, eine ziemlich komische Figur machte.

Nun, ich kam am Frackzipfel des Kaufmanns doch ungefährdet bis Berlin; von da hatte ich noch wenige Stunden zu reisen bis R., wo mich die gräfliche Equipage abholte.

Lach mich nicht aus, meine liebe Reseda, aber es war, für ein kurzes Stündchen wenigstens, ein gar behagliches Gefühl von Freiheit und Unabhängigkeit, so auf die weichen Kissen des Wagens zurückgelehnt in die Welt hinauszufahren. Ich dachte wieder an die schönen Briefe der Gräfin, in denen sie mir so klar bewiesen, wie es in ihrem eignen Interesse als Mutter liege, mit mir im innigsten Einverständnisse zu

bleiben; — ich malte mir die Persönlichkeiten aus, die ich etwa auf Schloß Welsen treffen würde, — endlich fuhren wir durch eine schöne Allee am Portal vor.

Niemand war unten, nur ein paar Kinderköpfe lauschten am Fenster, der Bediente brachte mir das Gepäck auf mein Zimmer. Dies Zimmer nun entsprach meinen Erwartungen gerade nicht: es ist ziemlich klein, geht in einen Hof, und ist mit allerlei ausgeschossenem Geräth etwas unharmonisch meublirt; an mein Mädchenstübchen daheim mit seiner niedlichen Einrichtung darf ich gar nicht denken.

Nachdem ich Toilette gemacht, wurde ich der Familie vorgestellt. In dem schönen, großen Salon brannte eine prachtvolle Lampe auf dem Theetisch, um den sich die Familie auf's Reizendste gruppirte. Die Gräfin, eine schlanke, interessant aussehende Dame ruhte auf dem Divan, ihr kleinstes Töchterchen spielte mit ihren schwarzen Locken, an ihrer Seite saß der Graf, eine stattliche, ritterliche Gestalt, wenn auch sein Gesicht minder geistig und minder bedeutend aussieht, um sie gruppirten sich die Kleinen, allerliebste Kinder, und niedlich gekleidet. Unter uns gesagt, Lottchen, unbeschadet unsers bürgerlichen Stolzes, diese Adligen sind doch ganz andre Leute, als wir: alle Gefühle nehmen einen zarteren, edlern Ausdruck an; etwas Beneidenswerthes um eine feine Erziehung!

Eine etwas unbeholfne Figur saß auf der Seite, in einem Buche blätternd, das er zwar bei meinem Eintritt bei Seite legte, die einzige prosaische Gestalt in diesem malerischen Cirkel: es ist der Hofmeister, ein Herr Sturm.

Die Kinder sind, wie ich Dir schon sagte, allerliebst, aber es sind ihrer viel, grausam viel. Klara, Eugenie und Margot sind zunächst meine Zöglinge, die drei Söhne sind dem Hofmeister übergeben, dann noch zwei niedliche kleine Mädchen. Die Masse der Dienerschaft im Schloß kann ich noch nicht

recht übersehen, ich selbst bin trotz ihrer Anzahl nicht eben ausgezeichnet bedient.

Die Gräfin stellte mir die Kinder vor und sagte ihnen, daß sie mir zu gehorchen haben, dann unterhielt sie sich mit mir über die Grundsätze der Erziehung; sie hielt nebenbei so eine Art von Examen, wobei mir das Französische, in dem sie sich viel fließender ausdrückt als ich, oft den kalten Schweiß austrieb. Im ganzen schien sie aber zufrieden, auch den Kindern schien wenigstens meine äußere Erscheinung zu gefallen, — die kleine Margot vertraute mir heute: Mademoiselle Bichon, meine Vorgängerin, sei sehr häßlich gewesen.

Ich trank Thee mit der Familie, wobei Herr Sturm, der mir als Landsmann vorgestellt wurde, sich ziemlich schweigsam verhielt, dann zog ich mich zurück. Der Kopf ist noch etwas schwindlich von den zahllosen Anweisungen und Andeutungen über die Behandlung und Auffassung der Kinder; das wird sich aber alles geben; ich muß nur suchen, meine Stellung als Erzieherin so unabhängig als möglich festzustellen. Zu lernen habe ich wohl noch genug, aber davor ist mir nicht bange.

Daß ich mich hier schon ganz wohl und heimisch fühlte, könnte ich noch nicht sagen, aber das muß sich bald finden; es ist zu viel in meinem Wesen, was mich in diese feinere, geistige Sphäre zieht, als daß ich mich nicht bald akklimatisiren sollte. Der Hofmeister genirt mich ein wenig, wenn er, was selten ist, am Abendthee theilnimmt; er drückt sich zwar gut und gebildet aus, verbirgt aber so gar nicht seinen schwäbischen Dialekt, daß ich mich unwillkürlich scheue, feiner und besser zu sprechen.

Ich hoffe, Dir im nächsten Briefe mittheilen zu können, wie sich meine ganze Stellung und Thätigkeit geordnet hat.

Nun laß auch Du mich hören, wie Dir's geht, ob Deine Geduld noch Stand hält, ob der Wechsel des Aufenthalts

einige Verbesserung in Dein mühseliges Dasein gebracht. Ich bitte Dich, meine Liebe, geh mir nicht unter in diesem verwaschenen Leben, denk an die goldnen Tage im Institut, an unsere Begeisterung für das Hohe und Schöne, und werde mir kein Erdenwurm und kein Bodenkäfer. Lebe wohl, fürchte nicht, daß ich zu vornehm werde in der aristokratischen Luft, die mich umgibt, und behalte lieb

Deine Helene.

Lottchen an Helene.

Eichthal, Juli 1832.

So bist Du nun vorläufig glücklich im Hafen, liebste Helene? Glück zu! möge die vornehme Luft, die Dir so wohl thut, ein rechter Glückswind für Dich werden!

Es freut mich, daß der erste Eindruck, den Du empfangen, ein angenehmer war: wenn das auch nicht entscheidend ist, so ist es doch wohlthuend. Leg nicht gar zu vielen Werth auf die anmuthige Empfangsgruppe, liebes Herz, und laß Dich's nicht niederschlagen, wenn sie sich zu Zeiten auflöst. Mußt auch uns arme, ordinäre Menschenkinder darum nicht zu gering ansehen, die wir in des Tages Last und Hitze nicht eben Zeit haben, reizende Gruppen zu bilden. Ich bin zwar nicht der Ansicht der Tante, die aus Einfachheit in einem ganzen Modelager die garstigsten Dessins aussucht, die mißtrauisch ist in die Tüchtigkeit jeder Frau, die nicht Hauben vom vorigen Jahrhundert trägt, — der Apostel Paulus selbst gestattet uns ja, uns zu schmücken im zierlichen Kleide mit Scham und Zucht, — aber ich denke die innere Schönheit eines klaren, redlichen Herzens, eines gesunden, wahren

Familienlebens, sollten wir erkennen lernen, auch wo die äußere Erscheinung nicht immer hinreißend sein kann.

Auch ich athme jetzt eine Luft, die mir wohlthut, die mir Frieden und frischen Muth zuweht, und das ist die Landluft. Das Glück ist etwas theuer erkauft. Nachdem wir vor dem Abzug etwa sechs Wochen lang gefegt, geputzt, ausgekocht und gewaschen hatten, um unsere Effekten würdig für den Zug zu bereiten, mußten wir hier noch einmal einige Wochen lang putzen, wichsen, reiben und poliren, um die neue Wohnung herzustellen. Was die Fußböden betrifft, so gibt uns zum Lohn all unserer Mühen Tante die tröstliche Versicherung, daß es Jahr und Tag brauche, bis die nur nothdürftig herausgefegt seien. In Gottes Namen! wird auch vorüber gehen.

Nein, mein liebes Herz, ich werde kein Bodenkäfer und Erdenwurm, ich bleibe es wenigstens nicht; ich habe die Tage im Institut nicht vergessen, wo wir für Schiller und Theodor Körner schwärmten und selbst Gedichte machten, die nur leider oft aus Mangel an Endreimen unvollendet blieben. Ich habe auch des Sterbebetts meiner Mutter nicht vergessen, liebe Helene, und ihre letzten Worte: „mein Kind, vergiß deiner rechten Heimath nicht, und laß ein Betkämmerlein in deinem Herzen, ein stilles, unberührtes, in das du eintreten kannst aus allem Getümmel draußen.“

Aber Unrecht hast Du nicht mit Deiner Warnung, es gilt wahrhaftig sich zu wehren, wenn ich nicht mein Betkämmerlein auch voll Gerümpel haben will; doch ist es hier so viel besser als in der Stadt! Auch der Onkel sonnt sich sammt seinen Staaren und Amseln; nur die Katzen, die Katzen! Die legen sich in der Tante schön geordnete Gartenbeete und raufen sich mit den Hunden, das gibt einen tagtäglichen Kampf; ferner hat der Onkel die schauderhafte

Idee, neben seinen Kaninchen noch eine Kolonie von Meerschweinchen anzulegen; wie wir das bei der Tante durchsetzen, weiß ich noch nicht, und ich möchte doch dem guten Onkel die Freude so gönnen.

Du willst nicht glauben, daß es mir möglich sei, gutes Muths und heiter zu bleiben; nun sieh, das ist so schwer nicht, wie Du aus meiner Tagesordnung erkennen wirst, die ich Dir mittheilen will.

Im Frühaufstehn habe ich jetzt die Tante überlistet, ich bin regelmäßig eine halbe Stunde vor ihr auf, somit darf ich mich nimmer wecken lassen, was mir immer so unbequem war, und gewinne eine herrliche stille Stunde für meine Morgenandacht. Das ist mir viel werth. Es wird zwar ein sogenannter Morgensegen gebetet bei Onkels, aber ich finde ihn minder erbaulich, es hat damit immer so viele Schwierigkeiten. Nach dem Frühstück erscheint der Onkel mit dem Gebetbuch von Sturm und Tiede: „ist dir's jetzt geschickt, Liebe, zu beten?“ „Ja wart nur noch, Lieber, bis die Tassen zusammengestellt sind.“ — „Aber jetzt, Liebe?“ — „Was fällt dir ein, Lieber, an einer so staubigen Kommode kann man nicht beten.“ — „Liebe, ich geh indeß hinüber, kannst mir ja rufen, wenn dir's geschickt ist.“ — „Bewahre, Lieber! wenn du bei deinen Staaren bist, so kommst du nimmer, jetzt wart nur noch, bis Christine von dem Schweinchen kommt.“

So geht's mit Lieber und Liebe in immer schärferem und ärgerlicherem Ton, bis endlich der Morgensegen zu Stande kommt, der allerlei naturgeschichtliche Abhandlungen, z. B. bei Erinnerung an die sanfte Nachtruhe eine Beschreibung der Eidergänse, in die Andacht verwebt, und mich leider oft mehr komisch als andächtig stimmt. Aber es ist nicht recht von mir, zu spotten, wo ich nicht weiß, ob nicht Tante und

Onkel sich doch in ihrer Weise erbauen aus dem Buch, das ihnen von jungen Jahren her lieb und heilig ist!

Der lebendige Theil meiner Morgengeschäfte, das heißt das Gethier und Geflügel, das ich zu füttern habe, ist mir immer höchst ergötzlich, ich kenne sie alle persönlich und belustige mich an den scheuen und an den zutraulichen. Die Reinigung ihrer Gehäuse ist minder angenehm, aber dafür belohnt mich das Vergnügen des guten Onkels über den jetzigen komfortablen Zustand seiner Lieblinge und seine tragischen Beschreibungen von ihrer kläglichen Existenz unter den frühern Hausjungfern.

Die Thätigkeit bei der Tante ist zu mannigfaltig, als daß sie sich beschreiben ließe, ich weiß aber nichts darunter, was mir absolut zuwider wäre, als höchstens das Aschensieben im Keller. Daß die arme Tante selbst so heftig und ungeduldig wird unter ihren selbstgeschaffnen Mühsalen, erhält mich, glaub' ich, ruhig, und von meiner Morgenstunde behalte ich mir immer eine schöne Schriftstelle, einen tröstlichen Liedervers übrig, der geht mir oft auf wie ein Stern unter Küchendampf und Zimmerstaub.

Du siehest, Herr, ich habe nicht
Zum Beten lange Zeit,
Doch siehst Du, wenn mein Auge spricht:
Ach, Herr, ich bin im Streit.

Und welche Schatzkammer von glückseligen Erinnerungen bewahre ich aus der Heimath! Von der allerfernsten Reminiscenz an meinen vierten Geburtstag, wo mich ein Täßchen mit Blumen beglückte, durch all die fröhlichen Zeiten unserer heimlichen Soirees auf der Heubühne, unsrer Maugenester von Aepfeln und Birnen im Stroh, der Schulspaziergänge im Wald, wo die Lehrer ihres Nimbus entkleidet, als ge-

wöhnliche Menschen mit uns schmausten und Kinderspiele trieben und uns dabei doch so unendlich wichtig vorkamen; — ich versichere Dich, ich habe oft gar nicht Zeit, nur an die so kurzen gloriösen Tage des Mädchenfrühlings zu kommen:

Wie uns ein Leben voll Gesang und Tänzen
Gefaßt in seinen wundervollen Ring.

die so schnell endeten durch den Tod meiner Eltern; — und ich habe gelernt, während ich in diesen glückseligen Regionen verweile, meine Geschäfte so pünktlich zu verrichten, daß selbst die Tante selten etwas zu schelten weiß als: „ich möchte nur wissen, für was Du immer so plaisirlich aussiehst, Du hast's doch weiß Gott nicht nöthig, bei all dem Elend in der Welt, und wo ich mir vor Geschäft nicht zu helfen weiß." Dann mein gutes Gedächtniß, obgleich es in dem Institut zuweilen widerspenstig war und keine Jahreszahlen behalten wollte, das leistet mir jetzt die herrlichsten Dienste. Du weißt, welche große Rolle die Bisquittorten in unsrem Leben spielen: alle feierlichen Ereignisse in unsrem eignen und Bekanntenkreise, alle Hochzeiten, Taufen, Leichenschmäuse, Konfirmationen und Geburtsfeste verherrlicht eine Bisquittorte der Tante, und das einzige Mittel, sie heiter zu stimmen, ist, wenn man die Rede auf ihre prachtvollen Bisquits bringt. Dieser Ruhm ist meinerseits etwas theuer erkauft, da diese berühmten Bisquits drei Viertelstunden lang gerührt werden müssen, immer nach Einer Richtung. Um diese Zeit zu kürzen, rufe ich mir meine liebsten Poesien ins Gedächtniß und rühre im Rhythmus, dann geht's herrlich, und die Zeit fliegt vorbei, man weiß nicht wie. Das Lied von der Glocke reicht fast zu einer ganzen Torte und ist so angenehm wegen des wechselnden Metrums, nur wenn ich an die Feuersbrunst komme, geht's oft so rasch,

daß die Tante schreit: „na, sachte Mädchen, Du rührst ja wie toll!“ sie weiß freilich nicht, daß eben jetzt:

Kinder jammern, Mütter irren,
Thiere wimmern unter Trümmern 2c.

In dieser Weise kürze ich mir alle ganz mechanischen Geschäfte; möcht's freilich sonst niemand sagen, aber ich denke, Schiller selbst würde es gewiß nicht für Profanation halten, wenn ich ihn dazu bringe

Zu flechten und weben
Himmlische Rosen in's irdische Leben.

Am mindesten angenehm ist mir's Abends zur Erheiterung mit dem Onkel Mariage zu spielen, und ich weiß mir da nicht anders zu helfen, als daß ich dem Schicksal allerlei Fragen vorlege, die je nach dem Gange des Spiels mit Ja oder Nein beantwortet werden, so kann ich mir doch einiges Interesse daran erhalten; gar zu tief nehme ich mir die Orakelsprüche dann nicht zu Herzen. Hie und da gelang mir's auch schon, statt den Karten ein gutes Buch zur Abendunterhaltung einzuschmuggeln; merkwürdige Reisen, besonders schauerliche Schiffbrüche hörte der Onkel gern, aber Tante hat die unglückliche Eigenschaft, daß sie keinen Menschen still sitzen sehen kann, ohne daß ihr zehnerlei Geschäfte für ihn einfallen, somit wird's mit dem Lesen nicht viel.

Und ich schreibe wieder bogenlang von mir und meinem kleinen Leben, das Du selbst lange schon kennst, und Du, Weitgewanderte, Vielgereiste, die Du mit Excellenzen lebst und in Schloßgärten wandelst, fertigst mich mit so kurzen Berichten ab.

Und ich habe Dir abermals nur von meinen Mühen und nicht von meinen neuen Freuden geschrieben, das ist auf's nächste-

mal gut; ohnedies muß ich Dir zu lieb mit Lug und Trug umgehen und alle meine Röcke über die Ritzen meiner Kammerthür hängen, damit die Tante mein spätes Licht nicht sieht.

Nächste Woche kommt Albert über die Ferien. Du erinnerst Dich wohl seiner, Du hast den gescheidten treuherzigen Jungen immer wohl leiden mögen. Es wird ein eignes Studium brauchen, dem armen Burschen fröhliche Ferien daheim zu bereiten, denn Tante lamentirt jetzt schon über den ‚Grust‘, den der ‚Schlingel‘ machen werde; und der Schlingel ist doch ihr einziges geliebtes Kind!

Und nun: Komm herab, Du schöne Holde, und verlaß Dein stolzes Schloß; erfrische mein verwaschnes Leben mit einem Hauch aus Deiner geistigen Welt, Gut Nacht! ‚mein Aeuglein stehn verdrossen‘, sanfte Träume!

Deine Lotte.

Helene an Lottchen.

Schloß Welsen, Oktober 1832.

Ich schrieb Dir lange nicht mehr, weil ich nicht gerne Klagebriefe schreibe, aber nun muß ich doch beginnen, gegen Dich kann ich, muß ich offen sein, den Eltern klage ich nicht gern. Du meinst, ich solle Dich erfrischen, und Du bist es doch, die aus ihrer frischen Seele einen labenden Hauch in mein freudloses Dasein bringt! Ich soll Dir berichten von dem Leben der Schlösser? o ja, ich lebe in einem Schloß, das heißt in zwei Winkeln, davon das eine Lehrzimmer heißt, daß andre der Gouvernante Zimmer; ja, ich wandle in Parks und Schloßgärten, aber nie frei, nie allein, immer mit drei Mädchen im Schlepptau, die ich spielend belehren, unterhalten, beleben und französisch plaudern lassen soll; ich komme auch in

Gesellschaft, o gewiß, in die brillanteste; „Fräulein Winter, Sie kommen doch auch in den Salon?“ frägt die Gräfin fast jeden Abend, wenn Gesellschaft da ist: da sitze ich denn entweder im Kabinet unter den Kindern und andern Gouvernanten, mit denen darf ich mich unterhalten! — oder auch im Salon, einsam in dieser belebten Gesellschaft, als ob ich im Grabe wäre. — Flüstert je einmal ein Herr einer Dame zu: „wer ist das Fräulein dort?“ und er hört die lakonische Antwort: „die Gouvernante,“ so wendet er mit einem gleichgültigen: „ah so?“ die Blicke ab. Die jungen Damen wollen tanzen, sie spielen abwechselnd Klavier dazu, nach jeder Polka kommt ein besorgter Herr: „gnädiges Fräulein, Sie ermüden sich, erlauben Sie mir die nächste Tour?“ bis der Gräfin der gescheidte Gedanke kommt: „Fräulein Winter spielt,“ ah so! das ist charmant. Fräulein Winter darf sitzen und spielen den ganzen Abend, niemand denkt daran, sie abzulösen, es ist ja die Gouvernante! O, nur zu wahr ist alles, was wir früher über diese Stellung gehört, nur zu wahr!

Aber die Kinder? wirst Du fragen, der Beruf, den Du mit so vielem Eifer ergriffen, entschädigt Dich der nicht? Ja siehst Du, Liebe, auch das dacht' ich mir so ganz anders; ein freies Wirken auf geistigem Gebiet, junge Seelen, ganz meiner Leitung übergeben; aber auch hier ist keine Freiheit! Ich hätte das freilich wissen können, als mir die Gräfin am ersten Abend ihre Ansichten über die Behandlung der Kinder mittheilte? „Klara werden Sie feurig, lebendig, aufgeweckt finden, ihr feuriger, etwas flüchtiger Geist zieht sie rasch vom Einen zum Andern, hier empfehle ich Ihnen Ruhe, Stetigkeit, Konsequenz; Sie thun besser, ihr alles Wissen, Geographie und Geschichte z. B., in großen, massenhaften Umrissen beizubringen, in Details zersplittert sie sich leicht. Ganz anders

ist es mit Eugenie, die ist phlegmatisch, behält schwer aber dann vortrefflich, ihr geben Sie anregende Details, weichen hie und da von der Konsequenz ab, um sie lebendig zu erhalten. Unsere liebe kleine Margot hat überhaupt noch wenig Geschmack für's Lernen, lassen Sie es Ihr erstes Studium sein, ihre vollste Liebe, ihr Vertrauen zu gewinnen, bei ihr müssen Sie den Augenblick erhaschen, wo sie aufgelegt ist, etwas aufzufassen, gelegentlich, spielend ihr Kenntnisse beibringen, bis sie überrascht von ihrem eignen Besitz, den sie unbewußt erworben, mit Bewußtsein nach Vermehrung strebt." Nun es ist allerliebst, solche Theorien aufzustellen, ich wollte in dieser Weise ein ganzes Buch über zweckmäßige Behandlung schreiben; versuche aber einmal diese Anweisungen auszuführen, wenn den drei Mädchen Geschichte, Geographie, Französisch, Zeichnen, deutsche Sprache und Literatur, Rechnen, Schreiben, Musik, später auch englisch, Jeder in besonderer Weise beigebracht werden soll, daneben Naturgeschichte, ein wenig Physik und Technologie, etwas Botanik und Astronomie — spielend. Religion gibt der Hofmeister. Der hat es leichter als ich, er wohnt mit den Knaben im Gartenhaus und bildet da eine Art Republik, er sieht sehr gewöhnlich aus und ist nicht besonders gewandt, scheint aber doch seines Weges sicher. Er hat sich mir als Landsmann vorgestellt: sein Rath könnte mir oft von Nutzen sein, aber mit seiner unerschütterlichen Fassung bringt er mich aus der Fassung. An der Gesellschaft und ihrer Beachtung liegt ihm nichts, so begreift er die Dornen gar nicht, die mich täglich, stündlich verletzen. Wenn er nicht im Unterricht, überhaupt im einsamen Verkehr mit seinen Knaben so voll Leben wäre, ich hielte ihn für einen Klotz. Die Kinder aber hängen mit Leib und Seele an ihm; wo sein Zauber für sie steckt, weiß ich nicht, in seinem Aeußern einmal nicht.

„Meine lieben Jungens," sagt die Gräfin, „sollten Sie so viel wie möglich ermuthigen zum Französisch reden, das Herr Sturm nicht geläufig spricht, es bleibt Ihrer Gewandtheit überlassen, sie zu fesseln. Mit den Kleinen da treiben Sie nur gelegentlich die Elemente und geben ihnen Anschauungsunterricht." Das wären nur so beiläufig meine Verpflichtungen, die mir keine Minute zum freien Aufathmen übrig lassen, denn in den Freistunden der Kinder soll ich ihre Spiele überwachen und ihren Charakter studiren. Der wäre freilich bald studirt. Klara ist leichtsinnig, unbeständig und nachlässig, Eugenie faul und schläfrig und die Margot widerspenstig und unartig; von den Buben bringe ich kein Wort heraus, als oui Mademoiselle. Strafen soll ich die Kinder nicht, als mit Entziehung des Desserts; so oft nun das geschieht, wird der Graf unwillig und meint: im Familienkreis möchte er gern Ruhe; die Gräfin bemerkt dann, daß es eine viel schönere Aufgabe der Erziehung sei, Unarten zu verhüten, als sie zu bestrafen, — kurz, mein Tag geht in endlosen Mühen hin, und bis in die tiefe Nacht habe ich an den Lektionen für den andern Tag zu arbeiten. Das ist meine Freiheit!

Nur ein Stern ist in meiner Nacht aufgegangen. Ich wurde kürzlich im Salon aufgefordert, eine Sonate zu spielen, ich glaube, um die Konversation besser in Gang zu bringen, denn es hörte niemand darauf. Nur ein Herr stand nahe dem Piano und wandte mir das Blatt um; ich sah, ohne meine Augen von den Noten zu erheben, die verwunderten und spöttischen Blicke, mit denen einige Damen eine so kleine Aufmerksamkeit bemerkten. Es war das erstemal, daß ich nicht als Sache hier behandelt wurde, und es gab mir das Bewußtsein der weiblichen Würde wieder.

Einmal seit jenem Abend hat der Fremde, der gewagt,

eine Gouvernante zu behandeln wie eine andere Dame, die Rede an mich gerichtet. Er ist ein adeliger Gutsbesitzer der Gegend und gilt für einen halben Gelehrten. Glaube nicht, daß ich so kindisch sei, mich thörichten Träumen hinzugeben, — ach nein, aber es thut mir wohl, mich Einem Menschen gegenüber nicht als Gouvernante zu fühlen.

Das also ist mein Traum von Unabhängigkeit, aus dem ich so früh, so sehr früh, schon erwacht bin. Leb wohl, Du Glückliche mit Deinem heitern Sinn, und denke in Liebe und Theilnahme

Deiner Helene.

Eichthal, Oktober 1832.

Meine gute Helene!

Das ist freilich traurig, daß Du so frühe schon enttäuscht wurdest; ich glaube aber nicht, daß es so schlimm damit sein kann, gewiß stellen sich die Lichtseiten Deiner neuen Lage erst später heraus.

Ich mußte Lachen bei den Instruktionen Deiner Gräfin; die ließe ich mich nicht zu schwer anfechten. Weißt Du, ich würde zuerst die Kinder von Herzen lieb haben, dann wollt' ich sie lehren, was ich wüßte und so gut ich's wüßte, und gib Acht, wenn die Mädchen etwas lernen und vergnügt dabei sind, so fragt nachher die Mama nicht, ob Du's ihnen in massenhaften Umrissen oder im Detail beigebracht hast. „Menschen und Vieh nicht zusammengerechnet," wie unsere Christine sagt, aber der Onkel gab mir anfangs auch höchst komplizirte Anweisungen, in welch verschiedner Weise ich seine Staaren, Amseln und Finken füttern sollte: seit sie aber

munter pfeifen und lustig fressen, frägt er nimmer nach der Methode, in der ich sie ernährt habe.

Von der doppelten Unterrichtsmethode kann ich mir freilich keine klare Vorstellung machen. Sagst Du zum Beispiel Deiner Klara: der Napoleon hat beinahe ganz Europa erobert, so ist das ein massenhafter Umriß, sagst Du dann der Eugenie: er hat auch die Kirchenglocken von Erfurt gestohlen, so ist das ein belebendes Detail, da kann sich ja Jede aus der Geschichte herausnehmen, was sie verdauen kann. Bei der Margot scheint mir freilich die Aufgabe schwieriger, denn meines Erachtens muß das Lernen ein Muß sein, sonst kommt es zu keinem Ziel, und ein paar Klapse zu rechter Zeit wären gewiß oft zweckmäßiger, als eine Strafe hintendrein, wenn das Mädchen die Unart vergessen hat.

Aber an den kleinen Kindern, da wollt' ich mich recht erholen, es gibt ja nichts köstlicheres als so eine kleine Kreatur, deren Herzchen so leicht zu erobern ist. Was Deine Freiheit betrifft, so müßte es doch schlimm gehen, wenn Du nicht auch für Dich allein eine stille Frühstunde gewinnen könntest, in Schlössern ist man sonst doch nicht so früh auf.

Liebes Herz, hast Du auch schon recht von Herzen erwogen, was es heißt: wirf Dein Anliegen auf den Herrn? hast Du schon recht versucht, welch ein Segen es ist, von *seinen* Händen das Tagewerk zu nehmen, in *seine* Augen zu schauen, nicht nur am Morgen und Abend, jede Stunde, jeden Augenblick? O liebe, liebe Helene, ich wollte, ich könnte Dir etwas von der Freudigkeit in's Herz geben, mit der ich oft im mühseligsten Getreib aus Zimmerstaub und Küchendampf aufblicke und mir des Kindesrechts bewußt werde an eine Heimath voll Licht und Frieden.

Ich habe freilich auch kein Recht zur Klage, obgleich die Tante wirklich schwer zu befriedigen ist. Du glaubst nicht,

was für ein nettes Gärtchen wir hinter dem Hause haben, und durch ein Thürchen im Zaun kann ich hinausschlüpfen auf eine grüne Wiese, durch die fließt ein so lustiger Bach! mit allen Nachbarkindern stehe ich bereits sehr intim, und habe so viel Einfluß errungen, daß sie mir zu lieb ihre Hände waschen.

Ein weiterer Gewinn des Dorflebens ist, daß wir hier regelmäßiger zur Kirche kommen, wir haben einen offenen Stuhl, dem der Frau Pfarrerin gegenüber. Du weißt, Tante hält auf Ehre und Reputation, da soll denn der Stuhl nie leer bleiben, entweder darf ich gehen oder trägt Tante selbst ihr allezeit mühsames und beladenes Herz dahin, und ich gewinne daheim ein ruhiges Stündchen für meine Erbauung, das ich zur schönen Zeit im Garten genieße. Die Kirche ist mir viel werth, unser Pfarrer hier spricht gar herzlich und schön.

Albert ist seit einigen Wochen hier; das ist ein frisches, junges Leben! er könnte mich wahrhaftig ganz eitel machen, so oft versichert er mich: „es ist eben ganz anders daheim, und viel besser seit Du da bist, Lottchen.“ Er wäre auch in Wahrheit oft übel dran mit seinem lustigen, leichten Muth; so oft er singt und pfeift in lauterer Herzensfröhlichkeit, seufzt Tante: „ist mir unbegreiflich, wie man so lustig sein kann, wo man nicht wissen kann, ob's nicht Krieg gibt und ob die Cholera kommt!“

Auch dem Onkel, obgleich er sich für seine Menagerie interessirt, kann er's selten zu Danke machen, er hat schon ein Amselkäfig umgestoßen und die weiße Leibkatze auf den Schwanz getreten. Da ist er denn überall im Wege; kommt er nach Hause, so läuft ihm die Tante beständig mit Pantoffeln nach, die er anziehen soll, und ruft flehentlich: „Tret' mir nicht auf meine Fries' und sitz mir nicht auf meinen Sopha!“

Nach meiner Anleitung hat er sich dann in einer Gar-

tenecke unter einem Apfelbaum ein Asyl gegründet, für die kältere Zeit und die Regentage hat er der Tante ein Oberstübchen abgeschmeichelt, da er sonst Onkels Zimmer theilen soll. Dem haben wir mit einigen vergilbten Landkarten, einem alten Tubus und uralten Globus, der noch von irgend einem mythischen, gelehrten Ahnherrn herstammt, auch zum Entsetzen der Tante mit einigen rostigen Waffenstücken, ein zugleich ritterliches und gelehrtes Ansehen gegeben, und der Junge hat seine kindische Lust daran. Es freut ihn, wenn ich ihm hie und da Visite mache und mir erzählen lasse von den Freuden des Gymnasiallebens, von seinen Studien, seinen Freunden und seinen Zukunftsplanen. Ein herzensguter Mensch! Er ist nur drei Jahre jünger als ich, und doch nimmt er alles, was ich ihm sage mit Freundlichkeit auf, auch wenn's ein Tadel ist.

Tante hat doch im Grunde ihre Herzensfreude an ihm und läßt's wenn auch unter Schelten geschehen, daß ich ihm seine Leibgerichte koche und sie bestimme, ihm seine Freunde einzuladen! auch freut sie's heimlich, wenn wir hie und da Französisch zusammen treiben, und es ist schon vorgekommen, daß sie mich eine ganze Viertelstunde ruhig sitzen ließ.

Ein gefährliches Komplott, das wir hatten, ist kürzlich entdeckt worden. Albert brachte mir spät in der Nacht, als ich endlich in mein Stübchen kam, seine Garderobe herüber, sie war in leidigem Zustand, voll Risse, Tinten- und andren Flecken und er fürchtete sehr den grenzenlosen Jammer der Mutter, wenn sie diese Defekte entdeckte; sie gibt ihm bei jedem Riß im Aermel eine ergreifende Schilderung, wie er wahrscheinlich einst durch Leichtsinn und Fahrlässigkeit Haus und Hof verwahrlosen und Weib und Kind in's Unglück bringen werde.

Da versprach ich denn, ihm nach und nach nächtlicher Weile die Schäden herzustellen. Tante hatte große Garn-

wäsche und in den nächsten Tagen nicht Zeit zu einer Untersuchung. Albert schaffte um den Rest seines Taschengeldes ein Viertelpfund Lichter an und damit ich nicht einschlafe bei der späten Arbeit, las er mir dazu die Odyssee vor.

Ich kann Dir sagen, es waren ganz vergnügliche Abende, aber, so sehr ich ihn bat, leise zu sein, so kam er doch über dem herrlichen Dulder Odysseus so in's Feuer, daß Tante um Mitternacht entsetzt heraufstieg und uns entdeckte hinter dem großen Kleiderkasten, mich mit einer schadhaften Weste und Albert mit der Odyssee.

Nun, wir gestanden den Frevel und Albert brachte sie sogar am Ende zum Lachen mit der Schilderung seines kindlichen Respekts und seiner Reue. Seitdem erhalte ich jetzt bei Tage Zeit zum Flicken, und außerdem, daß uns Tante alle Tage eine haarsträubende Beschreibung der entsetzlichen Feuersbrunst gibt, die wir zwei hätten veranlassen können, hat unsere Unthat keine Folgen gehabt.

Gegen den Onkel, bei dem einige geistige Abnahme fühlbar wird, ist Albert viel aufmerksamer und rücksichtsvoller als früher; es gibt ihm ein männliches Selbstgefühl, seit er begriffen, daß es an ihm ist, den Vater zu tragen und zu stützen. Er soll von hier nimmer in's Gymnasium, sondern auf eine Ackerbauschule. Da er dazu erst neu ausgestattet werden muß, wird er wohl den Winter über noch hier sein, ich werde ihn einmal recht vermissen, er ist ein heller Sonnenstrahl in unsrer ‚Trübsalshütte', wie die Tante ihr Wohnhaus nennt.

Du siehst, daß auch mir, wenn kein hoher Stern der Herrlichkeit, so doch manch freundliches Lichtlein aufgegangen ist. Deinen Stern gönne ich Dir von Herzen, an Sternen verbrennt man sich die Flügel nicht, und Du weißt ja lange schon: die Sterne, die erreicht man nicht ꝛc. Liebes, liebes

Herz, sollte der Stern Dir aber doch zum freundlichen Tageslicht werden, so würde mich's sehr glücklich machen, — aber wir wollen nicht träumen.

Deine Einsamkeit in Gesellschaft ließe ich mich nicht bekümmern. Da ist's wirklich schade, daß ich nicht an Deiner Stelle bin. Mich amüsirt nichts mehr, als in großer Gesellschaft ganz allein und unbeachtet zu sitzen und all das Geräusch an mir vorüber hummen und summen zu lassen; nirgends kann ich behaglicher denken und nirgends wird mir stiller zu Muth, als wo ich das Zappeln und Treiben der Leute mit ansehe. Meine Helene freilich mit ihrer königlichen Gestalt, die ist wohl nicht zur stillen Zuschauerin auf dem Welttheater berufen. Möge Deine Rolle eine dankbare sein! ich will gern als Statistin im Hintergrund verschwinden.

Weißt Du noch, auf den Instituts-Bällen, den ersten und letzten, die ich je besucht, da ließest du, die allzeit Gesuchte, oft im Vorüberfliegen einen mitleidigen Blick auf mich fallen, die ich nur allzuoft das Loos hatte, den Tänzerinnen Shawls und Boa zu hüten? Und Ihr wußtet nicht, wie gut ich Vergeßne mich unterhielt, was für hübsche Texte ich mir ausdachte zu den Walzermelodieen und was für anmuthige Novellen ich manchmal aus den Gruppen las, die sich im Tanz bildeten.

Tanz' immerhin fröhlich vorüber, meine liebe, schöne Helene, Dein Lottchen sitzt friedlich in der Saalecke, und hält ein warmes Tuch bereit, Dich darein zu hüllen, wenn Dich nachher frösteln sollte.

Laß Dich nicht zu sehr niederdrücken, Liebste, Du hast nicht umsonst ein so aufgerichtetes Haupt; sei mir ein bischen heiter, und vergiß nicht

Deine Lotte.

Grünberg, Juli 1833.

Liebstes bestes Lottchen!

Warum mußt Du mir fern sein, wo mir Dein Trost und Deine Liebe am nöthigsten wäre? Da bin ich denn mit Einem Schlag aus der kurzen Laufbahn in der Fremde wieder in die Heimath versetzt, in das Vaterhaus, — das kein Vaterhaus mehr ist. Wie hätte ich geglaubt, als der Vater noch in der Fülle reicher Mannskraft von mir schied, daß ein Grab alles sei, was ich nach so kurzer Zeit von ihm finden werde! Welch bittre Selbstanklage mischt sich in meine Trauer! Ach ich habe die Heimath so leichtsinnig hingeworfen, habe so wenig verstanden, was Kindespflicht ist. Jetzt erst verstehe ich, wenn ich so des Vaters ganzes Wesen und Sein überdenke, wie oft ihm ein herzliches Entgegenkommen, ein liebevolles Eingehen in seine Interessen wohlgethan hätte, wie auch seine kleinen Schwächen dadurch leicht zu überwinden gewesen wären, während ich ihn reizte durch vorlauten Widerspruch oder unbekümmert meine eignen Wege ging. Ich finde es kindisch, wenn im Familienkreis zärtliche Namen und Liebkosungen gedankenlos als kleine Münze im täglichen Verkehr gebraucht werden, aber in Familien, wo dieser zärtliche Ton gar nie angeschlagen wird, schleicht sich oft allmälich eine Dürre und Trockenheit ein, eine falsche Scham vor jedem Ausdruck tiefern Gefühls, die am Ende die Gefühle selbst verkühlt.

Und dasselbe Herz, das leidenschaftlicher Freundschaft fähig ist, das sich eines Reichthums selbstvergessender, hingebender Liebe bewußt wird, die vielleicht nie erkannt, nie vergolten wird, ist in seiner Kindesliebe oft nur zu passiv und lernt so das Vaterhaus als eine Reisestation ansehen, in dem es Wurzel schlagen sollte mit seinem innersten Wesen.

Zu spät! O möge es nicht ganz zu spät sein! Möge

der Liebe noch möglich werden, dort zu vergüten, was sie hier versäumt hat!

Ich habe dem Instinkt meines Herzens gefolgt und die Stelle bei der Gräfin ganz aufgesagt, obwohl ich mir denken mußte, daß ich nun vielleicht erst genöthigt sei, auf eignen Füßen zu stehen. Aber diese anständige Sklaverei ist nun einmal meine Bestimmung nicht, darüber bin ich mir klar, und das Bedauern der Gräfin, ihr Anerbieten, mir die Stelle offen zu lassen, bis sich meine Verhältnisse in der Heimath entschieden, war so wenig ernstlich gemeint, daß es mir zu großer Demüthigung hätte werden müssen, wenn mich nicht Wichtigeres bewegt hätte.

Und mein Stern? Gott weiß, im ersten Schmerz um den ungeahnten Tod des Vaters, im Gefühl der Reue über versäumte Liebe empfand ich jede andre Neigung fast als ein Unrecht. Es ist nicht so geblieben, aber verhüte Gott, daß ich je meine Weiblichkeit verläugnen und suchen sollte, was ich erwarten muß und wäre es ein Himmel auf Erden! Und ein andrer Grund als die Hoffnung eines Wiedersehens hätte mich nie in's gräfliche Haus zurückführen können. Wenn er mich wirklich suchen sollte, — ich sage ja nur wenn, — dann, Liebe, ist es wohl besser, er findet mich als Freie und nicht als Dienerin, denn eine Dienerin war ich dort doch, wenn auch unter anständiger Form.

Ob ich ein Recht habe, an eine so stolze Möglichkeit zu denken? Ach, Lottchen, solche Träume sind zu zarter Natur, als daß ich wagen möchte, sie dem Papier anzuvertrauen. Du weißt ja, daß jene kleine Aufmerksamkeit am Klavier nicht die einzige blieb, — o, es blinken goldne, sonnige Augenblicke durch die Oede meines Gouvernantenlebens. Die Gesellschaft vom Schloß machte einst einen Spaziergang in ein Gehölz, ich natürlich mit den Kindern im Train; — die

Damen gruppirten sich malerisch im Vordergrund, ich saß unbeachtet mit den Kindern im Gebüsch und machte ihnen Kränze, da kam er herüber von den Andern und sprach mit mir und bat mich um eine Maiblume, — o, ich hätte nicht geglaubt, daß auch die norddeutschen Wälder so lieblich rauschen könnten; und auf dem Heimweg, als Alle sich bekränzten, flocht er einen wilden Rosenzweig auf meinen Hut. Du müßtest freilich wissen, ganz wissen, was eine Gouvernante ist, um die Bedeutung so kleiner Aufmerksamkeiten zu begreifen.

Und einmal bat er mich um ein Buch; und als er später meinen Wunsch hörte, Lenau's Gedichte zu lesen, aus denen er uns vorgelesen, sandte er mir das Buch mit einer so feinen Widmung, daß ich es nicht hätte zurückgeben können. Noch viel solcher Lichtblicke könnte ich erwähnen, aber in Einem Blick, in Einem Wort kann eine Bedeutung liegen, die sich nicht wiedergeben läßt. Wir kamen auch auf Standesvorurtheile zu sprechen, sein hoher und freier Geist ist darüber weit erhaben; — doch stille, mein Herz!

Ich habe ihn nicht mehr gesehen, da ich so rasch abreiste, in der Hoffnung, meinen Vater noch lebend zu treffen. Sturm, der Hofmeister, hat sich mir in jenen Tagen des Leides als treuer Freund bewährt, wie er mir während des ganzen Aufenthalts viel erleichterte; aber begreifen konnte er mich nicht. Sein stilles einfaches Wesen, das sich aus einem dürftigen Elternhaus zum Dienst der Wissenschaft aufgerungen und in ihr sein Genüge findet, konnte gar nicht ahnen, was ich als Zurücksetzung empfand; er hat die Eigenschaft, alles natürlich zu finden, die mich manchmal zur Verzweiflung bringen könnte. Er nahm mir mit brüderlicher Treue alle materiellen Mühen und Sorgen ab, die so peinlich sind für ein bekümmertes Herz, er hat mich bis Berlin begleitet, seine treue Fürsorge rührte mich sehr.

Ich habe der Gräfin sogleich des Vaters Tod gemeldet und meinen bestimmten Austritt angezeigt: heute erhalte ich einen Brief von Sturm, der mich sehr überraschte und mich betrübt, weil ich ihm keine andere als eine betrübende Antwort geben kann. Er bittet mich, ihn zu meinem Freund und Beschützer für's Leben zu wählen. Ein Patronat, das der Graf zu vergeben hat, ist frei und ihm zugesagt, er bietet mir mit so herzlichen Worten diese bescheidne Heimath, seine lang verschwiegne Liebe (die ich freilich wohl geahnt), sein treues männliches Herz. Es thut mir sehr weh und hat mich viele Thränen gekostet, nein zu sagen, aber ich konnte nicht anders.

Auch wenn jener Traum nicht wäre, auch wenn mein Stern in unerreichbarer Ferne bleibt, so dürfte ich Sturm nicht eine Hand ohne Liebe bieten; und dann — wenn alles anders wäre, selbst wenn ich von Herzen die Seine werden könnte, nie, nie würde ich einem Manne angehören, der in einem Herrendienst steht. Ich kenne wohl die alten Gemeinplätze, daß wir Alle dienen, aber dieser persönlichen Abhängigkeit von dem lächerlichen Schemen des Ranges bin ich so bodensatt, und Sturm fügt sich so ruhig in diese Verhältnisse, fühlt sich so unbeengt davon, wie ich es bei meinem Manne nicht ertragen könnte.

Ich wollte, es wäre vorüber, ich habe meinen Brief an ihn schon dreimal begonnen, ohne zu vollenden. Warum, ach warum? .....

Ich bedarf Deiner so sehr, komm so bald es Deiner Tante Zustand erlaubt, es erwartet Dich mit Sehnsucht

Deine Helene.

August 1833.

Geliebte Helene!

Wir erwarten Albert jeden Tag, und wenn er hier ist, hoffe ich, wenn auch nur auf einen Tag, zu Dir eilen zu können; es verlangt mich so von Herzen, Dir nach so langer Zeit wieder in's Auge zu sehen; es ist nur ein Jahr, aber ein so reiches und inhaltschweres für Dich.

Ich habe wirklich schwere Zeit, die Tante ist krank, sehr krank an Leib und Seele.

Die arme Tante! Die Vöglein des Himmels haben ihr nie den göttlichen Samen entführt, und ein harter Fels ist ihr Herz auch nicht,' aber die Dornen und Disteln irdischer Sorge haben ihn erstickt; sie hat nie gelernt, sich des guten Tages zu freuen, woher soll ihr Freudigkeit kommen in der dunkeln Stunde? Wer ihre Lamentationen über das Elend des Lebens gehört hat, der sollte meinen, sie sei glücklich, dies Jammerthal zu verlassen, und doch hängt sie mit so zähen Fäden, nicht an den Freuden des Lebens, nur an seinen kleinlichsten Sorgen.

Gestern, als sie eben der Geistliche verlassen hatte, als die ernste gewichtige Frage: „was soll ich thun, daß ich selig werde?" mächtig in ihrem Innern laut geworden war, bat sie mich, ihr ein Lied zu lesen. Inmitten der schönen Worte:

Ach, daß ich Dich so spät erkennet,
Du hochgelobte Liebe Du,

hörte sie ein Geräusch in der Küche und hielt mich plötzlich ängstlich am Arm: „du läßt doch Christine nicht den Kaffee rösten?" — „Warum nicht, Tante?" — „Ich bitte dich, was fällt dir ein? du wirst sehen, sie röstet ihn zu dunkel,

solche Leute meinen, er müsse schwitzen, und dann ist alles verdorben, die feinste Sorte wird dann schlecht.“ Sie hatte nimmer Ruhe, bis ich mich des Kaffee's annahm, obgleich sie selbst schon seit Wochen keinen mehr genießt.

Gestern sprach sie zum erstenmal von ihrem Tod; der Onkel hielt ihre Hand, er war sehr weich. Diese Herzen, die trotz „Lieber“ und „Liebe“ so trocken, so kühl durch ein langes Leben zusammen gegangen sind, wollten aufthauen. „Du mußt mir's zu gut halten, Alter, wenn ich hie und da wunderlich gewesen bin,“ sagte sie, „ich hatte ein so unruhiges, geplagtes Leben! wenn man nicht weiß, wie fertig werden, so wird man leicht ungeduldig, wenn einem die Arbeit noch erschwert wird; wenn du mir nur als auch ordentlich Nachthemden angezogen hättest, ich hätte nur halb so viel zu waschen gehabt, das hat mir so viel Kreuz gemacht, daß die feinen Hemden gleich so zerknittert waren.“

„Ach Liebe, ich will ja nichts als Nachthemden tragen, wenn dich's beruhigt,“ sagte der Onkel in lauterer Güte.

„Das will ich eben nicht,“ begann sie wieder mit einer Heftigkeit, die über ihre schwachen Kräfte ging, „das hat mich gerade geärgert, daß du bei Tage oft in so grobem Zeuge gingst, die Frau beurtheilt man nach dem Weißzeug des Mannes.“ Erschöpft sank sie auf ihr Kissen, Todesfassung, eheliche Liebe und Vergebung war wieder dahin.

Wir lachen und weinen über die arme Tante; möge uns Gott behüten, daß wir nicht auch so an's Leben gekettet seien, wenn auch mit feineren Banden.

Das Mädchen, die den frühen Tod schön findet, weil sie sich als vielbeweintes, reizendes Todtenbild im Sarg unter Blumen ruhen sieht, die Frau, die sich heimlich auf dem Gedanken ertappt wie sie wohl einst in ihrer Leichenrede beklagt und gepriesen werde, — haben sie die Bedeutung des Lebens

und den Ernst des Todes besser verstanden, als meine Tante, die sich auf der Schwelle der Ewigkeit darüber grämt, daß ihr Albert seine Wäsche künftig einer Stadtwäscherin geben werde? Gott helfe uns die Herzen frühe in ihrer höhern Heimath daheim zu machen, er helfe der armen Tante zum Licht noch in der eilften Stunde!

Glaube nicht, Liebe, daß ich Deine Angelegenheiten vergesse über unsrer Sorge, aber im Angesichte eines Todtenbettes gestaltet sich das Leben so viel ernster, und alle meine Sorgen und Wünsche für Dich werden unwillkürlich zu Gebeten.

Es thut mir sehr leid um den Sturm, aber wenn Du ihm kein ganzes und volles Herz bringen kannst, so wäre es wohl Sünde, ja zu sagen; was Du von Herrendienst und Freiheit sagst, das, mein Herz, hat in meinen Augen kein Gewicht. Wer dem rechten Herrn dient, der steht frei vor jedem Herrn der Erde.

Auf Wiedersehen!

Deine Lotte.

Helene an Lottchen.

Oktober 1833.

Es ist vorüber. Der Traum ist ausgeträumt, mit den fallenden Blättern fällt meine letzte, leiseste, süßeste Hoffnung. O Lottchen, jetzt sei mir nahe, gib mir Dein klares Auge, Dein ruhiges Herz, Deine stete Hand, die den unscheinbaren Pilgerstab ergreift, wenn die Rosen, mit denen sie ihr Leben zu schmücken gedacht, ihr welk entfielen.

Ich habe ja nie geglaubt zu hoffen, ich glaubte in die tiefste Tiefe meines Herzens jeden vermeßnen Wunsch verschlossen; — aber wer will dem Flug eines jungen Herzens

Zügel anlegen? Und wenn ein ganzer Himmel vor Dir steht: Freiheit, Unabhängigkeit, Glück, Liebe und Seligkeit; steht es dann in Deiner Macht, Deine Augen abzuwenden und sie auf eine graue Mauer zu heften? Da lies den Brief der Gräfin. Doch nein, ich kann ihn der Post nicht anvertrauen, auch will ich mich nicht von ihm trennen, so weh er mir gethan.

Sie schreibt mir: der Freiherr (den Namen will ich nun nicht mehr nennen) sei bei ihr gewesen und habe ihr anvertraut, daß er sein Bewußtsein gedrückt fühle durch sein Betragen gegen mich. Er habe sich dem Interesse, das ihm meine Erscheinung eingeflößt, zu unbedacht hingegeben, er habe den Wunsch, den er gehegt, mir seine Hand zu bieten, zwar nicht ausgesprochen, doch auch nicht verborgen. Eine ruhige Erwägung aller Verhältnisse jedoch, eine Besprechung mit seiner Mutter, die ihn über den Stand seines Gutes und seiner Aussichten für die Zukunft aufgeklärt, habe ihn erkennen lassen, daß er mir kein ungetrübtes Glück bieten könnte, und daß man festgesetzte Schranken, selbst wenn sie auf bloß menschlicher Ordnung beruhen, nicht ungestraft überschreite.

Er sei sich bewußt, mir seine Gefühle, wenn auch nicht mit Worten, kund gegeben zu haben, und könne sich nicht beruhigen, wenn mir die Gräfin nicht auf die zarteste Weise sein Bedauern darüber mittheile und um meine Vergebung für ihn bitte, falls er meine Ruhe auch nur entfernt gestört habe. Ein Recht, selbst zu mir zu sprechen, habe er nicht, und würde es für unzart halten.

Was die Gräfin beifügt, ist feiner und weniger hoch herab, als ich ihr zugetraut hätte; es scheint mir, das bloße Interesse eines Standesgenossen für mich hat mich in ihren Augen gehoben, und nun keine Gefahr ist, daß ich je als

Eindringling in ihren Kreis trete, kann sie unbesorgt als Frau zu der Jungfrau, nicht als Gräfin zu der Gouvernante sprechen.

Es tröstet mich, daß auch sie mich versichert, mein Benehmen sei vollkommen weiblich und zurückhaltend geblieben, ich habe mir nicht die geringste Annäherung vorzuwerfen.

Es liegt etwas unendlich Bittres in dieser Verhandlung durch einen dritten Mund, aber er hat es redlich gemeint, Gott helfe mir die letzte Bitterkeit überwinden! Ich habe kein Recht, ihm Vorwürfe zu machen. Meine Klage kann nur die der Blume sein:

Weh mir, daß ich dir vertraut,
Als mich wach geküßt dein Strahl,
Daß ich dir in's Aug geschaut,
Bis es mir das Leben stahl.

Ich will auch nicht klagen, o, ich habe ja so selige Stunden gehabt, Stunden, in denen ein Wort, ein Blick nachklang in meiner Seele, in denen das glänzende Bild einer seligen Zukunft sich meinen Augen entrollte; — es ist vorüber.

Meine Zukunft liegt im Dunkeln. Die Mutter zieht nach U. zu ihrer Schwester, meine Geschwister bleiben bei ihr. Mir sagte die Mutter: „du bleibst natürlich bei mir, bis du wieder eine ganz passende Stelle hast, die dir mehr zusagt als die erste.“ Was ich vor einem Jahr im Uebermuth ergriff, ist nun zur Nothwendigkeit geworden.

Aber ich werde nie mehr in ein adeliges Haus gehen; unter Meinesgleichen kann ich Gehilfin sein, dort bin ich nur Dienerin; lieber Kindsmagd als Gouvernante! Gesellschafterin vollends gar nicht, das ist ein Seelenverkauf; als Haushälterin vermiethe ich doch blos meine Hände, als Lehrerin meine Kenntnisse, als Gesellschafterin muß meine Stim=

mung, mein Gefühl, mein Geschmack zu den Diensten der gnädigen Herrschaft sein.

Im Ganzen ist's gleich, was ich pflanze auf dem Grabe meiner verödeten Freuden: Blumen wachsen nimmer darauf.

Was ich Dir schrieb, das laß zwischen uns zwei begraben sein, sprich auch nicht davon, ich weiß, daß Du mich ohne Worte verstehst; aber wenn Du kannst, so komm zu mir, Dein letzter Besuch hat mir so wohl gethan. Leb wohl und bete für

Deine Helene.

Eichthal, Oktober 1833.

Meine gute Helene!

Wohl habe ich für Dich gebetet und um Dich geweint, und bin so weit gekommen, Dein Loos auf's Neue mit Vertrauen in Gottes Hand zu legen.

Ich kann nicht so ganz schweigen wie Du verlangst, mein liebes, liebes Herz; ach, auch ich war in meinen Träumen für Dich viel vermeßner, als ich je aussprechen mochte. Weißt Du noch, im Institut war's immer die allgemeine Annahme: „Die Helene ist noch zu was Rechtem berufen.“ Ich dachte mir — doch, es ist gleich was ich dachte: Gottes Gedanken waren andre, und es sind Gedanken des Friedens über Dich, nicht des Leides, dessen sei Du gewiß, meine liebe Helene.

Gib Dich seiner Führung hin, mein Herz, und wähle nicht zu eigensinnig. Ich möchte noch einmal sagen: diene Gott, sieh auf Gottes Augen, so kann kein Menschendienst Dir zu schwer werden.

Mein Geschmack wäre freilich auch, lieber unter Meinesgleichen zu bleiben; doch darfst Du nicht übersehen, daß manche Demüthigung viel bittrer zu ertragen ist in Verhältnissen, wo der Besitz den einzigen Abstand bildet.

Für so todt und begraben darfst Du Dein Leben nicht ansehen, liebe Seele, es liegt noch ein seligeres Ziel vor uns, als das Glück irdischer Liebe, und dies Ziel erreichen wir nicht, wenn wir beim ersten Hügel, den es zu übersteigen gibt, am Wege liegen bleiben.

Gott wird nicht verlangen, daß wir gleich hüpfen und springen sollen, aber ruhig voran, wenn auch mit müden Schritten; er gibt uns überschwenglich über unser Bitten und Verstehen.

Bei der Tante geht es mit raschen Schritten dem Ende zu, und Gott sei Dank, die Morgenluft der Ewigkeit, die sie anweht, scheint die Erdennebel zu zerstreuen, die ihren Geist so lang bedrückt. Martha beginnt sich zu den Füßen des Herrn niederzulassen. Es ist ihr und uns Allen unbeschreiblich wohl in der Ruhe, die über ihr ganzes Wesen ausgegossen liegt, sie lebt nun heiter wie ein Kind von einer Stunde zu der andern.

Tante Mine ist angekommen, eine Schwester des Onkels, die früher mit ihnen beisammen gelebt hat, aber seit Jahren im Unfrieden von ihnen getrennt lebt. Gott weiß, worüber ursprünglich der Hader anging: ich glaube, Tante Mine schlägt bei Bisquit das Eiweiß zum Schaum und Tante Rike verrührt es bloß. Es ist zum Lachen und Weinen, wenn sie jetzt alle ihre gegenseitigen Mißverständnisse aufklären und sich von Herzen vergeben. Mein Gott, mit welch kleinen, kleinen Steinchen können die Menschen sich den Lebensweg verbauen! Da hatte die Eine ihre Betten nicht überdeckt aus Reinlichkeit, um sie verlüften zu lassen, und die Andre hatte sie bedeckt

aus Pünktlichkeit, die Eine wollte die Fenster mit Fließpapier putzen und die Andre hielt Leder für besser, die Eine wollte die Mangwäsche bügeln und die Andre nicht, und Eine wollte Zwiebeln im Pfannkuchen und die Andre Speck, und darüber haben sie Jahrelang gehadert und am Ende Jahrelang sich nicht mehr gesehen.

Jetzt sitzen sie Hand in Hand und lachen selbst über ihren elenden Verdruß und thun sich zu Liebe, was sie noch können, aber das ist gar wenig mehr.

Auch Albert ist es wohl ums Herz, seit er der Mutter zum erstenmal seine Kindesliebe zeigen kann, und sie wird nun erst ihres Kindes froh, unbeirrt von einem etwa zerknitterten Hemdkragen oder einer offnen Halsbinde.

So athmen wir Alle noch um dieses Sterbebett, das Gottlob ein schmerzloses ist, eine Luft der Liebe und des Friedens, die uns Kraft geben wird für die letzte, schwere Stunde, die nicht mehr ferne sein kann. Gott helfe ihr glücklich hinüber!

An einen Besuch bei Dir kann ich zunächst noch nicht denken. Gott sei mit Dir, liebe Helene.

Helene an Lottchen.

U. . . . 21. März 1834.

Ich wollte Dir nicht schreiben, liebes Lottchen, bis ich Dir ein klares Bild meines neuen Aufenthaltes und neuen Wirkungskreises geben könnte. Ich habe, wie Du weißt, in der neuen Wohnung der Mutter hier mein eignes Zimmerchen gemiethet und versuche Unterricht zu geben, um mir so eine unabhängige Existenz zu sichern.

Es ist mir eine schwere Sache, mit einem Herzen, das mit dem Leben abgeschlossen hat, neue Lebenspläne zu entwerfen; ich möchte mich lieber in tiefe Einsamkeit versenken und brüten über dem begrabnen Glück; aber das Leben, das rauhe, unbarmherzige Leben mit seinen Bedürfnissen und seinen Forderungen!

Ich habe nun ziemlich viele Lektionen zu geben, aber ich könnte nicht sagen, daß ich mich sehr befriedigt von dieser neuen Laufbahn fühlte. Zwang, Abhängigkeit, dieser Dämon, der mich überall verfolgt, läßt mich auch hier nicht los.

Als Gouvernante wußte ich doch wenigstens die Ordnung des Tages und konnte mich darnach richten, ich war, wenn Du so willst, fremdem Willen unterworfen, aber doch einem einzigen und gerade keinem unvernünftigen. Jetzt bin ich die gehorsame Dienerin von etwa zehn Vätern und Müttern, die Kinder nicht gerechnet, die auch ihren Willen gehörig geltend machen. „Fräulein Winter, könnten Sie nicht meiner Julie die Stunde morgen früh geben, wir machen Nachmittags einen Ausflug?“ — „Mama läßt bitten, die heutige Stunde auf übermorgen zu verschieben, es ist heute Tanzkränzchen.“ — „Papa läßt Sie ersuchen, zur Lektion zu uns zu kommen, Lina hat Zahnweh und soll nicht in die Luft.“ —

Dann die Bemerkungen über meine Methode, die Wünsche in Betreff des Unterrichts! da war's bei meiner Gräfin ein Paradies dagegen. Dort wünscht ein Papa mehr Festigkeit in der Grammatik, da findet eine Mama, daß die Prononciation nicht fein genug ist, eine Andre räth mir mehr Lebhaftigkeit beim Unterricht, eine Dritte meint, ich sollte mehr lesen, um Stoff zur Konversation zu haben, eine alte Madame engagirte mich zu Abendspaziergängen mit französischer Konversation, sie ist in beständiger Erwartung, daß wir noch Franzosen in's Land bekommen, und meint, es sei da

doch nöthig, sich vorzusehen; da soll ich beständig einen imaginären feindlichen Offizier vorstellen, an den sie die hochherzigsten Reden halten will, die sie alle mit mon colonel! beginnt, und dann nimmer weiter kommt. Wenn ich ihr abscheuliches Französisch, z. B. menez-vous de la guerre avec les dames? korrigire, so versichert sie mich, sie habe schon vor fünfzig Jahren in der Strickstunde Französisch gelernt bei einer Eingebornen, und will mich belehren. Ich weiß wohl, Dich würden solche Dinge ergötzen, mich machen sie nur müde und lebenssatt.

Dann hörte ich schon, wenn auch nur aus dritter Hand, nicht nur Einmal die Bemerkung, meine Lektionen seien wirklich etwas theuer, Herr Levailleur, der doch ein geborner Franzos sei (ich glaube, er war einst Perrückenmacher), gebe die Stunde zu 18 kr. Und ich! ich darf ihnen nicht die Bücher sammt dem elenden Geld, um das ich ihnen meine Zeit, meine Freiheit, meine geistige Kraft verkaufe, in's Gesicht werfen, ich muß mit der artigsten Miene fortfahren, mich nach jeder Laune zu richten, und mich den theuren Zöglingen ja nicht in übler Laune zeigen!

Mit der Mutter käme ich allenfalls schon aus, von ihr natürlich muß ich mir Bemerkungen und etwa auch Ermahnungen gefallen lassen, aber da ist noch ihre ganze Familie da, die sich berufen fühlt, auch Theil zu nehmen an meinem Schicksal und mir weise Räthe zu geben.

Und dann, — ich mache keine Ansprüche mehr an's Leben, das weißt Du, aber wenn ich andere Mädchen meines Alters im Kreise der Ihrigen harmlos ihre Jugend genießen sehe, und ich schreite als die bezahlte Mamsell im Geschäftsschritt von einer Lektion zur andern, werde vielleicht hie und da aus Gnaden irgendwo eingeladen, — so steigt mir doch ein natürliches Gefühl der Bitterkeit auf.

Doch Dir sollt' ich nicht so reden, die Du nicht weißt, was Klage und Bitterkeit ist; ich wollte, ich hätte Deine Bienennatur, die aus den Disteln noch Honig ziehen kann; ich habe sie nicht.

Verlaß mich darum nicht, ich möchte auch wissen, ob Du noch bei Deinem Onkel bist und ob Du dort bleibst, überhaupt wie Dir's geht. Schreibe recht bald

Deiner Helene.

Eichthal, April 1834.

Meine liebe Helene!

Halte mich doch nicht für bösartig und für gefühllos, wenn ich Dir gestehe, daß ich über Deinen Brief neben aller innigen Theilnahme, die ich für Dich habe, doch ein Bischen lachen mußte.

Liebes Herz, der liebe Gott hat's wirklich schwer, Dir's recht zu machen. Ich bin sehr froh, daß ich Dein Geschick nicht in Händen trage, ich wäre in der That in Verlegenheit, wie ich's Dir zu Danke machen sollte. Mir kam das Unterrichtgeben ein so glücklicher Ausweg für Dich vor, gerade für Dich, und ich bin ganz betroffen, daß das nun wieder nicht recht ist. Als Du bei Deinen Eltern warst, trieb Dich's in die Fremde, nun beneidest Du die Mädchen, die noch daheim unter dem Schutz ihrer Eltern sind, wenn sich die Leute um Dich bekümmern, so fühlst Du Dich bevormundet und beschränkt, thun sie's nicht, so fühlst Du Dich unbeachtet und verlassen.

Doch, nichts für ungut, liebe Helene, ich weiß ja, wie viel Du verloren: wenn die Augen noch trüb sind vom

Weinen, so ist es nicht leicht, die Sterne auch durch dunkle Wolken zu erkennen. Ich habe Dich doch lieb, wenn Du mir auch da und dort noch unbegreiflich bist, der liebe Gott wird schon noch den rechten Schlüssel finden.

Eins scheint mir Dein Unglück, Helenchen, Du kannst die Leute nicht lieb haben, mit denen Du zu thun hast, und wo das ist, da muß freilich jeder Beruf schwer lasten. Wie das anders zu machen ist, weiß ich nicht recht, bei mir kommt das lieb haben so von selbst, ich denke aber, es ist auch eine Gottesgabe, um die man bitten darf, wenn sie nicht verliehen ist; gib Acht, wenn Du Deine kleinen Mädchen und Deine alte Madame, die ja höchst ergötzlich ist, recht lieb hättest, es ginge Alles leichter von Statten.

Bei uns ist es nun daran, die Haushaltung abzubrechen; nächsten Monat wird der Onkel übersiedeln zu Tante Mine, die alten Geschwister wollen ihre Tage zusammen beschließen.

Es wird so das Beste sein, Du glaubst nicht, wie sehr Onkel seine Frau vermißte. Seine Liebhabereien schienen ihm gar nicht mehr so viel Freude zu machen, seit er ihnen ganz ungehindert und unverkümmert nachkommen konnte. Ich quälte mich lang und vielfach ab um neue Unterhaltungsstoffe. Endlich fiel mir bei Onkels Essigfabrikation, die nun auch unterblieb, ein, daß er vielleicht Interesse an der Chemie gewinnen könnte. Da man nun in unsrer populären Zeit alles populär macht, so entdeckte ich auch wirklich ein Lehrbuch der Chemie, das ich, mit Hilfe der Institutsgelehrsamkeit, leicht verstehen konnte. Da haben wir denn zusammen studirt und laborirt und Versuche gemacht mit Wasserstoff und Kohlenstoff; gelungen ist's gerade nicht, aber wir waren doch vergnügt dabei und hätten nächstens probirt, den Stein der Weisen zu finden.

Tante Mine wird nun freilich keine chemischen Versuche

mit dem Onkel anstellen, aber die haben eine gemeinsame Kindheit und Jugend, und die Erinnerung daran, alles, was der Papa selig gesagt und die Mama selig gethan hat, reicht wohl aus für den Rest ihres Lebens.

Ich will nun Alberts Ausstattung vollenden, so wie sie noch Tante für ihn bestimmt hat; er soll, wenn er seinen Kurs in der Ackerbauschule beendet hat, auf Reisen gehen. Gott geleite ihn! es ist ein gutes, tüchtiges Gemüth.

Ich aber werde alsdann der Bitte meines Vetters, des Herrn Präzeptors Zweigler in Weilburg folgen und in sein Haus eintreten als Hausjungfer, Gehilfin, oder wie Du's heißen willst, der Name thut nichts zur Sache. Kostgänger und Kinder vom Hause treffe ich dort genug, so daß mir's nicht bange sein darf, daß meine Zeit und Kraft brach liegen werde.

Ich bin recht gespannt, wie sich mein neues Leben unter so viel junger Welt machen wird, aber das Herz thut mir weh, wenn ich denke, daß sich nun bald das Haus schließt, das mir, trotz aller Schatten, doch eine liebe gute Heimath war.

Dir, Liebste, wünsche ich guten Muth oder einen guten Ausweg in eine neue Bahn, die Dir besser zusagt. Von Herzen

Deine Lotte.

Helene an Lottchen.

Linsthal, November 1834.

Abermal wäre ein neues Blatt in meiner Geschichte umgeschlagen, ein gar einfaches, doch wird es Dich in etwas in Erstaunen setzen. Mit dem Unterricht geben ist's vorüber, Du weißt längst, daß ich das nicht beklage, so sehr ich auch

nach Deiner Anweisung mich bemüht habe, diesen Beruf und meine flatterhaften Zöglinge lieb zu gewinnen.

Eine Mademoiselle Courtmoulin, eine eingeborene Französin, auf was die Bewohner von U. so viel Werth legen, hat sich dort niedergelassen, und die lernlustige Jugend lief ihr in Schaaren zu. Die besorgten Mütter meiner Zöglinge, die rücksichtsvollen unter ihnen nemlich, meinten, das Unterrichten sei wirklich für meine Nerven zu anstrengend; die Schülerinnen, die nicht von selbst gingen, habe ich entlassen, und Mama und ihre Familie hielten bereits wieder Sitzungen, um zu berathen, was mit mir anzufangen sei, als sich ein Ausweg öffnete.

Du weißt, daß meinem Vater nicht mehr möglich war, Verfügungen für die Seinen zu treffen. Zum Vormund von uns ältern Geschwistern erbot sich ein Bekannter und entfernter Verwandter des Vaters, Herr Kommerzienrath Milber, ein wohlhabender Kaufmann, der sich auf einem kleinen Landhause hier bei Linsthal zur Ruhe gesetzt hat. Dieser nun machte mir den Vorschlag, zu ihm zu ziehen und die Leitung seines kleinen Hauswesens zu übernehmen, da seine Schwester, die indeß bei ihm war, gestorben ist.

Herr Milber steht im Rufe eines sehr respektabeln Mannes, ein dienstbares Verhältniß ist dies eigentlich nicht, es sichert mir alle Freiheit und Unabhängigkeit, die überhaupt für ein Mädchen möglich ist, so zögerte ich nicht, es anzunehmen, und ich bin nun bereits seit einigen Wochen hier zu Hause.

Diese Wendung war nicht vorgesehen in unsern jugendlichen Planen; Du, ja freilich Du, wolltest allzeit barmherzige Schwester werden und Kleinkinderlehrerin und was Alles, — ich hatte mir's etwas anders gedacht.

Die Stille und Ruhe meines hiesigen Aufenthalts thun mir wohl. Du wirst einige Zweifel in mein Talent als

Haushälterin setzen, es ist aber hier eine leichte und einfache Verwaltung, ein alter Knecht besorgt Garten und Pferde, eine Köchin und eine Hausmagd Küche und Haus.

Ich habe mein Zeichenbrett und die Farben wieder hervorgeholt, Herr Milber freut sich, mein Klavierspiel zu hören, es kommen hie und da Besuche aus der Nachbarschaft, die die ländliche Einsamkeit beleben, — ich glaube, dies stille Leben ist das Beste für mich, es ist mir nöthig nach so viel Stürmen.

In der Stille meines hiesigen Aufenthalts habe ich nun auch Zeit, der Vergangenheit zu leben, der süßen, seligen Vergangenheit. Wie konnte ich noch klagen über den Druck und die Entbehrungen meines Gouvernantenlebens, nachdem ein solch goldnes Licht darüber aufgegangen war! Jede Minute jener Zeit koste ich jetzt aus, jedes leise geflüsterte Wort; — er hat mich doch geliebt! auch wenn Alles jetzt vorüber ist, und dies Bewußtsein macht mich reich.

Gesellschaft ist mir hier nicht besonders angenehm, obgleich hie und da recht umgängliche Leute einsprechen; — meine eigene Stellung hat denn doch etwas Schwankendes, Unbestimmtes. Ich wollte, Herr Milber, der ja im Alter meines Vaters ist, würde mehr die Haltung eines Vaters annehmen; er ist nur allzu aufmerksam, zu rücksichtsvoll: ich hätte gerne bei ihm gut gemacht, was ich bei meinem guten Vater versäumt, — seine Artigkeit beunruhigt mich mehr, sie läßt mir weniger Sicherheit.

Es ist gar kein übler Herr, mein Herr Vormund, nur hält er noch etwas zu viel auf sein Aeußeres, das zu keiner Zeit sehr hinreißend gewesen sein kann, auch ist er hie und da in Verlegenheit, was er mit der Zeit beginnen soll, die Toilette nimmt zwar immerhin einige Morgenstunden in Anspruch, — es freut mich, als Zeichen seiner Achtung, daß er sich nur in vollem Auzug vor mir sehen läßt, — dann hat

er eine Menge Uhren, Standuhren, Wanduhren, Spieluhren, Taschenuhren, Dosenuhren, die er mit großer Sorgfalt aufzieht, dann macht er seine Promenade, auf der ich ihn zuweilen begleite, die Zeitungen füllen einige Stunden aber — der Tag ist lang, und wissenschaftliche Interessen konnte sein früheres unruhiges Geschäftsleben nie nähren. Seine belletristische Lektüre war meistens Lafontaine, ‚Henriette Bellmann, ein Gemälde schöner Seelen‘, hat er mir dringend empfohlen; als ich ihm aber lachend gestand, daß es mir rein unmöglich sei, das Buch zu Ende zu bringen, schien er etwas beschämt, er liest seitdem auf meinen Rath den Walter Scott, mit wie viel Genuß kann ich nicht sagen.

Du aber, Liebe, bist ja ganz und gar verschollen. Daß Du im Juni erst Deinen Onkel zu seiner Schwester begleitet, daß Du dann das Vergnügen hattest, den Onkel Gottlieb und die Tante Mine, die sich zur Gesellschaft Beide krank wurden, zu verpflegen, das sagte mir Dein letztes, kurzes Briefchen. Nun aber werden sie doch wohl gesund sein, und ich möchte wissen, ob Du nun bei Deinem Vetter Präzeptor eingerückt bist, wenn Du nicht auf dem Heimweg noch einen Samariterdienst zu verrichten gefunden hast.

Morgen ist mein einundzwanzigster Geburtstag, da hoffe ich auf einige Worte von Dir. Denkst Du noch an meinen siebzehnten? Den ersten, den wir nach der Rückkehr von der Pension in meinem Elternhause zusammen feierten? Wie golden und rosig lag da die Zukunft vor unsern Augen! Dann kam des Vaters Tod, — und Alles, Alles wurde anders.

Was ist mir heute noch geblieben von jenen glänzenden Träumen? — Nichts, als Ruhe für ein müdes Herz.

Lebe wohl und denke in Liebe

Deiner Helene.

Weilburg, Februar 1825.

Liebe Helene!

Es ist lange angestanden, bis ich dazu komme, jenem flüchtigen Geburtstagsgruß einen ordentlichen Brief folgen zu lassen.

Ich könnte freilich etwas von der Ruhe und Muße Deines Aufenthalts zu Linsthal brauchen, die mir Deine zwei letzten Briefe schildern. Ich gönne sie Dir zwar von Herzen, aber, nimm mir's nicht übel, Liebe, eigentlich bist du noch zu jung zu einem solchen Stillleben, das wäre ein Ruheplätzchen für eine alte Großtante. Ich meine ein Bischen Arbeit, das heißt Arbeit, die sein muß, wäre besser, als die langen stillen Mußestunden am Fenster und Klavier.

Sieh Dich auch ein Bischen um, bekümmere Dich um Deine Nachbarn und ihre Kinder, und wenn der Lenz beginnt, so leg ein wenig mit Hand an im Garten, das Stillsitzen und Brüten über seinen eignen Gedanken taugt nichts, das sagt Dir Eine, die aus Erfahrung spricht, und die froh ist, daß sie nicht allzuviel Zeit hat, allein zu sein mit einem kindischen Herzen.

Auch für die Unterhaltung Deines alten Herrn dürftest Du etwas mehr thun; wozu ist man gebildet und geistreich, wie meine Helene, wenn es nicht auch Andern zu gute kommen soll? Du lies'st so viel den lieben, langen Tag, da würde ich mir auswählen, was etwa den Herrn Vormund ansprechen könnte, ist mir's ja doch sogar mit dem Onkel gelungen!

Der Abschied vom Onkel ist mir noch recht schwer geworden. Albert, der gute Junge, den ich noch nie weinen sah, als an seiner Mutter Leiche, zerfloß fast in Thränen, als er mir Lebewohl sagte, und der Onkel, — ich habe ihn nie so wortreich gesehen, als er in seinem Danke wurde, bis ihm

die Stimme brach, und er nur noch sagen konnte: „Gott vergelte Dir's, Gott vergelte Dir's, Lottchen."

Um Albert thut mir's am meisten leid, daß ihm das Vaterhaus verschlossen ist, zu der Tante Mine hat er gar zu weit. Er wird nun seine Reise angetreten haben, Gott geleite ihn und führe ihn so gut und rein zurück, wie er geht!

Ich aber, meine Liebe, bin nun allhier bei meinem Vetter, dem Herrn Präzeptor Zweigler, und seiner Frau förmlich angestellt, habe unbeschränkte Vollmacht über 24, sage vierundzwanzig junge, hoffnungsvolle Sprößlinge, künftige Minister und Präsidenten, Prälaten, Pfarrer, Advokaten, Schreiber und Apotheker; eine Vollmacht, die bis zu dem Recht geht, Ohrfeigen auszutheilen, von dem ich aber nicht gedenke, Gebrauch zu machen.

Neben diesen vierundzwanzig Anvertrauten hat meine liebe Base, Frau Zweiglerin, die Welt bis jetzt alljährlich um ein neues Glied vermehrt, so daß es in allen Ecken wimmelt und wuselt und mir unser Haus mit seiner Einwohnerschaft oft vorkommt, wie die Flasche mit einem Bergwerk im Leib, wo man wohl sieht, was alles da drinnen ist, aber absolut nicht begreift, wie es hineingekommen.

Das ist ein Ernst, liebe Helene! Wenn ich auch noch so goldige Erinnerungen hätte, ich hätte wahrhaftig nicht Zeit, ihnen nachzuhängen; und meine Zukunftsträume, — die gehen nicht weiter, als vom Morgen bis zu der Stunde, wo unser wildes Heer in die Schule abgetobt ist, und vom Abend bis zur Nacht, wo sie endlich zur Ruhe sind, und ich meiner geplagten Base mit ihren drei kleinen Schreiern zur Hilfe eilen kann.

Zuerst, das gestehe ich Dir, wurde mir seelenbang, als ich das Gewimmel und Getrieb im Hause mit ansah, aber es ging, wie Jean Paul von der Wetterwolke sagt: aus der

Ferne ist sie schwarz, über uns nur grau. Ich versichre Dich, ich stehe jetzt schon so gut mit den kleinen Burschen, sie haben ein solches Zutrauen zu mir, theilen mir ihre kleinen Geheimnisse, ihre Briefe und Kuchen von der Mama mit, daß ich mir's oft zum Vorwurf mache, daß ich mich hier schon wieder so daheim fühle und die alte Heimath nicht vergessen, aber verschmerzt habe.

Mein Herr Vetter (von wannen eigentlich unsre Verwandtschaft stammt, weiß ich nicht recht, es lebt an einem Ort noch eine uralte Jungfer Zweiglerin, die es wissen soll), führt oft ein gar scharfes Scepter, er sagt, es sei sonst unmöglich, die Buben im Zaum zu halten, da muß ich denn beständig die Vermittlerin und Fürsprecherin machen, und wo ich gehe und stehe zupft mich Einer am Ermel und Einer am Kleid: „o, Fräulein Lottchen, da ist mein Ermel zerrissen," — „Fräulein Lottchen, fragen Sie auch, ob wir in's Bad dürfen!" und noch tausenderlei andre Gesuche.

Am Samstag ist großer Waschtag, da sollen sich die Jungen, groß und klein, alle von mir strählen und kämmen lassen. Das ist keine kleine Aufgabe; all mein Gedächtniß und meine Phantasie muß ich aufbieten um wundersame Geschichten, mit denen ich sie zum Stillhalten bewege, sie werden oft so abenteuerlich, daß kürzlich Einer der Kleinen bedenklich sagte: „hören Sie, Fräulein Lottchen, ich glaube, das ist ein verlognes Mährchen," und triumphirend schrie die ganze Schaar: „ja, ja, das hat Lottchen selber erfunden!" als hätten sie einen großartigen Betrug entdeckt.

Sehr erstaunt sind meine Jungens über die Brocken lateinischer und sogar griechischer Weisheit, die ich vor Zeiten von Albert aufgeschnappt habe; es verbreitete sich zuerst die Sage unter ihnen, Lottchen verstehe Griechisch und Latein. Leider haben mich ein paar Verstöße beim Ueberhören um

diesen falschen Ruhm gebracht, im Französischen aber bleibe ich die höchste Autorität, und, allen Respekt vor meinem gelehrten Herrn Vetter, aber ich glaube wirklich, es hierin mit ihm aufnehmen zu können.

Aber ich weiß nicht, ob in deinem Stillleben Scenen aus dem Gegentheil noch Interesse erwecken. Du kämst zu keinem so langen Brief, wenn ich nicht heute die Nachtwache bei einem unsrer Knaben übernommen hätte, bei dem man eine Hirnentzündung fürchtet. Gott lenke es gnädig zum Besten; wir erwarten morgen seine Mutter.

Was meinst Du, schlage dem Herrn Kommerzienrath vor, er soll etwa nur die Hälfte unsrer Jungen zu einem Ferienaufenthalt auf sein Landgut laden, um eure Einsamkeit zu beleben? das würde euch Beiden gut thun.

Lebe wohl, liebe Helene.

Mai 1835.

Liebes Lottchen!

Du erhältst diesen Brief von U. aus, wo ich wirklich bei der Mutter bin, um einen wichtigen Entschluß mit ihr zu berathen.

Mein Vormund hat mir vor acht Tagen seine Hand angeboten. Du kannst Dir denken, in welche Aufregung mich diese Werbung versetzt. Ich hätte sie freilich ahnen können, Du weißt, ein Mädchen sieht scharf in diesen Dingen; aber ich *wollte* es nicht glauben. Ich glaubte, hier Ruhe gefunden zu haben, und wenn mich auch meine Stellung nicht befriedigte, wenn auch hier mich manches Bittere und Demüthige traf, so fühlte ich mich doch freier und unabhängiger als sonst.

Diese Unabhängigkeit war freilich nur Täuschung, das wird mir jetzt klar, wo ich fühle, daß ich diese Freistätte verlassen muß, wenn ich nein sage; und damit ist Milber kein Vorwurf gemacht, der seine Werbung so zart, so achtungsvoll aussprach, wie es nur je ein stolzes Mädchenherz erwarten kann; das ist die Schuld der Verhältnisse, die unser armes Geschlecht knechten vom ersten Athemzug bis zum letzten Hauch.

Milber hat recht lieb und herzlich mit mir gesprochen, er verkennt die Kluft nicht, die die Jahre zwischen uns bilden, — achtunddreißig Jahre, — aber er legte mir seine ganze Vergangenheit vor Augen: eine Jugend voll Arbeit, Sorgen und Entbehrungen, eine lange, lange freudlose Ehe an der Seite einer grämlichen, kränklichen Frau, und nun, wo sich das Glück ihm zugewandt, wo er in Ruhe der edleren Genüsse des Lebens sich freuen könnte, nun steht er einsam, ohne Kinder, ohne Geschwister, und es würde ihn glücklich machen, mir Alles zu Füßen zu legen, was ihm das Glück bescheert, meine Jugend mit dem zu schmücken, was ihm noch wenig Herzensfreude gebracht hat.

Du denkst vielleicht, das hätte er auch können, wenn ich wie bisher in einem töchterlichen Verhältniß mit ihm gelebt hätte, — aber sieh, er ist vielfach beschränkt und bedrängt von Verwandten, die sich Rechte auf ihn anmaßen, und es ist ihm drückend, mich in einer eben doch untergeordneten Stellung zu sehen.

Und es ist wahr; wenn Leute, die im Haus Geschäfte haben, fragen: „ist das die Frau?“ und hören die gleichgültige Anwort: „nein, nur die Jungfer,“ wenn man in Gesellschaft nach meinem Namen fragt und ich höre: „die Haushälterin Herrn Milbers,“ so ist mir's ein Dolchstoß in's Herz.

Und nun sage mir, was soll ich thun? Daß ich diesem Mann nicht L i e b e geben kann, in dem rechten, tiefen Sinne

des Wortes, ist klar, auch kann er daran nicht denken; aber ich kann ihm meine Treue, meine kindliche Hingebung und Sorgfalt weihen, ich kann ihn glücklich machen, ich, die selbst längst die letzte Hoffnung auf Glück begraben hat. Er bietet mir seinen Schutz, seinen ehrenwerthen Namen, eine gesicherte Zukunft.

Im andern Falle muß ich das Dach verlassen, das mir seither eine Heimath bot, muß entweder als überzähliger Gast am Herde der Mutter bleiben, oder hinaus in die Fremde, neuen Demüthigungen, einem neuen Joche entgegen.

Du schließest vielleicht aus meinen Worten, daß mein Entschluß schon gefaßt ist. Ich glaube, es ist so; nicht ohne langen, schweren Kampf.

Du aber, die Du so sehr dafür bist, sich in das Gegebne zu fügen, phantastischen Träumen zu entsagen und das Leben zu nehmen, wie es kommt, Du wirst diesen Entschluß gewiß gut heißen.

Die Mutter gibt mir eine Menge zu bedenken, meint aber schließlich: eine Versorgung wäre es doch, obgleich sie mir wiederholt und herzlich ihr Haus als Heimath anbietet.

Ich denke, Milber von hier aus das Jawort zu geben, und bei der Mutter zu bleiben, bis die Vorbereitungen zu unserer Hochzeit getroffen sind, aber es verlangt mich, zuvor ein paar Worte von Dir zu hören.

Also das wäre das Ende, liebes Lottchen?

Die Blume darf nicht sprossen,
Und ringen nicht das Herz,
Das Leben hat geschlossen
Das Buch von Lust und Schmerz.

Denke in Deinem Gebet

Deiner Helene.

Weilburg, Mai 1835.

Theuerste Helene!

Du glaubst, daß Dein Entschluß schon gefaßt sei, und doch fragst Du mich noch: was soll ich thun?

Gönne mir, gönne Deinem eignen Herzen noch eine Stimme, eh Du entscheidest, mein liebes Herz. Du berufst Dich auf meine nüchterne Lebensansicht und erwartest von mir gewisse Zustimmung. Ich weiß wohl, ich bin ein hausbacknes Ding, ihr habt mich immer die Jungfer Weisheit genannt, und ich hatte jederzeit gewaltig viel Vernunft übrig, — für andre Leute, sein Theilchen Dummheit behält am Ende das Klügste für sich, — aber das Herz wird mir doch unendlich schwer, wenn ich an Deinen Entschluß denke, und ich meine, ich müsse Dich mit beiden Armen zurückhalten.

Ob Du glücklich wirst durch Dein Ja, — ach, liebes Herz, das ist wohl schwer zu bestimmen. Ich habe fröhliche selige Bräute gesehen, deren Ja nur der Schlußakkord der süßen Melodie war, die ihr ganzes Wesen durchklang, und — ich sah sie bald wieder in einsamer Trauer als Wittwen oder — als unbefriedigte Frauen, die nicht verstanden hatten, den schönen Klang festzuhalten.

Ob es klug ist, dies Ja auszusprechen, wollen wir darum zunächst nicht fragen, das ist zu Zeiten oft recht schwer zu finden, aber ob es recht ist, das sollte doch wohl mit Gottes Hilfe zu ergründen sein. Ich kann ja selbst nicht wissen, was es ist um dies Ja, das unser ganzes Sein, Leib und Seele an ein andres Dasein knüpft, aber es muß etwas unendlich Großes sein, darum bedenke wohl, eh Du es aussprichst. Kannst Du denn diesem Manne angehören, so mit ganzem Herzen, daß im tiefsten Grund Deiner Seele keine Stelle mehr ist, wo er nicht zu Hause sein dürfte?

Du findest es bei Deiner Jungfer Weisheit natürlich, daß sie eine Wahl aus Liebe, was man so nennt, nicht für einzige Bedingung zum Glück der Ehe hält, und da hast Du recht. Ich bin noch jung (ich glaube wenigstens; hie und da komme ich mir erschrecklich alt vor), aber ich habe doch schon in manches Herz und Leben gesehen und gefunden, daß das höchste Glück selten da war, wo man mit den höchsten Erwartungen begonnen hat. Eine solche Liebeswahl fügt sich ja so selten in unsern Tagen, und Gott kann doch unmöglich den Stand, den er selbst eingesetzt hat, in so wenigen Fällen nur mit Glück begabt haben.

Schön muß es freilich sein, wunderbar schön, wenn einem das Leben einmal so recht seine vollen Rosen in den Schooß wirft, aber es liegt Gefahr in diesem Glück: man freut sich seiner Rosen und spielt damit, bis sie welk sind. Wo aber das Glück als ein unscheinbares Pflänzchen in Deine Hand gelegt wird, das Du einsenken, das Du treu und oft mit Mühe hegen und pflegen mußt, da lernst Du Dich auch der kleinsten Knospe freuen und empfindest Dein Glück als Dein Eigenthum und als einen Gottessegen zugleich.

Darum laß Dir nicht das Herz schwer machen durch George Sand'sche Ideen, liebste Helene. Diese hochfliegenden Geister der neuen Zeit, die doch wieder nichts besseres ansprechen, als was diese arme Erde gibt, für die in diesem Leben alles beschlossen ist, und Leib und Seele zusammen aufgehen muß in der irdischen Liebesflamme, wie einst im Todeshauch, — die brauchen freilich für ihr Glück Leidenschaft, Liebe, geistiges Erkennen und sinnliches Verlangen.

Wir aber, die wir ein unbeflecktes und unverwelkliches Erbe ersehnen, die wir ein höheres Ziel im Auge haben, eine Zukunft, wo nur die Liebe unsterblich sein wird, die sich geheiligt hat im Quell der ewigen Liebe, wir sehen das Band

der Erde als eine Brautzeit für die höhere Vereinigung der Ewigkeit an, eine läuternde, heiligende; und dazu kann auch die Ehe werden, die nicht allein unsere leidenschaftliche Herzenswahl ist. Wenn ich aber glaube, es ist nicht nöthig, zum Glück sich vor der Wahl geliebt zu haben, so ist es doch ganz gewiß nöthig, sich nachher lieben zu können.

Noch als kleines Mädchen, wenn ich eine Trauung mit ansah, mußt ich in der Stille ältere Eheleute betrachten, die oft so kühl und trocken oder wohl auch unfreundlich nebeneinander hergingen, und ich mußte mich besinnen: ob denn die auch einmal so schön und heilig miteinander in der Kirche gestanden seien. Und jetzt noch weht mich's unheimlich kühl an, wo die Ehe als nichts denn eine anständige Versorgungsanstalt erscheint.

Vor solchem Loos behüte Dich Gott. Achtung, Freundschaft, gegenseitige Rücksichten, sind gewiß ganz gut für's Zusammenleben mit allen Leuten, aber zum Glück der Ehe gehört nun sicherlich mehr, und ein Ja, das nicht mit einer tiefen, heiligen Freudigkeit gesprochen wird, halte ich für Sünde. Aber diese Freudigkeit ist eine Gabe Gottes, und wo er sie nicht verleiht, da liegt der Bund nicht in seinem Willen.

Eine Verheißung der Bibel hat mir immer ganz besonders wunderbar und lieblich geklungen, weil sie auch menschlicher Liebe und Freundschaft eine Weihe gibt: „Wo Zwei unter Euch Eins werden, was sie bitten wollen, das soll ihnen widerfahren von meinem Vater im Himmel." Ich denke, diese Verheißung könne ihre seligste Erfüllung finden bei zwei Gatten, die zusammen um die rechte Liebe bitten, und was so erbeten wurde, ist am Ende schöner und reicher, als was andern ein freundlich Geschick von selbst in den Schooß geschüttet.

Liebe Helene, glaubst Du, daß Eure Herzen so recht Eines vor Gott sein können? Hier allein gibt es nicht

Jugend und nicht Alter, und nur eine tiefe ernste Einigung im Höchsten kann die Kluft der Jahre ausgleichen, die zwischen Euch liegt.

Diese Jahre an sich, so groß auch ihr Unterschied ist, würden mich nicht bekümmern, die Zeit steht in Gottes Hand, und wenn Du wirklich Deinem Mann zum Segen wirst, so kann Dir ein kurzes Beisammenleben so reiche Erinnerungen geben als das längste.

Aber bedenke Dich, liebes, liebstes Herz, bedenke Dich, wenn Du glaubst, Freiheit, Unabhängigkeit zu gewinnen mit dem Wort, das Dich einem Andern ganz und gar zu eigen gibt, so zu eigen, wie kein Verhältniß sonst in der Welt. So weit ich's verstehe, so wird Freiheit in der Ehe nur mit vollster Hingebung erkauft, sonst muß sie unerträglicher Zwang sein.

Aber ich spreche wohl zu viel, und habe doch lange, lange nicht alles ausgesprochen, was mir auf dem Herzen liegt. —

Ist wirklich alles schon entschieden, und steht Deine Wahl fest, so segne sie Gott, liebe Helene. Ich will nicht sagen: vergiß dann, was ich gesprochen, denke nur, daß es meine Liebe sprach. Das weißt Du, daß kein Herz inniger um Dein Glück betet, als das

Deiner Lotte.

Helene an Lottchen.

Oktober 1835.

Es sind schon viele Monate, liebes Lottchen, seit wir Abschied genommen am Abend meines Hochzeittages; und außer dem kurzen Briefchen, in dem ich Dir unsere Rückkehr von der Reise anzeigte, hast Du noch keine Nachricht von

mir. Halte mir's zu gut; es ist nicht eben Mangel an Zeit, was mich vom Schreiben abhält, es ist eine gewisse Mattigkeit, Verdrossenheit, möcht' ich sagen, die mich seither nicht dazu kommen ließ, auch weiß ich Dir wirklich nichts Interessantes zu berichten.

Du fürchtest, ich trage Dir die Freimüthigkeit nach, mit der Du mir über meine Heirath geschrieben? o nein, liebstes Kind, halte mich nicht für so schwach; ich kenne ja die Liebe, die aus Deinen Worten, aus Deinen Warnungen sprach, und vielleicht — hast Du Recht gehabt.

Nimm das für keine Klage, meine Liebe. Es wäre groß Unrecht, wenn ich klagen wollte, — mein Mann ist so sehr gut, so aufmerksam gegen mich, ich muß mich hüten, zu viele Wünsche auszusprechen, er würde sie alle erfüllen. Freilich gibt es Wünsche, die unerfüllbar sind.

Wir haben eine schöne Reise gemacht, am stolzen Rhein, alle die Herrlichkeiten gesehen, in die sich einst unsere Mädchenphantasie geträumt, und das Meer, das geheimnißvolle unendliche Meer. Wie oft, wie oft habe ich Dich an meine Seite gewünscht. Mein guter Mann, der mich überall hinführte, wo er mir nur den leisesten Wunsch ablauschte, konnte meine Begeisterung so wenig theilen. Es ist ihm nicht zu verdenken, in seinem Alter ist man abhängiger von äußern Bedürfnissen, aber erkühlend wirkt es, wenn Du versunken bist in Anschauung der Herrlichkeit des Kölner Doms und Dein Mann flüstert Dir in's Ohr: „Liebes Kind, wir haben Beefsteak bestellt, die werden rein ungenießbar, wenn wir nicht präzis kommen."

Wir mußten Eine Nacht auf dem Dampfschiff zubringen, eine wundervolle Sternennacht, das Mondlicht zog lange goldne Streifen auf dem Fluß, wir standen auf dem Verdeck und schwelgten in dem Zauber dieser Nacht. Mein armer Mann

stand fröstelnd neben mir: „liebe Helene, hast Du nicht noch einen warmen Shawl eingepackt, ich bekomme sicherlich einen Rheumatismus." — „Warum gehst Du denn nicht lieber in die Kajüte, Lieber?" — „O, man liegt erbärmlich schlecht auf den Divans, ich bin wie gerädert." Und doch ist mir noch lieber, wenn er sich gibt, wie ihm ist, als wenn er sich unnöthig zusammennimmt und mir zu lieb jugendlicher und poetischer thun will, als ihm zu Muthe ist; ich fürchte, ich bin in solchen Fällen oft unfreundlicher als recht ist. Auf der Reise war es ihm höchst unangenehm, daß er so oft als mein „Herr Vater" angeredet wurde. Zuletzt war ich selbst froh, als ich ihn aus den Beschwerden der Reise glücklich erlöst und nach Hause gebracht hatte. Die neue Einrichtung unsers Landhauses ist sehr, sehr hübsch, ich freue mich, bis ich sie Dir zeigen kann. Es machte mir Freude, ich gestehe es, als eigne Herrin hier zu schalten, zum erstenmal, und alles nach meinem Geschmack zu ordnen. Milber brachte mich freilich fast zur Verzweiflung mit ein paar entsetzlich schlechten Familienbildern, die er durchaus im Salon aufhängen, und mit einer eben so geschmacklosen Uhr, einen Thränenkrug vorstellend, die er auf meinen, wirklich sehr eleganten Schreibtisch placiren wollte, aber ich habe glücklich obgesiegt und Uhr und Bildnisse ins obere Gastzimmer verbannt.

Mit den Dienstboten war ich genöthigt zu wechseln, ich hörte gar zu impertinente Aeußerungen über meine ehmalige und jetzige Stellung im Hause; auch in Gesellschaft fühle ich mich vielfach gedrückt durch den Gedanken, daß Andre meine Wahl eigennützigen Beweggründen zuschreiben.

Aber, ich wiederhole es, es wäre Unrecht zu klagen, Milber ist nur zu gut, — ich denke oft, ein Mann, den ich mehr fürchten müßte, wäre besser für mich. Ich muß mich hüten, seine Güte nicht zu mißbrauchen. Ich fühle mich so

oft gereizt, verstimmt, ohne den Grund zu wissen; es sei Nervensache, sagen sie, wir wollen nächsten Sommer in ein Bad gehen, wohin weiß ich noch nicht.

Laß mich nicht zu lange mehr auf Deinen Besuch warten, meine Liebe, er wird eine große Wohlthat sein in der Einförmigkeit unsers Landlebens; namentlich die Abende sind oft sehr lang. Wir haben anfangs zusammen gelesen, aber ich fand, daß meine Lektüre meinen Mann wenig anspricht, das Spiel dagegen ermüdet mich, so macht er meist sein Schläfchen auf dem Sopha und ich lese für mich. Ich lese selbst nicht mehr so gern wie früher; soll ich mich zurückversetzen in alte Träume, die lange verschollen sind, oder Zukunftsbilder entwerfen, wo keine Zukunft ist? Darum, Liebe, wenn Ihr nicht ohnehin Ferien habt, so denk einmal auch an Dich selbst, mache Ferien und komm zu

Deiner Helene.

Lottchen an Helene.

Mai 1836.

Herzlichen Dank, liebe Helene, für die sonnigen, freundlichen Tage, die ich auf Eurem schönen Landsitze verlebt, für die gastliche Güte Deines Mannes, für Deine alte Liebe, die mir immer auf's Neue wohlthut. Diese Tage im Freien und Sonnenschein haben mich recht aufgefrischt, auch die Kleinen hier sind indeß wohl geblieben, unsere Knaben rücken von allen Seiten wieder ein, und ich habe nicht Zeit zum Heimweh. In diesen ersten Tagen nach der Rückkehr aus der Heimath, wo ihnen die Mama Leibgerichte kochte und sie bis acht Uhr schlafen ließ, wacht den Jungen leicht das Heimweh auf, da muß man sich ihrer ein Bischen mehr annehmen

als sonst, um den Uebergang zu der strengen Schulordnung zu erleichtern.

Wir haben gestern Ostern nachgefeiert, weil sie über die Feiertage zu Haus waren. Das war eine Lust und Herrlichkeit, und mit so wenig Mitteln! ein paar Eier und ein paar Brezeln für Jeden war die ganze Bescheerung, die ich mit großem Aufwand von Scharfsinn im Garten versteckt hatte. Du hättest das Jubelgeschrei hören sollen, als Einer um den Andern seinen bescheidenen Antheil entdeckte und der Letzte den seinigen gar nicht finden konnte, weil ich ihn bei mir in der Laube versteckt hatte. In der Laube aber thronte ich, als Herrscherin über eine ungeheure Chokoladekanne, aus der sämmtliche Mannschaft reichlich erquickt wurde. Die kleine Schaar, die da so fröhlich und rothbackig im grünen Gras lagerte und schmauste, dazwischen die sechs Kleinen vom Hause, die Alle von den Kostgängern geschmeichelt, gehätschelt und verwöhnt werden, und die nun von Einem zum Andern krabbelten und von seinem Antheil naschten, — ich sage Dir, es war ein Anblick zum Malen. Wenn Du Dir mit dem drolligen Jungen Eures Taglöhners, der allemal so possirlich im Gras herumkugelte, und mit den zwei kleinen Mädchen der Wäscherin hie und da so einen Spaß machen wolltest, es würde Deinem Mann, der so herzensgut ist, gewiß auch Freude machen.

Liebste Helene, da bin ich eben dran, aus lauter Delikatesse wie die Katze um den heißen Brei herumzugehen, und wir stehen uns doch so nahe, daß ich wohl wagen darf, von der Leber weg zu reden.

Du könntest glücklicher sein, liebe Seele, Du solltest glücklicher sein und — glücklicher machen. Statt zu brüten, wie und warum Du denn auf diesen Weg gekommen, und ob Du darauf sein solltest, geh ihn frisch und freudig fort, so wird er doch ein Himmelsweg. Es ist, verzeih mir's

Liebe, als ob Du mit der Einen That, daß Du mit Deiner Jugend und Schönheit einen so viel ältern Mann genommen, all Deine Opferfähigkeit erschöpft habest, und als ob er fortan sein Lebenlang an diesem Opfer zehren müsse.

Wenn Dich's kränkt, daß Fremde glauben, Du habest Deinen Mann aus Eigennutz gewählt, wie kannst Du sie schöner widerlegen, als wenn Du mit der That zeigst, daß Du es gethan um einen weitern Wirkungskreis, um reichere Mittel zum Gutesthun zu haben, um der freundliche Engel eines sonst einsamen Lebens zu werden?

Gewiß, es thut Deiner Frauenwürde keinen Abbruch, wenn Du einen Abend Brett spielst oder sogar Damen ziehst mit Deinem Mann, weniger, als wenn Du Dich mit der Miene einer gekränkten Unschuld auf's Sopha lehnst und die Gedichte wieder liest, die wir in unsern romantischen Frühlingstagen abgeschrieben.

Faß einmal die Gegenwart frisch und freudig an, Liebe, und sitze nicht immer in tragischem Anschauen der Vergangenheit.

Man sagt, so manche Ehe würde glücklicher sein, wenn die Frauen mehr an ihr Wittwenstübchen dächten.

Du bist kein Kind, liebe Helene, und kannst Dich nicht darüber täuschen, daß sich Dir früher als andern dies Wittwenstübchen erschließen kann. Glaubst Du nicht, das Bewußtsein, daß Du ein Gottessegen warst für den Lebensabend Deines Gatten, wiege ein paar begrabne Mädchenträume auf?

Und nun, verzeih der Predigerin, aber Du weißt, es thut mir weh, wenn ich so schöne Gottesgaben als todtes Kapital liegen sehe, die in lebendiges Herzensglück umgesetzt werden könnten. Halte mir's zu gut und zeige, daß Du in Wirklichkeit mehr und Schöneres thun kannst, als ich mit meiner Altjungfernweisheit predige.

Mit Einem Wort, liebes Herz, sei glücklich und zufrie-

den, sing' mir nicht mehr mit so herzgebrochener Stimme: ‚Schein ich auch zufrieden, fühl' ich doch den Schmerz,' — und bleibe gut

Deiner

Jungfer Weisheit.

Bitte, sieh auch einmal nach der alten Hanne neben dem Thorhäuschen, die ich so oft besucht, und grüße sie von mir. Für die kleinen Mädchen Deines Taglöhners habe ich von unsern Knaben alte Geschichtenbücher erbeutet, eben so ein noch stattliches Wams für den kleinen Jakoble, der die Gänse hütet, ich hoffe, du wirst Ehre einlegen mit diesen Spenden.

B . . . heim, März 1840.

Liebes Lottchen!

Der erste Brief von meinem neuen Aufenthalt aus; ach, ich wollte, es wäre der letzte, so innerlich müde, so gebrochen fühle ich mich.

So hat sich mir denn das Wittwenstübchen aufgethan, früher als ich damals geglaubt, und Du hast vor Zeiten recht gehabt, Lottchen, seine stillen Wände sind manchmal laute Prediger, gewaltige Mahner an versäumte Pflichten, an Tage, die sich nicht wieder einholen lassen. Dank sei es Gott, und Dank sei es Dir, meine freundliche Mahnerin, daß ich in den letzten Jahren meiner Ehe mehr an die Pflicht als an meine verfehlten Wünsche gedacht, Dank auch für die Tage des Leidens, in denen ich doch meinem Mann eine Pflegerin sein durfte.

Es war freilich eine schwere Zeit, diese sieben Monate der Krankheit, und sie dünken mir oft mehr als sieben Jahre,

aber ich möchte sie manchmal wiederholen, nur um mir das Gefühl eines Berufs, eines Lebenszwecks damit zu erkaufen.

Ich habe mich lange, viel länger als meine Absicht war, noch auf unsrem Landhaus verweilt, nun aber wählte ich mir doch einen andern Aufenthalt; ich mochte es nicht mehr bewohnen, so lang sein Besitz mir durch den verdrießlichen Prozeß mit den Verwandten meines Mannes bestritten ist, auch hätte ich mich dort gar zu einsam gefühlt.

Nach U., wo die Mutter wohnt, wollt ich nicht gerne ziehen. Die Mutter ist gut und freundlich, aber mit ihrer Familie harmonire ich zu wenig, meine Brüder sind fort, und den Geschwistern der zweiten Ehe bin ich immer zu fern gewesen, als daß wir jetzt einander bedürfen sollten.

Da habe ich nun hier, wo mir die Gegend immer gefiel, eine freundliche, elegante Wohnung, Umgang so viel mir beliebt, genieße Achtung und Aufmerksamkeit, habe alle Mittel, mir das Leben so angenehm als möglich zu machen, kann meiner wirklich angegriffenen Gesundheit nach Muße pflegen, und — frage mich fast jeden Morgen, wozu ich denn eigentlich aufstehe und den Tag beginne, und lege mich jeden Abend nieder, müde vom Nichtsthun, mit dem Gedanken, daß es für niemand ein Unglück wäre, wenn ich nicht wieder erwachte.

„Arbeite, mach dir zu thun!“ wirst Du sagen. Ach Liebe, ich bin zu matt und abgespannt zu neuen Unternehmungen und Planen, und was ich für mich thue, scheint mir alles unnütz und zwecklos. Ich sticke in Armenbazars, immer mit dem Gedanken, es wäre besser und einfacher, den Armen das Geld geradezu zu geben, das ich hier an unnützes Getändel verwende; ich unterzeichne zu allen Sammlungen für milde Zwecke, das ist ein unerquickliches Geben, ohne Freude und Dank; ich arbeite in Nähvereinen für

Arme und denke dabei: nun gewöhnt man die Leute, die wenigstens gesunde Hände haben, noch zur Faulheit, indem man für sie näht und flickt. Ich putze mich auch und gehe in Visiten und komme noch leerer und ausgeschöpfter heim, als ich hinging.

Du hast mich nicht in dieser Stimmung verlassen, liebes Lottchen; ach, vielleicht wäre ich nie darein gekommen, wenn Du immer bei mir wärest! Dank Deiner mahnenden Liebe und der Treue Gottes, der mir mein eigen Herz aufschloß, waren die letzten Jahre meiner Ehe glücklicher, als das erste, und ich freute mich fast, in der langen beschwerlichen Pflege meines kranken Gatten früher Versäumtes gut machen zu können. Wie wenig ich ihm auch von dem Glück gewährt habe, das er mit mir zu finden gehofft, er ist doch mit Dank und Segen auf seinen Lippen gestorben und, liebes Lottchen, Dir darf ich es wohl sagen, in den vier Jahren unsrer Ehe war es an seinem Krankenbett das erstemal, daß ich mich an meinem Platze fühlte.

Der Frieden seines Sterbebetts nach so langen Leiden, Deine wohlthuende Nähe, und später die Mühen und Geschäfte des Umzugs haben mich eine Zeitlang noch kräftig und aufrecht erhalten, jetzt sinke ich zusammen, und wie ein grauer Schatten legt sich das Gefühl eines nutzlosen unbefriedigten Daseins über meine Seele.

Wenn ich nach dem Ausgange des Prozesses freie Herrin meines Vermögens bin, so hoffe ich, die Mutter und meine ältern Geschwister reichlich unterstützen zu können. Aber, was ist das? wenn ich sterben würde und ihnen mein Geld lassen, so wäre es eben so gut für sie, oder noch besser.

Wenn Dein Präzeptor endlich nach jahrelangem Melden Pfarrer geworden, und Du Deines mühsamen Dienstes ent-

hoben bist, so eile zu mir, Deine Gegenwart kann nirgends wohlthätiger sein, als bei

Deiner

armen Helene.

April 1840.

Liebe Helene!

Der Vetter ist endlich Pfarrer und die Knaben werden entlassen. Wir sind erstaunlich betrübt, daß wir von einander müssen; Rudolf, mein Liebling, machte mir gestern den Vorschlag: „weißt was, Fräulein Lottchen? heirath Du einen Präzeptor, dann bleiben wir alle bei Dir.“ Ich werde im Vorgefühl des nahen Abschieds mit Geschenken aller Art überhäuft, Rudolf will mir durchaus seine Ziehharmonika aufdrängen: das werde so unterhaltend sein für mich, wenn ich allein sei, Heinrich verehrt mir selbstilluminirte Bilder, zierlich ausgeschnitten, Karl den Balg eines frühverstorbenen Eichhörnchens und meint, das gäbe gewiß eine kleine Boa für mich; der wilde Fritz hat mir mit großer Mühe ein Kettchen von ausgeschliffenen Kirschensteinen verfertigt; — ich bekomme ein ganzes kleines Raritätenkabinet von den Andenken dieser und früher geschiedner Zöglinge. Ich will es wohl verwahren und freue mich schon darauf, wenn später Einer oder der Andere seinen Weg in die Welt gemacht hat, sein Andenken wieder hervorzusuchen und der alten Zeiten zu denken, wo ich den Kopf gewaschen, der dann eine kleine Welt in Bewegung setzt. Ich habe so meine eignen Vermuthungen über jeden der kleinen Burschen, und es wird ungeheuer unterhaltend sein, ihren Lebenswegen mit meinen Gedanken zu folgen.

Meine Zukunft liegt noch im Dunkel, doch ist mir nicht

bange darum. Denkst Du an das Bildchen, das mir, zum Neid der Schule, unsere alte Nähfrau schenkte, als wir ihren Unterricht verließen, um uns in der Residenz weiter auszubilden? es ist darauf ein Vöglein abgebildet mit einem zierlich gefalteten Briefchen im Schnabel und der Unterschrift:

Hier innen in dem Brieflein steht,
Wie es Dir, liebe Freundin, geht.

Wir waren damals höchst begierig, das Briefchen zu öffnen, es enthält nichts, als die Worte; ‚wie Gott will.‘ Ein anderes Orakel für meine Zukunft habe ich bisher nie verlangt und nie bedurft.

Einen überraschenden Besuch erhielt ich in den letzten Tagen, als ich eben bei der prosaischen Arbeit der Kleiderreinigung war, die ich allwöchentlich einmal selbst vornehme. Ein großer, schöner Mann trat ein, bärtig und sonnenverbrannt; ich glaubte, er sei fehlgegangen, und erst als er rief: „Grüß Gott, Lottchen!“ und mir lachend die Hand schüttelte, da erkannte ich mit einem lauten Freudenschrei Albert, meinen alten Freund und ersten Zögling, der von seinen Reisen zurückgekehrt, und vor allem mich aufgesucht hatte.

Ich mußte lachen und weinen vor Freude, ich ließ pflichtvergessen die vierundzwanzig Wämser nebst sonstigen Kleidungsstücken liegen, und setzte mich mit ihm in die Laube unsres Hausgärtchens und ließ mir erzählen von seinen Erlebnissen und seinen Reisen; geschrieben hatte mir der böse Junge gar selten. Aber ich konnte nur unbefangen mit ihm reden, wenn ich seine alte treuherzige Stimme hörte, ohne ihn anzusehen, denn wenn ich in dies schöne männliche Gesicht sah, konnte ich mich nimmer in die alte Zeit finden, und ich hätte mit dem König in Uhlands Ballade rufen mögen:

Wie bist Du so jung geblieben,
Und ich bin geworden so alt.

Wir brachen erst auf, als die Jungen von der Schule heimkamen und ihre neugierigen Köpfe hereinstreckten. Sie brachten mich bei Tisch eigentlich in Verlegenheit mit ihrem Kichern und Köpfezusammenstecken, als der schöne stattliche Albert neben mir saß.

Albert will sich nun ein Landgut kaufen und seinen Vater zu sich nehmen. Natürlich gehört zu solchen Planen vor allem eine junge Frau; er hat mir darüber nichts anvertraut, und ich war schüchtern, ihn zu fragen, aber ich bin sehr begierig auf seine Wahl.

Da schreibe ich Dir wieder Seiten lang über mich und meine eignen Angelegenheiten, und wollte doch nur Dir ankündigen, daß ich zu Dir kommen will, wenn erst unsre Pension aufgehoben ist.

Dann, liebe Helene, wollen wir vereint gegen den grauen Dämon kämpfen, der Dein Leben zu umnachten droht. Halt Dich tapfer und sinke nicht! sollen all die hohen und schönen Vorsätze unserer Jugend zusammensinken, wenn unsre ersten Träume nicht Wahrheit geworden?

Was Du thun sollst, um Dein Leben auszufüllen, das kann ich Dir so genau nicht sagen. Stell Dein Herz und Deine Hände nur recht ernstlich zu Gottes Verfügung, gib Acht, Du findest etwas zu thun, ohne weit zu suchen und ohne Unnöthiges hervorzusuchen, nur mußt Du es dann thun, auch wenn Dir's nicht angenehm wäre. Du lebst zum Beispiel mit einer Magd unter Einem Dache, oder mit zweien, kennst Du auch nur sie und ihre Verhältnisse, zeigst Du ihnen wirklich herzliche Theilnahme an ihrem Ergehen. Sorge für ihre Weiterbildung, natürlich in ihrer Sphäre!

weißt Du, daß der unbewußte Einfluß, den Du auf Deine Umgebung übst, ein unberechenbarer ist, daß Du ihnen zum Segen oder Unsegen werden kannst, je nachdem sich eine klare, fromme, geläuterte Seele, oder ein launiges, verstimmtes Wesen in Deinem ganzen Sein und Thun abspiegelt?

Ich muthe Dir gewiß nicht zu, daß Du, müde und gebrochen, wie Du Dich jetzt fühlst, auf innere Mission hinausziehen solltest; übe zuvor die innerste, nimm Dein eigen Herz in die Schule, weich keiner Pflicht aus, die Dir im Wege liegt, auch wenn sie aussieht wie eine Last; gib Acht, die innere Mission gibt sich mit der Zeit von selbst. Und wenn es vielleicht gerade in der Stille eines wenig bewegten Lebens ist, daß Dir Gott noch ein Wörtchen besonders zu sagen hat, liebes Herz, so hör' aufmerksam zu, Lust und Kraft zum Wirken wird kommen, und ein Feld dazu auch, denk nur an mich!

Schon wieder die Jungfer Weisheit! ach, und sie hat so nöthig, sich selbst zu predigen. Wenn Du meinst, daß ich mit so ganz unversiegter Frische und Lust meinem Tagewerk nachgehe, so irrst Du; glaub' mir, es kommen auch Zeiten, wo ich meine, ein Recht zu haben, nach dem vollen Baum des Lebens zu greifen; und Muth und Kraft und Ergebung müssen erbeten sein; aber sie lassen sich erbitten.

Unser kleiner Konrad, der ausgelassenste Bursche, trieb's neulich gar zu bunt, ich machte ihm rührende Vorstellungen: „Siehst Du nicht, wie der Karl so artig ist und uns so viel Freude macht?" — „Ja, das glaub' ich, das ist keine Kunst, wenn ich so brav wär', wie der Karl, da wollt' ich auch gehorsam und fleißig sein," heulte er. Nichts für ungut, Helenchen, aber Du kommst mir fast vor wie der Konrad, wenn Du immer wiederholst: „Ja, wenn ich Deine Natur hätte, so wollt' ich wohl glücklich und zufrieden sein!"

Liebes Herz, ich muß auch steigen und klimmen, wenn ich an's Ziel kommen will, aber ich zähle nicht die Steine unterwegs. Gott helfe uns Allen!

B . . . heim, Juni 1840.

Liebes Lottchen!

Gott wird uns helfen, deß bin ich jetzt getroster Zuversicht. Ich will nicht verdrossen am Wege liegen bleiben, nicht klagen über die Irrthümer und Mißgriffe der Vergangenheit, nicht fragen: wo ist mein Antheil an Freude und Lebensglück? ich will auf die Augen des Vaters sehen und gehen, wohin sie mich leiten, und ich bin gewiß, das Ziel wird ein seliges sein.

Du staunst über dieser Aenderung, Du mißtraust ihr wohl und hältst sie für ein Aufflackern, wie es schon manchmal war und — wieder erlosch. Ich mißtraue mir auch, Liebste, aber ich traue auf den, der größer ist als unser Herz.

Aber wer hat diese Aenderung bewirkt? — Du hast viel an mir gethan und bist nicht müde an mir geworden, ich danke Deiner Treue viel; aber Gott hat noch mit einer andern Stimme an mein Herz gesprochen.

Vergangenen Sonntag lag das Leben schwerer auf mir als je. Meine Magd, in der ich wirklich eine gutmüthige Person erkannt, rieth mir, auch einmal in der Früh einen Spaziergang zu machen, „wenn's so schön grün ist draußen, und alles im Blust, und die Nachtigallen schreien zusammen, das ist's so söllig schön," meinte sie. Ich ging nach einer Seite hin, die mir noch wenig bekannt war, nach einem kleinen Dorf, das gar freundlich in Obstbäumen gebettet

liegt. Ich bin seit Jahren nicht mehr dazu gekommen, früh aufzustehen, so oft ich mir auch Dich als lobenswerthes Beispiel vorstellte. Die frische klare Morgenluft, der Sonntagshauch auf der ganzen Gegend, die Vöglein, die an dem ersten sonnigen Frühlingstag sich lustig hören ließen, — alles that mir unbeschreiblich wohl, und von all meinem Klagen und Fragen blieb mir nur die heiße Sehnsucht, als reiner Ton in den wunderbaren Einklang der reinen Schöpfung miteinstimmen zu können.

Ich setzte mich an einer schattigen Stelle, an dem Bächlein, das durch das liebliche Thal rauscht, und vergaß Ort und Zeit, bis ich Glocken zur Kirche läuten hörte; von allen Seiten her zogen die Landleute zu dem mehr als bescheidnen Kirchlein, ich folgte ihrem Zuge und setzte mich, etwas angestaunt von der Umgebung, auf eine Bank im Hintergrund.

Die Stimme, die ich von der Kanzel hörte, sprach mich wunderbar bekannt an, konnte das Sturm sein, der einst so ungelenke, verschmähte Sturm? aber wie würde der denn gerade hieher verschlagen worden sein? Bei dem Dämmerlicht, das in dem trüben Kirchlein herrschte, konnte ich die Züge des Predigers nicht so ganz unterscheiden. Bald aber vergaß ich Stimme und Züge über dem Inhalt der Predigt, deren einfache schlichte Worte, auf das Verständniß von Kindern berechnet, — es war Konfirmation — so tief in's Herz drangen.

Er sprach über die Worte: sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben. Ich kann Dir des Geistlichen Worte nicht wieder geben, aber sie haben einen Funken in meiner Seele angezündet, der, so Gott hilft, nicht wieder erlöschen soll. Habe ich denn bis jetzt bedacht, auch nur geahnt, w a s die Treue des Herzens gegen Gott ist, und wie ganz anders sich das Leben mit all seinen Wechselfällen gestalten muß für das Kind, das die Vaterhand festhält, als

für das, das vermessen seinen Antheil an Glück fordert, um damit zu schalten nach eignem Gutdünken?

Der Weihegesang der Kinder, mit dem sie sich dem Herrn ergeben, ach, den auch wir einst angestimmt! — die Einsegnung, Alles bewegte mich auf's Tiefste. Nun der Geistliche im Kreis der Kinder stand, erkannte ich ihn deutlich, — es war wirklich Sturm. Aber meine Seele hatte nicht Raum für Gedanken an meine irdische Vergangenheit, ich eilte, in der Stille heimzukommen, — die ganze Welt war anders,

Es fallen alle Sorgen hin,
Zur Lust wird jede Pein,
Es wird erfreuet Herz und Sinn,
Dein Gott ist wieder dein.

Ich erhielt Deine lieben Worte am Tage nach jenem Sonntag, wie freue ich mich, bis Du kommst! o Du bist mir noch sehr nöthig, das Hinabsteigen von dem Berg der Verklärung in's Thal des Alltaglebens ist oft schwer.

Die nächsten Tage verlebte ich noch im Nachklang der tiefen, gewaltigen Bewegung, die mein Herz umgewandelt hat. Wohl ist der Hauch des Gottesgeistes in uns dem geheimnißvollen Wehen des Windes zu vergleichen, — er läßt sich fühlen, aber nicht beschreiben.

Das unerwartete Wiedersehn eines so treuen, unvergeßnen Freundes bewegte mich auch; ich hätte so gern gewußt, wie er denn hieher kam, aber ich scheute mich, Andre nach ihm zu fragen, und scheute mich noch mehr, selbst eine Annäherung zu suchen.

Ich wäre gern, so gern wieder in die kleine Dorfkirche gegangen, aber ich wagte es auch nimmer. Einmal ging ich doch Abends wieder in der Richtung des Dörfchens, ich kam in Gedanken weiter als ich beabsichtigt; da hörte ich

plötzlich den überraschten Ausruf: „Helene!" und mit einer Freude, die ich kaum für möglich gehalten, sah ich die wohlbekannte Gestalt wieder, die ich in so ganz andrer Umgebung verlassen hatte.

Aber ich fühlte mich etwas scheu und befangen, nicht in der Erinnerung an seine Bitte und mein Verweigern, — ach, das scheint mir in unermeßlicher Ferne zurückzuliegen, nein, im Gedanken an die in ihrer Einfalt so gewaltige Predigt, die meine tiefste Seele erfaßt, — der schlichte Mann, über dessen ungewandtes und, wie ich dachte, prosaisches Wesen ich mich im Uebermuth der Jugend so weit erhaben gedacht hatte, stand nun so hoch über mir, — ein Bote des Herrn.

Er selbst war unbefangen und herzlich erfreut über das Wiedersehen. „Aber wie kommen Sie hieher?" fragte ich endlich. „Aber wie kommen Sie hieher?" gab er mir zurück. Ich erfuhr nun, daß sein Vater Pfarrer in dem Dörfchen hier gewesen; nach dessen Tode hatte ihn die Gemeinde zu sich berufen, und er gestand mir, daß er sich hier doch unendlich wohler fühle, als im gräflichen Patronat.

Er hat mich indeß schon einigemal besucht, er benimmt sich herzlich, fast väterlich möcht' ich sagen, als alter Freund, ohne den leisesten Anklang, daß er einst mehr sein wollte. Sein ganzes Wesen hat sich wunderbar gehoben seit jener Zeit an Klarheit und Sicherheit; ich glaubte, es sei das Gefühl größerer Unabhängigkeit, er aber sagte mir mit ernstem Lächeln auf eine Bemerkung darüber: „ich habe nun den Grund gefunden."

Ich erkenne nun wohl, daß es ein Edelstein war, den ich verschmäht, aber ich kann nicht beklagen, wie ich gehandelt. Welch ein Weib wäre ich ihm damals geworden! Und Gott will mich lehren, den Himmelsweg zu suchen, auch ohne eine theure Hand, die mich stützt und führt.

Daß der Freiherr in glücklicher Ehe lebt mit einer schönen Frau und sich blühender Kinder freut, hat mir Sturm etwas leise und schüchtern berichtet. Komm gewiß bald, liebes Lottchen, du sollst mir helfen und rathen, wie ich nun meine anvertrauten Pfunde oder Pfündlein zu Nutze mache. Ich bin schüchtern, Sturm, der wirklich der beste Rathgeber wäre, zum Vertrauten meines innern Lebens zu machen, ich fürchte es zu verlieren, wenn es nur auf die Lippe tritt.

Und dann, — wir stehen zwar auf dem unbefangensten Fuße ruhiger Freundschaft, aber einem unverheiratheten Manne gegenüber fühlt sich eine einzelne Frau doch immer etwas befangen.

Mein Prozeß muß sich nun endlich entscheiden, dann haben wir reiche Mittel in Händen zum Wirken und Schaffen.

O, das Leben soll noch schön werden! wenn es auch still bleibt und einsam.

Komm bald, Liebe, recht bald zu

Deiner Helene.

Rohrdorf, Juli 1840.

Liebe Helene!

Unsere Haushaltung ist abgebrochen, ich habe den Knaben, einem um den andern, seinen Koffer gepackt, in sein Stammbuch geschrieben, wenn er eins besaß, und Abschied von ihm genommen. Ich bin so reich an Einladungen der Mama's unsrer Zöglinge, daß ich Jahre lang, wie man zu sagen pflegt, der lateinischen Zehrung nach in Pfarrhäusern, Amthäusern und Forsthäusern umherziehen könnte und von Dankbarkeit leben. Ich weiß freilich, daß das bald vergessen sein wird, aber es thut doch wohl.

Vetter Zweiglers habe ich auf die Pfarre begleitet und bei der Einrichtung geholfen, die gute Frau lebt ganz auf in der Stille des Landlebens, obgleich ihre sieben eignen laut genug sind.

So ist nun wieder ein Kapitel meines Lebens abgeschlossen. Ich nehme viel Liebe mit mir, wenn auch gerade keine ewige, und der Verkehr mit den frischen Jungen hat mein eignes Herz aufgefrischt. Und einen reichen Schatz klassischer Weisheit trage ich mit fort. Den Kärcher und die Konjugationen im kleinen Bröder habe ich so oft überhört, daß ich selbst ganz ferm darin bin, mit dem Cicero stehe ich ganz intim, der Livius und Kornelius Nepos sind mir so bekannt wie Müller und Maier, sogar im kleinen Buttmann habe ich, obwohl ziemlich erfolglose Studien gemacht; — ob noch eine Zeit kommt, wo diese klassische Aussaat Früchte trägt, bin ich recht begierig.

Nun gedachte ich zu Dir zu kommen, liebe Helene, mich mit Dir Deines neuen Lebens zu freuen, auch bildete ich mir selbst ein, ich bedürfe einer Erholung, aber es scheint, daß dem nicht so ist.

Zwei Stunden von Zweiglers neuem Wohnort lebt eine Pfarrerfamilie, die ihm schon lange befreundet ist, und die auch ich von einem frühern Zögling her kenne. Der arme Mann war heute in tiefster Bedrängniß hier und klagte dem Vetter sein Leid.

Ein nervöses Schleimfieber ist in seinem Hause ausgebrochen, die Frau und vier Kinder liegen schwer krank darnieder, die Magd ist an der Krankheit gestorben, nun wird das Haus gemieden, und außer einem alten Weib, die ab- und zugeht, hat der Pfarrer keinen Beistand. Ich war da natürlich gleich entschlossen, den armen Leuten zu Hilfe zu kommen, obwohl der Mann, der nichts von meiner Anwesen-

heit wußte, nicht an mich gedacht und nur dem Amtsbruder sein Herz hatte ausschütten wollen. Ich bin freie Herrin meiner Zeit, gesund und kräftig, in Krankenpflege erfahren, ich habe vor keiner Krankheit die mindeste Scheu, und wenn es in Gottes Willen läge, daß ich das Opfer der Krankheit würde, — so wäre die Lücke in der Welt nicht groß, und kein gebrochenes Herz dürfte am Grabe weinen.

So gehe ich denn morgen nach Wilthal ab und spare mir die Freude, zu Dir zu kommen, auf später auf. Gott wird mit mir sein.

Dein letzter Brief hat mich innig glücklich gemacht. Wie kümmern wir uns oft so unnöthig ab um unsre Lieben, während der Herr seine eignen Wege zu ihrem Herzen findet! Es ist eine zarte Pflanze um solch ein neues Geistesleben, und ich glaube, wir thun am Besten, es als heiliges Geheimniß zwischen dem Herrn und unsrem Herzen zu halten; ist die Wurzel erstarkt in der Stille und Tiefe, so dringt sie selbst zum Licht, und es gilt wohl auch im höchsten und heiligsten Sinn das Dichterwort:

Wenn die Rose selbst sich schmückt,
Schmückt sie auch den Garten.

Du hast deßhalb gewiß recht gethan, Dich Sturm nicht zu eröffnen. Eine treue starke Freundeshand auf dem Pfade aufwärts ist gewiß viel werth, aber die Gefahr ist groß, sich zuviel auf die menschliche Stütze zu lehnen. Die Verehrung für reichbegabte Prediger, die so Manche edle Frauenseele dem Lichte zugezogen, ist auch für Manche schon zur Schlinge geworden und hat zu einer Art von geistlicher Koketterie geführt, die ich für das Gefährlichste halte, weil hier der böse Feind die Gestalt eines Lichtengels annimmt.

Liebe Helene, ich habe noch etwas auf dem Herzen, von

dem ich nicht gewiß bin, ob es nicht mein Geheimniß bleiben sollte. Wenn ich aber so recht bedenke, wie wir von jeher alles getheilt, so fühle ich, daß ich es Dir nicht verschweigen kann, ohne einen leisen Schatten zwischen uns zu werfen.

Ich lege Dir hier zwei Briefe bei, einen von Albert, den ich vor einigen Tagen erhielt, und meine Antwort darauf: den ersten Brief meines Lebens, zu dem ich ein Konzept gemacht habe.

Liebes Lottchen!

Seit drei Tagen bin ich Besitzer des Guts Berghofen: ein ganz freundlicher Sitz, das Wohnhaus gleicht mehr einem Bauernhaus als einer Villa, ist aber bequem und hell, die grünen Bäume schauen zu allen Fenstern herein, schöne Aecker, prächtige Wiesen, ein Stück Wald, Ochsen und Kühe, Schafe und Böcke, Hühner und Gänse, — es ist mir noch wie ein Traum, daß ich der Besitzer von dem Allem sein soll.

Nichts fehlt mir, als eine gute Frau Landwirthin; liebes Lottchen, wolltest Du die nicht sein? Du bist immer so viel besser und klüger gewesen als ich, ich habe neben aller Liebe so großen Respekt vor Dir, daß ich nur schüchtern meine Bitte vorbringe, aber, liebes Lottchen, wir würden gewiß glücklich sein zusammen.

Du hast immer so viel Freude am Landleben, so viel Lust zu landwirthschaftlichem Schalten und Walten gehabt, ich meine, es müsse Dir hier gefallen, und unter Deiner Hand würde Alles erst recht gedeihen. Du bist so lange ohne Heimath gewesen und hast doch auch unter Fremde stets ein treues, heimisches Herz getragen, da möchte denn ich Dir eine freundliche Heimath bereiten, wo Du gewiß recht aufleben solltest in Friede und Freude.

Ich weiß wohl, was Du mir einwerfen wirst. Du bist

etwas älter als ich, ein Jahr etwa, vielleicht auch zwei oder mehr. Aber Du bist ja so frisch und heiter, Du kannst gar nicht alt werden; ich habe junge, siebzehnjährige Mädchen gesehen, die erlegen wären unter Lasten, wo Dir erst der Muth und die Frische wuchs; das ist wohl die rechte Jugend.

Du sagst auch, Du seiest nicht schön, — ich weiß nicht wie Du andern vorkommst, aber ich habe noch in kein Gesicht lieber gesehen als in das Deine; in all dem Trubel und der Verstörung meines Elternhauses, an dem langen Krankenlager der Mutter, bei dem hilflosen Alter des Vaters, sind mir Deine guten Augen so oft als ein trostreiches Licht aufgegangen, daß ich nicht zu wissen brauche, ob sie himmelblau sind oder nur grau, ob schwarze Sonnen oder Veilchen im Thau, wie die Dichter singen; ich meine, sie werden mir lieb bleiben mein Lebenlang. Du bist keine schlanke Palme, wie Deine schöne Freundin Helene, aber ich meine, die kleinen Frauen sind eigentlich hübscher und erhalten sich jünger, und Du bist im schlichtesten Hauskleid immer so rein, so zierlich und niedlich, ich glaube nicht, daß mir die schönste und eleganteste Dame je so wohl gefallen könnte.

Ich biete Dir meine Hand, nicht mit der glühenden Leidenschaft, wie ich wohl die Liebe schildern hörte, aber mit dem festen Vertrauen, daß Du mich glücklich machen wirst, mit dem herzlichen Wunsch, Dir das Leben lieb und schön zu machen, und ich denke, eine solche Liebe soll länger halten, als die leidenschaftliche, die wohl nur in der Poesie lebt, wenigstens fortlebt.

Du hältst mich vielleicht noch für zu jung und unerfahren; aber siehst Du, ich habe doch schon ein Stückchen Welt und Leben kennen gelernt. Als ich mir noch ein Knabe vorkam neben Dir, und Dir zuerst nahe kam im Eltern-

haus, als ich Deine Treue und Liebe, Deine unermüdete Geduld, Deine Sanftmuth und Freundlichkeit sah, — lach mich nicht aus, liebes Lottchen, damals schon dacht' ich im Stillen, Du müßtest meine Frau werden; also ist meine Liebe keine zu junge, sondern eine alte.

Ich habe seither daheim und in der Fremde andre Mädchen gesehen, junge, schöne, glänzende und geputzte, aber keine war so lieb und gut wie Du, bei Keiner war mir's in innerster Seele so wohl und behaglich zu Muthe; Du darfst deshalb nicht fürchten, meine Wahl sei eine ungeprüfte.

Liebes Lottchen, sage nicht nein! Du wirst eine so treue Tochter sein für den alten Vater, wie eine gute liebe Hausfrau für mich. Wir werden ein frohes und friedliches Leben führen.

Nicht wahr, ich darf mich ganz von Herzen nennen

Deinen Albert.

Lieber Albert.

Dein Brief hat mir wohl und weh gethan, herzlich wohl durch den Ausdruck einer Liebe und eines Vertrauens, das mir zufällt wie ein unverdienter und ungeahnter Schatz, weh, weil ich dies Vertrauen nicht erwidern kann, wie Du es wünschest.

Alle diese Liebe und dies Vertrauen in Dir möcht' ich aufrufen, wenn ich Dich bitte, mir zu glauben, daß ich meinen Entschluß ohne alle Rücksicht auf mich und meine Wünsche vor Gott in tiefem Ernst erwogen, und daß ich es als seinen heiligen Willen erkannt, daß ich Dir in schwesterlicher Treue zugethan bleibe, ohne daß wir ein näheres Band schließen.

Ich bin drei volle Jahre älter als Du, lieber Albert, das ist ein Mißverhältniß für die Ehe, oder würde es werden. Es mag Ausnahmen geben, die auch einen solchen Bund noch glücklich machen, ich aber fühle, daß ich nicht die innere Jugend habe, die diese Kluft ausgleichen könnte.

Ich zweifle nicht, daß eine ruhige Liebe, wie Du sie mir bietest, zu einem heitern friedevollen Zusammenleben führen könnte, wenn es eine Abendruhe wäre. So aber ist es bei Dir die Stille vor Sonnenaufgang. Du kennst Dein eigen Herz noch nicht, lieber Albert, nicht die wunderbare Fülle von Lust und Leid, die Gott in ein Menschenherz und Leben gelegt hat. Weh mir und Dir, wenn Dein Herz erwachte und Du fühltest Dich an mich gebunden. Es muß etwas Entsetzliches sein um den Kampf der Pflicht mit dem Herzen, wenn dieses nur sein heiliges Recht fordert. Davor bewahre Dich Gott, und ferne sei, daß Du durch mich in solchen Jammer kommst.

Du hast schon viele Mädchen gesehen, schreibst Du. Die Rechte, lieber Albert, scheint es, sahst Du noch nicht. Du kennst noch nicht den Zauber eines frischen, jungen Herzens, das sich schüchtern an Dich schmiegt und in dem Dir eine neue Welt voll ungeahnter Seligkeit aufgeht. Nicht Jedem freilich ist es bestimmt, in seiner Jugendliebe auch seines Lebens Glück zu finden. Ob Dir dies Loos beschieden, weiß ich nicht, aber durch mich wenigstens sollst Du nicht darum betrogen werden. Du willst mir, der Heimathlosen, eine liebe, freundliche Heimath bieten. Gott segne Dich dafür und mache Dir Dein Haus einst schön und freudenvoll. Glaube, daß die Erinnerung an Deine Liebe auch in meine Zukunft einen Lichtschein werfen wird. Sorge nicht um mich, ich habe mich noch nie heimathlos fühlen dürfen. Sei gewiß, daß ich in jeder Lebenslage, wo ich der Stütze und Hilfe eines Bruders bedarf, mit vollem Vertrauen auf die Deine zählen werde, und denke auch, daß Du immer und überall, wo Dir die Theilnahme und der Beistand einer treuen Schwester noth thut, das erste und vollste Anrecht an mich hast.

Lieber Albert, nimm meine Erklärung nicht mit Bitterkeit auf, laß mir das Bewußtsein, daß wir dadurch nicht getrennt,

sondern in herzlicher Bruder- und Schwesterliebe verbunden werden, und gönne mir Dein Vertrauen, wenn einmal ein schönres Glück, als ich Dir hätte gewähren können, Dir erblüht.

In treuer schwesterlicher Liebe Deine Lotte.

Ich weiß nicht, liebe Helene, ob Du meinen Entschluß billigst; er ist das Ergebniß eines heißen, schweren Kampfes.

Aber ich kenne Alberts Herz besser als er selbst, ich weiß, daß es einer Liebe fähig ist, von der er jetzt noch keine Ahnung hat. Gott behüte mich vor der Qual der Reue, wenn sein Herz zu spät erwachte.

Vielleicht, ach vielleicht hätte ich's doch gewagt, auf diese ruhige Liebe, auf diese kindliche Freude hin, mit der er mir Herz und Haus bietet wie ein hübsches Weihnachtsgeschenk, wenn — ich selbst nicht eine andre, eine heißere Liebe zu ihm fühlte.

Das war mein Geheimniß bis jetzt, liebe Helene; das Du wohl schwerlich geahnt, das ich mir selbst kaum gestanden habe, das mir erst recht klar geworden ist, als ich ihn wiedersah in der Fülle männlicher Kraft und Schöne.

Die Ungleichheit der Gefühle ist eine größere als die der Jahre, und wo die Kluft der Jahre hinzu kommt, wird sie unlösbar. Ich fühle, mehr als ich Dir sagen kann, wie es unser Glück und unsern Frieden gefährden könnte, wenn ich, die ich ihm bis jetzt mein kindisches Herz unter einer Gouvernantenmiene verborgen, ihm zur Seite wäre mit einer Liebe, die er nicht versteht und nie erwidern könnte.

Nun habe ich mein Herz und die Welt überwunden und kann mit Freude sehen, wenn mein Opfer kein vergebliches ist, wenn er in einem jungen Herzen das Glück findet, das er noch nicht kennt: aber mit welcher Seelenqual hätte ich als sein Weib seine Blicke bewachen müssen, in der Furcht, daß er, nicht untreu, aber unglücklich würde.

Ich habe Gott herzlich gebeten, mir seinen Willen klar zu machen und habe nach bestem Wissen gethan; habe ich geirrt, so möge nur der Irrthum keinem Herzen weh thun als meinem eignen.

Ich bin sehr müde, seelenmüde, es wird gut sein, daß ich in eine Thätigkeit komme, die mir nicht viel Zeit zu eignen Gedanken läßt, ich habe mich müde gedacht in den letzten Tagen.

Behüt Dich Gott, liebe Helene! möge für Dich die Zeit der Kämpfe vorüber sein.

B . . . heim, Dezember 1840.

Liebes Lottchen!

So eben geht der Advokat von mir, der mir ankündigt, daß mein Prozeß — verloren sei. Einige Formfehler im Testament sind nachgewiesen worden und der Ehekontrakt, den Milber mit seiner ersten Gattin gemacht, ist wieder in Geltung. Einen Jahrgehalt, den mir die Gnade der Verwandten ausgesetzt, habe ich ein für allemal abgewiesen und ich will das nicht bereuen, selbst wenn ich betteln müßte.

Was mir gesetzlich bleibt, ist äußerst wenig, da der größte Theil von Milbers Vermögen von der ersten Frau stammte.

So ist's, und ich hätte nie geglaubt, daß ein zeitlicher Verlust mich so erschüttern könnte. Jetzt erst verstehe ich, was das Wort Prüfung bedeutet: diese hat mir viel geoffenbart, was ich selbst nicht gewußt.

Ich glaubte vor Gott behaupten zu können, daß kein eigennütziger Grund mich zur Wahl meines Gatten geführt; jetzt ist mir klar, daß ich ihn doch nicht gewählt hätte, wenn die Heimath, die er mir geboten, eine Heimath der Arbeit

und Entbehrung gewesen wäre. Es ist freilich nicht Freude am Besitz, was mir den Verlust schwer macht; ich habe mein Lebenlang das schnöde Geld so großartig verachtet, als irgend ein stolzes Herz, — aber entbehren, herabsteigen, wieder dienen, wo man befehlen gelernt, — o, ich habe einen tiefen, einen unerquicklichen Blick in mein eigen Herz gethan, aber ich habe Gottes Hand verstehen lernen und ich weiß, daß ich sie noch preisen werde für diese Führung.

Sturm war bei mir, kurz nachdem ich die Botschaft erhalten, ich weiß nicht, ob er es schon gewußt. Der Eindruck war bei mir noch zu neu, als daß ich ihn hätte verbergen können, selbst wenn ich es gewollt. Was er sagte, hat mir innig wohl gethan, doch erstaunte ich über die versteckte Freude in seinen Zügen, die er kaum verhehlen konnte. Ich hoffe freilich, daß mir mit Gottes Hülfe auch dieser Verlust zum Segen werden soll, aber das scheint mir doch fanatisch, ein Mißgeschick, das uns als solches zugeschickt wurde, wie eine Freude aufzunehmen, treffe es nun uns oder unsere Freunde.

Zwei Tage später.

Da kommt Dein Brief. Aber liebes, liebes Lottchen, warum hast Du Dir selbst so weh gethan, wenn Du den Albert wirklich liebst? ist das nicht Fanatismus der Selbstverläugnung? Ich meine, ich müßte dem Albert schreiben, es sei mit dem Nein nicht so schlimm gemeint, er soll nur noch einen Sturm auf Dich versuchen. Doch nein, so keck will ich mich nicht einmischen in fremdes Geschick, aber bedenke Du selbst es noch einmal.

Und noch ein Brief kam mit dem Deinen. Ach, Kind, ich schäme mich meines Glücks im Augenblick, wo Du mit starkem Herzen Dir selbst Deinen Himmel auf Erden verschlossen. — Der Brief ist von Sturm und er bietet mir

zum zweitenmal sein Herz an, ein Herz so treu, so stark, so rein, wie ich es nie geahnt. Er bietet mir seine bescheidne Heimath, ein Leben in Arbeit und Wirken, er fragt mich, ob wir gemeinsam unsern Pfad zum Himmel suchen wollen?

O Liebste, ich weiß nicht, ob das Gefühl, mit dem ich Ja sagte, mit dem ich ihn heute erwarte, die Liebe ist, wie sie Dichter schildern und Mädchenherzen träumen, die Liebe, mit der ich einst an einer idealen, ritterlichen Gestalt hing; aber ich weiß, daß es Friede in meinem Herzen ist, als ob ein ewiger Sonntag angebrochen wäre.

Womit ich die Treue verdient, mit der er mich auf dem Herzen getragen, mich, die Unwürdige, das weiß ich nicht; vielleicht hätte er noch lange, vielleicht für immer geschwiegen, wenn nicht mein Verlust gekommen wäre, dieser glückselige Verlust!

Ich komme fast arm in sein Haus; das Landgut, auf dem mein kleiner Vermögensantheil ruht, ist mit großem Schaden verkauft worden, aber es kümmert mich nicht, er soll mich lehren arbeiten und entbehren und reich sein mit Wenigem. Gute Nacht Selbstständigkeit und Unabhängigkeit! Ein ganzes Leben voll Demuth und Hingebung ist nicht genug, um eines solchen Herzens würdig zu werden!

Lottchen, mein liebes Lottchen, ich bitte Dich, laß Dich auch glücklich machen!

Deine glückliche Helene.

Lottchen an Helene.

Pfarrhaus zu Willingen, Mai 1841.

Eine lange Pause in meinen Briefen, liebste Helene, ich habe Dir nur so flüchtig meine Herzensfreude über Dein

Glück ausdrücken können, das ich, Gott weiß es, empfunden wie ein eignes.

Ein schwerer, leidensvoller Winter liegt hinter uns. Du hast mich in diesen trüben Tagen oft erquickt mit lieben Worten aus der Fülle Deines Glückes; die Probe für weibliche Freundschaft ist nicht das Unglück, wohl aber das Glück, — die unsre hat sie bestanden.

Mit dem schönen Frühling zieht auch die Ruhe bei uns ein, eine wehmüthige freilich, aber doch eine unendlich wohlthuende.

Zwei unserer lieben Kinder haben wir zu Grabe getragen. Es ist ein tiefes Weh, aber ein friedevolles an einem Kindergrab. Die zwei ältern habe ich zu den Großeltern geleitet, die eine schöne, gesunde Schwarzwaldgegend bewohnen. Unser Kleinstes ist von der Krankheit unberührt geblieben und blüht wie ein Röslein; mit ihm wird die Pfarrerin, wenn sie genug erstarkt ist, zu völliger Genesung zu ihren Eltern gehen, und dann Liebste, wenn Du mit Deiner Hochzeit noch so lange warten kannst und eine so verblühte Brautjungfer nicht verschmähst, dann will ich zu Dir eilen und mich sonnen an Deinem Glück und mir Antwort holen auf die vielen Fragen, die mir noch geblieben sind.

Ich freue mich unbeschreiblich, den gewaltigen Sturm kennen zu lernen, der für Dich zum sanften, stillen Säuseln geworden.

Der Frieden und die Stille im Hause hier thut meinem müden Herzen unbeschreiblich wohl.

Die genesene Mutter sitzt matt im Lehnstuhl am Fenster, die gefalteten Hände ineinander gelegt, und blickt hinunter auf die Gräber ihrer Lieblinge, der Pfarrer schreitet an diesen Gräbern vorüber, so oft er zur Kirche geht; wenn er zurückkommt, so beugt er sich über die Frau und bietet ihr ein Blatt, ein Blümchen von den Hügeln, und sie schaut ihm

in die Augen mit einem leuchtenden Blicke, der sagt: der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen. Mir begegnen sie mit einem Dank und einer Liebe, die mich tief beschämen, und wir Alle denken mit Wehmuth einer Trennung.

Ich habe die genesenden Kinder zu der Großmutter geführt. Es war eine schöne Reise bei dem herrlichen Frühlingswetter. Unterwegs machten wir Mittag in einem gar schön gelegenen Gasthaus im Walde. Es war eben ein fröhliches Leben da: einige Familien der Nachbarschaft feierten ein Fest, die Ankunft eines neuen Försters, wenn mir recht ist. Ich machte mit den Kindern einen Gang in den Wald, da keine Wahrscheinlichkeit war, bald das Mittagessen zu bekommen.

Unter einer Eiche im Grünen saß ein schönes junges Mädchen, beschäftigt einen Kranz von Waldblumen zu winden; die reichen, dunklen Locken zurückgeschüttelt, hob sie das taghelle, blühende Gesicht strahlend von Jugend und Lebenslust zu einem jungen Mann empor, der ihr einen reichen Vorrath neuer Blumen brachte. Der junge Mann war — Albert; ich hatte nicht gewußt, daß sein neues Gut hier in der Nähe dieser Gegend liegt. Ich sah seinen Blick, der dem ihrigen begegnete und — ich weiß nun, daß mein Opfer kein vergebliches war. Gott mache sie glücklich!

Ich zog mich in der Stille mit den Kindern zum Hause zurück. Von der Wirthin erfuhr ich, daß das Fräulein die Tochter eines adeligen Rentbeamten der Gegend ist; „eine hörig schöne Jungfer und so gar brav," versicherte sie. Der Adel wird hier keine Schranke bilden; Gott segne sie Beide.

Ich hoffe später auf Alberts brüderliches Vertrauen; jetzt hielt ich für besser, mich ihm nicht zu zeigen, und kam auch unbemerkt mit den Kindern fort; es war ein so fröhliches Getümmel im Saale unten, daß uns Niemand hörte.

Was nun weiter mit mir wird? Pläne genug, liebe

Helene. Der Arzt aus der Residenz, der noch zu unsern Kranken berufen worden, ein sehr vortrefflicher Mann, der äußerst gütig gegen mich war, will eine Heilanstalt für kranke Kinder begründen, wobei seine Gattin, die man sehr rühmt, ihm treu dabei zur Seite stehen will, und er bat mich, als seine Gehülfin einzutreten. Das wäre so ganz nach meinem Sinne, und wenn mir nicht ein anderer klarer Wink wird, so gedenke ich diesem zu folgen.

Zuvor aber will ich mich freuen mit den Fröhlichen und eine ruhige gute Zeit mit Dir genießen.

Ich weiß, ich fühle es in Deiner Seele, liebe Helene, daß Du, glücklich wie Du bist, auch mich so sehen möchtest, ich weiß, daß Du Dich bekümmerst um mein Loos. Thue es nicht, meine Liebe: Gott weiß, daß bis in mein tiefstes Herz kein Gefühl ist, als Dank und Frieden.

Es kam mir in diesen Tagen in einer Sammlung englischer Poesien, dem Geschenk unsers alten Lehrers, ein Gedicht in die Hand. Laß es die Antwort sein auf Deine Sorgen um mich.

Herr, was soll aber Dieser?

Joh. 21, 21. 22.

Was soll aber Dieser, Herr?
Willst Du für den Bruder fragen?
Ist er Gottes Eigenthum,
Laß den Herrn Dir Antwort sagen.
Sorge nimmer Du um dessen Pfad,
Den Er an sein Herz gezogen hat.

Frage nicht: was wird sein Loos?
Laß es in des Heilands Brust,
Ob er früh ihn heimwärts ruft

Zu des Himmels Ruh und Lust,
Ob er soll in Waffenrüstung stehn,
Um die Zukunft seines Herrn zu sehn.

Ob allein mit seinem Gott
Er den Pfad zum Himmel schreite,
Ob der Liebe süßes Licht
Treu und hilfreich ihn geleite,
Ueberlaß es Du den mächt'gen Händen,
Die da Herzen wie die Ströme wenden.

Wo ein Hauch vom Himmel weht,
Kann des Bergbachs einsam Rauschen
Flüstern mit so süßem Klang,
Als wo Wellen Grüße tauschen;
Wer da wandelt in der Gnade Schein,
Mag wohl einsam sein, — doch nie allein.

Ob er reich sei oder arm,
Ob er Diener, ob er frei,
Kümmre das nicht Dich und ihn,
Bleibt er nur dem Herrn getreu.
Wer zuletzt den sichern Strand gewonnen,
Zählt nicht, wie viel Wellen er entronnen.

Möge das Dein Trost sein und der meinige, geliebte Helene; freue Dich Deiner Liebe und Deines Glückes und denke in Frieden und Freude an

Deine Lotte.

Inhalt.